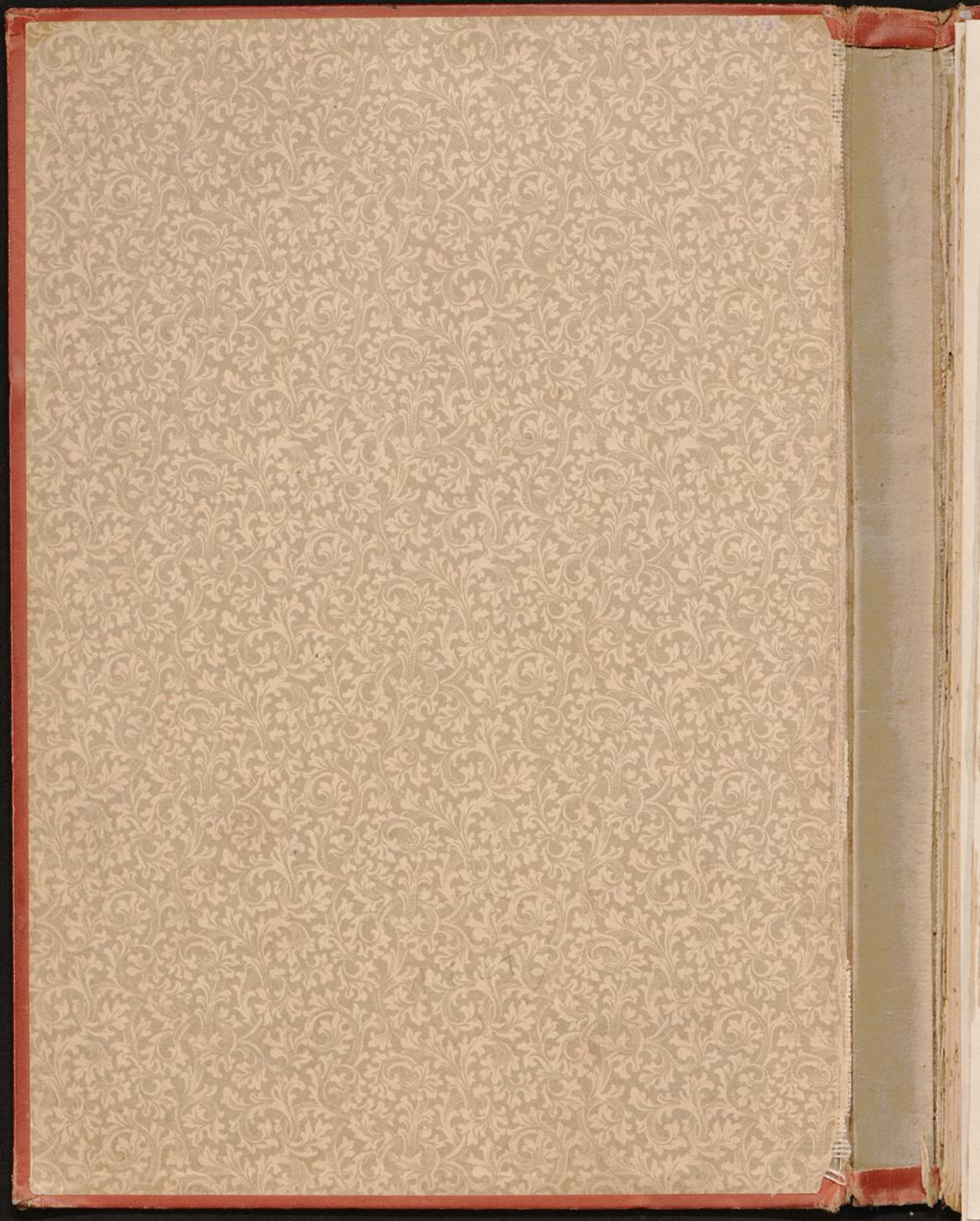


V  
nicht  
erleihen



Buch  
DER JUGEND

pa e  
999.7  
016



# Buch der Jugend.

Für die

Kinder des Proletariats

herausgegeben

von

Emma Adler.



Universität Bremen  
Bibliothek

HE 3016

Berlin 1895.

Verlag der Expedition des „Vorwärts“

(Zb. Glocke).

x  
page  
999.7  
016



## Inhaltsangabe.



	Seite
Vorhang.	
Wer zuerst zornig wird. Aus dem Dänischen überfetzt von J. C. Boestion. . . . .	1
Von der Nachbarmwelt der Erde. Von Josef R. Ehrlich . . .	14
Ein Weib und ein Mann. Von W. Liebknecht . . . . .	19
Früh enttäuscht. Nach dem Französischen des G. Verhaeven frei überfetzt . . . . .	23
Aus Goethe's Jugendzeit. Von Emma Adler . . . . .	23
Erlebnisse aus meiner Kindheit. Von Josef Schiller . . . .	49
Die Bettler von Moskau. Von Graf Leo Tolstoi . . . . .	57
Die Geschichte vom Prinzen Wulewaz. Ein Märchen, erzählt von Friederike Dessoff . . . . .	63
Meine Anna. Von Paola Lombroso . . . . .	69
Handwerksburschen — Vagabunden. Von A. Bebel . . . . .	79
Die Erdbeere. Von Ferdinand v. Saar. . . . .	84
Spizl. Von Maria Janitschet . . . . .	84
Das Dorfgericht. Von Maria Zebritowa . . . . .	92
Im Krainer Karste. Von Professor Friedrich Umlauf . . . . .	95
Recht und Unrecht. Ein magyarisches Märchen. Uebersetzt von Dr. L. Katona . . . . .	99
Meine Firmung. Von Johann Kejel . . . . .	104
Eine Erinnerung an Norwegen. Von Emil Vandervelde . . .	110
Hrycio's Schulweisheit. Ein galizisches Kulturbild. Aus dem Kleinrussischen des Iwan Franko . . . . .	111
Schutzengel. Von Sladek. Aus dem Böhmischem überfetzt von Marie von Ebner-Eschenbach . . . . .	118
Kleine Barfüßler. Von Guillaume Vandekerckhove. Mit einem Nachwort von Dr. Victor Adler . . . . .	119
Der sonderbare Pachtzins. Altenglische Sage, nacherzählt von Emma Adler . . . . .	123
Der uninteressante Fall. Eine Szene aus dem Spitale. Von Ego Armiger . . . . .	125
König Mensch. Von Friedrich Stampfer . . . . .	127
Idyll. Von Emanuel Hans Sax . . . . .	132
Mensch und Bär. Eine bosnische Thiersage. Von Friedrich S. Krauß	133

	Seite
Die Luftschiffahrt. Von Dr. Anton Lampa . . . . .	134
Nordböhmische Volksagen. Von Julius Schuldes. . . . .	142
Rafael Sanzio von Urbino. Ein Lebensbild. Von Heinrich Wille	146
Die Handmühle auf dem Meeresgrund. Aus dem Norwegischen übersezt von M. C. Prestion . . . . .	152
Wie ich Dichter ward. Von Leopold Jacoby . . . . .	156
Das „Lumpenproletariat“ des Himmels. Von Josef A. Ehrlich	158
Eine Jugenderinnerung. Von Noemi Altier. Aus dem Französischen übersezt von Emma Adler . . . . .	163
Die Felshöhlen von Czarna Hora. Alte galizische Volksage .	170
Die Erfindung der Lokomotive. Von Ingenieur A. Braun. .	173
Die Kaze, der Hahn und die Leiter. Altfranzösisches Märchen, nacherzählt von Emma Adler . . . . .	182
Aus dem Leben eines Proletarierkindes. Von Anna Altmann	186
Die Brüder. Eine Erzählung von F. Grundmann . . . . .	191
Urashima. Ein japanisches Märchen, nacherzählt von Mas Oera.	204
Bilder aus der Hausindustrie in Thüringen. Von Professor Dr. Emanuel Hans Sax. Zusammenge stellt von Emma Adler	207
Der Krystallfarg. Aus Professor Pitre's Sammlung alt-italienischer Volksagen. Uebersezt von Emma Adler . . . . .	221
Die zwölf Monate. Slovaksche Sage. Nacherzählt von Emma Adler	225
Ein Vater an seinen scheidenden Sohn. Von Eduard Kieger.	230



## Vorwort.



Zimmer ist es eine schwierige und undankbare und in manchen Fällen eine überflüssige Arbeit, ein Vorwort zu schreiben. Eine schwierige Arbeit: in Kürze das zu sagen, was man dem Leser mittheilen will; eine undankbare Arbeit: weil sie in den meisten Fällen nicht gelesen wird, und eine überflüssige Arbeit: weil, wenn sie sich in dem vorgezeichneten engen Rahmen eines Vorwortes hält, selten etwas Mittheilenswerthes sagt, meist eine Anpreisung des Buches enthält, die aber für den Leser werthlos ist, denn liest er sie, bevor er das Buch kennt, so nützt sie ihm nichts, liest er sie zum Schluß, so bedarf er ihrer nicht mehr.

Wenn ich trotz aller dieser Schwierigkeiten mich dazu entschliesse, ein Vorwort zum „Buch der Jugend“ zu schreiben, so geschieht es aus einem ganz bestimmten Grunde. Das Buch ist von viererlei Arten von Schriftstellern geschrieben. Erstens von Berufsschriftstellern, worunter viele bereits längst berühmt sind und es nicht nöthig haben, von mir angepriesen zu werden; dann von bekannten, hervorragenden Sozialdemokraten, die meiner einführenden Worte bei unseren Lesern ebensowenig bedürfen; dann von unbekannteren Leuten — zu denen die Herausgeberin des Buches selbst zählt —, für die sie weder ein Wörtchen einlegen will noch kann, die, falls sie etwas zu leisten vermögen, ihren Weg zum Leser nur selbst direkt suchen sollen. Diese Vorrede wird eigentlich wegen sechs ganz bestimmter Mitarbeiter geschrieben. Fünf davon gehören dem Arbeiterstande an:

Josef Schiller, Weber,  
Johann Kessel, Schneider,  
Franz Grundmann, Gläserschleifer,  
Eduard Rieger, Weber,  
Anna Altmann, Spinnerin.

Es wird die Leser gewiß interessieren, zu erfahren, wie Leute, die schon in frühester Kindheit den Kampf ums Dasein aufnehmen mußten und nicht einmal die geringe Schulbildung der heutigen Proletarier-

Jugend genossen haben, durch ehrliche ernste Arbeit es so weit gebracht haben, ihre Gedanken so schön und frisch mitzutheilen, daß diese Beiträge unter die besten des Buches gezählt werden können!

Dann sind zwei Beiträge von Josef R. Ehrlich, einem Mann, der erst im 25. Jahre seines Lebens deutsch schreiben und sprechen gelernt hat, einem Menschen, der durch und durch Autodidakt ist, das heißt ohne fremde Anleitung sich so weit ausgebildet hat, daß er heute unter den Schriftstellern, die über Astronomie schreiben, einen angesehenen Platz einnimmt.

Ich glaube, daß diese Beispiele die Leser interessieren und manchen zur ernstlichen Arbeit an seiner Weiterbildung aneifern werden.

Zum Schluß will ich diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, Allen, die in so freundlicher Weise an dem Zustandekommen dieses Buches mitgearbeitet haben, nochmals meinen besten Dank zu sagen.

Emma Adler.



### Wer zuerst zornig wird.

Aus dem Dänischen übersetzt von J. C. Poestion.

Es waren einmal zwei arme Häuslersleute, die hatten drei Söhne. Der älteste hieß Peter, der zweite hieß Paul und der jüngste hieß Hans; er galt für so einfältig, daß er gewöhnlich „der dumme Hans“ genannt wurde. Als die Kinder heranwuchsen und die Eltern sie nicht mehr daheim brauchen konnten, mußten sie fort, um sich einen Dienst zu suchen. Peter zog als der Älteste zuerst fort. Er bekam ein Hemd und ein Paar Hosen, sowie eine Anzahl von Butterbrotten, sagte Lebewohl und ging auf die Wanderschaft.

Als Peter einige Meilen weit gegangen war, begegnete er einem Manne, der lustig daher gefahren kam. Dieser hielt an und fragte ihn, wohin er wandere. Ja, er wolle sich einen Dienst suchen.

„Und ich bin gerade auf dem Wege, mir einen Knecht zu dinge“, sagte der Mann; „willst Du vielleicht bei mir Dienst nehmen?“

„Ja, warum denn nicht; wie hoch ist der Lohn?“ fragte Peter.

„Nun, der Lohn wär nicht schlecht; ein Scheffel Silbergeld für ein halbes Jahr Dienst.“

„Aber ich will gleich alles ins Reine bringen“, sagte der Mann, „wenn der Hahn des Morgens kräht, mußt Du aufstehen und an Deine Arbeit gehen; auch mußt Du alles thun, was ich sage. Ich möchte gern meine Leute so lange als möglich behalten; aber ich nehme sie zunächst nur auf ein halbes Jahr auf; wenn der Kuckuck kommt, ist unser Vertrag zu Ende. Und dann noch etwas. Ich bin selbst immer froher Laune und vergnügt und will auch keine sauren Gesichter um mich sehen. Deshalb mache ich mit meinen Leuten ab, daß demjenigen von uns, der zuerst

zornig wird, ein Riemen aus seinem Bauch und ein Riemen aus seinem Rücken geschnitten werden und auf die Wunden Salz und Pfeffer gestreut werden soll; und bin ich es, der zuerst zornig wird, so bekommt der Knecht sogleich seinen Lohn ausbezahlt und kann gehen, wohin er will; ist es aber der Knecht, der zornig wird, so muß er sich fortpacken mit dem, was er bekommen hat."

Das war ja ein sonderbarer Accord und Peter bedachte sich eine Weile, bevor er darauf einging. Der Mann war nichts weniger als schön oder sympathisch; sein Mund reichte bis zu den beiden Ohren, und niemals hatte Peter eine so große und so lange Nase gesehen; aber er blickte so mild und so vergnügt aus seinen kleinen Schweins-Augen, daß Peter sich dachte, es sei wohl nur ein Scherz. Und dann bekam man ja einen so ungemein guten Lohn! So sagte er denn: „Einverstanden!" und verdingte sich damit an den fremden Mann. Er stieg zu ihm in den Wagen und fort ging's mit rasender Schnelligkeit, bis sie daheim waren. Es war jetzt aber gerade die Zeit zum Schlafengehen. Peter ging in seine Kammer und schlief recht gut die Nacht hindurch.

Um sechs Uhr krächte der Hahn; Peter schlüpfte schnell in seine Kleider hinein, eilte in die Tenne, die der Bauer ihm Abends gezeigt hatte, und begann zu dreschen, wie es ihm aufgetragen worden war. Er drosch eine Stunde, er drosch noch eine Stunde; aber es kam niemand, der ihn zum Frühstück rief. Da stellte er den Dreschflügel an die Wand und ging hinüber in die Stube. Hier saß wohl der Bauer am Tischende, aber von einem Frühstück bekam er nichts zu sehen; er lernte jetzt auch die Hausfrau kennen; die sah noch häßlicher aus als der Bauer; sie schielte auf beiden Augen und hatte zwei große Hautzähne, die ihr weit aus dem Munde herausstanden. Und eine ganze Menge garstiger schwarzer Kinder, die sich balgten und schlugen und dabei jämmerlich heulten und brüllten, war auch da. Es hatte den Anschein, als ob sie bereits alle ihr Frühstück verzehrt hätten; ihm aber wurde keines vorgesetzt.

„Bist Du hungrig, Peter?" fragte der Bauer und dabei schmunzelte er und blinzelte mit den kleinen Augen, so daß sie ganz verschwanden.

„Ja", sagte Peter, „freilich bin ich hungrig; ich bekam kein Abendessen und habe heute schon über zwei Stunden gedroschen."

„Les, was über der Thür geschrieben steht!" sagte der Troll — denn ein Bergtroll war es und kein richtiger Mensch, bei dem Peter in Dienst getreten war.

Er blickte auf und las, daß dort geschrieben stand: „Heute giebt's kein Essen, dafür aber morgen". Da machte Peter freilich ein langes Gesicht. „Bist Du darüber erzürnt?", fragte der Troll.

„Nein, durchaus nicht“, sagte Peter und schlich davon wie ein begoffener Budel, hinaus nach der Tenne. Er hatte glücklicherweise noch ein Stück von den Butterbrotten in der Tasche, die er von zuhause mitgenommen hatte.

„Für einen Tag kann man sich ja wohl in diesen Einfall finden“, dachte er. „Der Bauer will mich gewiß auf die Probe stellen; dann steht ja über der Thür noch: Dafür aber morgen!“ So drosch er denn weiter den ganzen Tag hindurch, bis es Abend wurde, und ging hierauf hungrig zu Bette.

Am nächsten Tag krächte der Hahn um vier Uhr.

„Desto früher bekommen wir das Frühstück“, dachte Peter, und er sprang auf, zog rasch seine Kleider an und eilte in die Tenne. Er schwang lustig den Dreschflegel, hielt aber doch jeden Augenblick inne, um zu horchen, ob ihn nicht jemand rufe. Und jeden zweiten Augenblick guckte er auch hinaus, um zu sehen, ob ihn niemand holen komme. Aber es kam niemand. Als es denn sechs Uhr wurde, legte Peter den Flegel aus der Hand und ging hinüber in die Stube. Dort war es wieder genau so wie am vorigen Morgen: Von einem Frühstück war nichts zu sehen, aber der Bauer saß am Tische und sah gesättigt und vergnügt aus, und die Bäuerin war mit all den schlimmen, schreienden Jungen beschäftigt, die auch nicht darnach ausfahen, als hätten sie gehungert.

„Bist Du hungrig, Peter?“ fragte der Bauer und grinste mit dem ganzen Gesicht.

„Ja, und es ist auch kein Wunder“, sagte Peter, „ich bekam gestern nichts zu essen und plagte mich den ganzen Tag, und auch heute bin ich schon zwei gute Stunden in der Tenne gewesen und habe gedroschen; da muß man doch Hunger haben.“ „Lies, was heute dort über der Thür geschrieben steht!“ sagte der Troll, Peter sah sogleich dahin und las dieselben Worte, wie Tags vorher: „Heute giebt's kein Essen, dafür aber morgen“.

„Ja, heute ist es ja morgen“, sagte Peter, „und jetzt will ich mich nicht mehr in solche Narrenstreiche fügen. Wenn man arbeiten soll, muß man auch etwas zu essen bekommen.“

„Du bist doch nicht böse, Peter?“ fragte der Troll ganz sanft.

Ja, fluchte Peter, denn das sei keine Art, die Leute zu behandeln.

„Nun, Du kennst ja den Vertrag“, sagte der Troll; und in demselben Augenblick war er auch schon von der Bank aufgesprungen, hatte er das Messer bei der Hand, und geschickt war er auch, und so waren dem armen Peter im Handumdrehen die Kleider abgestreift, und hierauf wurde ihm ein Streifen Haut aus dem Bauch und ein anderer aus dem Rücken geschnitten, und dann Pfeffer und Salz in die blutigen Wunden gestreut,

und zuletzt wurde er zum Thor hinausgeschmissen. So elend er war und so viel Qualen er auch litt, mußte er nun doch dazu sehen, wie er den Weg nach Hause fände. Es war viel weiter, als er geglaubt hatte; er ging viele Tage, bis er heim fand, und er lag hierauf lange Zeit krank darnieder.

Und es war auch ein schlechter Trost, der ihm daheim zu theil wurde; denn sie sagten alle, er hätte sich sehr unflug benommen und sei gegen den Bauern grob gewesen, der ihn ja nur auf die Probe stellen wollte. Einen Dienst, wo man einen Scheffel Silbergeld als Halbjahrlohn bekäme, dürfe man nicht verschmähen. Es machte sich jetzt Paul auf den Weg, um zu versuchen, ob nicht vielleicht er diesen Dienst bekommen könnte. Er versah sich mit einem guten Schnappsack und schlug den Weg ein, den Peter zuletzt kam, und er war denn auch so glücklich, dem früherem Herrn desselben zu begegnen, der angefahren kam. Der Mann hielt an und fragte Paul, wohin er wandere, und als er hörte, daß er einen Dienst suche, bot er ihm an, bei ihm einzutreten und brachte auch die ganze Geschichte mit dem Streifen ausschneiden vor. Paul war sogleich einverstanden und fuhr mit ihm. Er hielt es drei Tage aus und plagte sich für den Bergtroll, ohne Speise oder Trank zu erhalten. Als aber auch am vierten Morgen noch derselbe Speisezettel über der Thür zu lesen war, verlor auch Paul die Geduld und schimpfte; da erhielt er denn dasselbe Confect, welches Peter erhalten hatte, und kam endlich auch in demselben elenden Zustande nach Hause: Mit je einem ausgeschnittenen Streifen auf dem Bauch und auf dem Rücken und mit Salz und Pfeffer in den Wunden.

Die beiden alten Leute daheim hatten nun vollauf mit ihren beiden Söhnen zu thun und salbten und flickten sie und verwünschten den gottlosen Bauern, der so schlimm mit ihnen umgegangen war. Unterdessen ging der dumme Hans herum und sprach kein Wort. Aber eines Morgens war er plötzlich verschwunden; niemand wußte wohin. Er selber wußte aber ganz gut, wohin er wollte, denn er schlug denselben Weg ein, den Peter und Paul vor ihm genommen hatten, und da geschah es denn auch ihm, daß er gegen Abend dem Troll begegnete, der dahergefahren kam. Er hielt an und fragte Hans, wohin er wandere.

„Einen Dienst suchen“, antwortete Hans.

„Und ich bin gerade auf dem Wege, mich nach einem Knechte umzusehen“, sagte der Mann; „willst Du vielleicht bei mir Dienst nehmen?“

„Wie hoch ist der Lohn?“ fragte Hans.

„Ich gebe einen Scheffel guten Silbergeldes als Halbjahrlohn“, sagte der Mann; „es ist dies ein guter Lohn, das weiß ich; ich will eben haben, daß meine Leute immer lustig und vergnügt seien, wie ich selbst

es bin. Deshalb treffe ich schon im Voraus mit meinen Leuten die Verabredung, daß demjenigen von uns, der zuerst zornig wird, ein Streifen Haut aus dem Bauch und ein anderer aus dem Rücken geschnitten und die Wunden mit Pfeffer und Salz bestreut werden sollen; und bin ich es, der zuerst zornig wird, so bekommt der Knecht sogleich seinen Lohn und kann gehen, wohin er will; wenn aber der Knecht sich zuerst erzürnt, so muß er sich fortpacken mit dem, was er bekommen hat."

"Na, wir werden ganz gut mit einander auskommen", meinte Hans.

"Das glaube ich auch", sagte der Troll, und dann grinste er, so daß Hans alle seine schwarzen Hautzähne sehen konnte.

"Du bleibst also bei mir, bis der Kuckuck kommt", fuhr der Troll fort; "zu dieser Zeit ist unser Vertrag zu Ende, wenn wir uns nicht früher über einen anderen einigen. Und jeden Morgen, wenn der Hahn kräht, mußt Du sogleich an die Arbeit gehen und auch sonst alles thun, was ich Dir sage".

Ja, ja, das wolle er alles thun, sagte Hans, und hierauf stieg er in den Wagen, und sie fuhren nun zusammen heim nach dem Hofe des Trolls. Von einem Abendessen war auch nicht einmal die Rede; Hans erhielt dieselbe Kammer angewiesen, welche seine beiden Brüder gehabt hatten, und er schlief hier die Nacht hindurch recht gut.

Um sechs Uhr morgens krähte der Hahn, und Hans stand sogleich auf und ging nach der Tenne, wie es ihm gesagt worden war. Als er schon über eine Stunde gedroschen hatte, ohne daß ihn jemand zum Frühstück rief, ging er hinüber in die Stube und fand dort die ganze schöne Familie beisammen; der Troll saß am Tische, die Alte saß am Herde, und die Jungen balgten und schlugen sich auf dem Boden herum.

"Guten Morgen wünsch' ich!" rief Hans, als er eintrat; "es ist wohl schon Frühstückszeit!"

"Davon war bei unserer Abmachung keine Rede", sagte der Troll; "aber lies doch, was da heute über der Thür geschrieben steht!"

Hans war nicht sehr geschickt im Lesen, aber er konnte doch langsam zusammenbuchstabieren, daß da geschrieben stand: "Heute giebt's kein Essen, dafür aber morgen".

"Es ist lange bis morgen", meinte Hans.

"Du kannst Dich ja an den Roggen halten", sagte der Troll und grinste.

Es war nämlich gerade Roggen zu dreschen. Hans ging also wieder in die Tenne hinüber und drosch und reinigte den Roggen, und zur Mittagszeit schüttete er eine Tonne voll davon in einen Sack und trug ihn zu einem Wirth in der Nähe.

„Mein Bauer und ich halten es so mit einander“, sagte Hans, „daß ich daheim keine Kost bekomme; ich soll mich ans Korn halten, hat der Bauer gesagt. Du kannst mich heute wohl für diese Tonne Korn verköstigen“.

Ja, dazu war der Wirth ganz gern bereit, und Hans bekam eine vortreffliche Mahlzeit und überdies wurde ihm sein Proviant sack und sein Läger tüchtig angefüllt. Hierauf ging er wieder heim und droste lustig weiter. So gieng am ersten Tag und ebenso am zweiten und dritten Tag. Es stand immer dasselbe über der Thür, Hans aber war immer gleich vergnügt und froh, und in seinem Gesichte war keine saure Miene zu bemerken. Jeden Morgen fragte der Troll: „Bist Du denn nicht böse, Hans?“ Und Hans antwortete jedes Mal: „Nein, Bauer! Weshalb sollte ich auch böse sein? Es geht mir ja doch sehr gut!“ Darüber konnte der Troll nicht klug werden.

Am vierten Morgen kam Hans wieder in die Stube hinein, und der Troll deutete abermals nach dem, was über der Thür geschrieben stand. Es war dasselbe, wie an den früheren Tagen. Hans war wieder ebenso guter Dinge wie immer und wollte an seine Arbeit gehen.

„Hast Du keinen Hunger, Hans?“ fragte der Troll.

„Nein, das kann ich nicht sagen“, antwortete Hans.

„Du hast ja schon drei Tage nichts zu essen bekommen?“ sagte der Troll. „Oh ja“, entgegnete Hans, „es hat mir an nichts gefehlt. Ich hab' mich ans Korn gehalten, wie der Bauer es gesagt hatte. Es ist ein Mann im Dorf, der mir jeden Tag für eine Tonne Korn Bier und gutes Essen gegeben hat.“

„Wa—wa—was?“ schrie der Troll. „Ja, Ihr seid doch wohl nicht böse darüber?“ sagte Hans.

„Nein, nein, durchaus nicht“, antwortete der Troll; „aber es ist besser, Du kommst jetzt zu einer anderen Arbeit. — Wir hätten auch schon pflügen sollen. Nimm den Pflug und fahre hinaus! Du brauchst nur meinem Hunde zu folgen, er kennt den Weg, und wo er sich niederlegt, dort beginnst Du zu pflügen, und pflügst so lange, bis der Hund nach Hause geht; dann folgst Du ihm wieder. Das ist sehr leicht.“

„Ja wohl, Bauer!“ sagte Hans; und er nahm nun den Pflug, spannte zwei Pferde daran und folgte dem Hunde, der voraus lief; und wo dieser sich niederlegte, da begann er zu pflügen. So verging der Vormittag und es wurde Mittag; der Hund blieb jedoch liegen; es hatte ganz den Anschein, als wollte er auf demselben Fleck bis Abends liegen bleiben. Da nahm Hans seine Peitsche und strich damit dem Hunde eins über den Rücken; dieser lief auf und davon und heim nach dem Hofe. Hans schnitt schnell die Zugstränge entzwei, sprang auf eins der Pferde

und ritt auf diesem dem Hunde nach. Als sie in die Nähe des Hofes kamen, nahm der Hund den kürzeren Weg über den Gartenzaun. Hans sprengte ihm schnurgerade nach, so daß die Thiere stürzten, wobei das eine von ihnen ein Bein brach, das andere sich einen Pfahl in den Leib stieß, und beide auf der Stelle liegen blieben. Der Troll kam aus dem Hause und sah, was da vorging.

„Ja, ich that, wie der Bauer sagte“, meinte Hans, „ich folgte dem Hunde. Der Bauer ist doch wohl nicht böse darüber?“

„Oh nein, durchaus nicht!“ sagte der Troll, „komm nun herein und isß etwas!“ Es begann ihm vor dem Knechte, der alles that, was er sagte, und immer gleich lustig war, bange zu werden. Hans bekam nun diesen Tag sowohl ein Mittagessen, wie auch ein Nachtmahl, und am nächsten Morgen stand nichts mehr über der Thür geschrieben, sondern er bekam sein Frühstück zur rechten Zeit, und es wurde ihm auch sein Ränzlein angefüllt, denn heute sollte er nicht mehr aufs Feld hinausgehen und pflügen, sondern die Schweine des Trolls hüten; es waren ein halbhundert Stück, prächtig große und fette Schweine.

„Laß sie nur gehen, wohin sie wollen!“ sagte der Troll; „wenn sie sich auch ganz durch die Erde wühlen möchten“.

„Jawohl, Bauer!“ sagte Hans, und dann trieb er die Schweine fort.

Als er sich schon ein gutes Stück vom Hofe entfernt hatte, begegnete er einigen Metzgern, die eben auf Viehkauf ausgingen. Die fetten Schweine gefielen ihnen, und sie fragten, ob sie nicht feil seien.

„Ja freilich sind sie feil“, sagte Hans, „ich war eben auf den Weg mit ihnen, um sie zu verkaufen. Ihr könnt sie alle haben mit Ausnahme dieser alten Sau da“.

Sie wurden bald einig über den Preis. Hans bekam das Geld ausgezahlt, und die Metzger nahmen die Schweine mit sich, bis auf die eine alte Sau; die behielt Hans, und als er zu einem großen Torfmoor kam, tödtete er die Sau und steckte sie kopfüber so tief in den Torf hinein, daß gerade nur das Schweiflein herausragte, und dieses schnitt er dicht am Körper zur Hälfte durch.

Als dies alles gethan war, kehrte Hans heim nach dem Hofe des Trolls.

„Aber wo sind denn die Schweine?“ fragte der Troll.

„Sie sind schnurstracks in die Erde hinein, Bauer!“ sagte Hans, „alle bis auf die alte Sau; die konnte ich soweit aufhalten, daß der Schweif noch aus der Erde hervorragt. Alle übrigen sind weit voraus.“

Der Troll eilte sogleich mit Hans hinaus zum Torfmoor und zog an dem Schweife der alten Sau, so daß derselbe abriß und der Troll

rücklings in den Moor fiel. Er war jedoch rasch wieder auf den Beinen und rannte herum und suchte nach seinen Schweinen; aber sie waren ja weit voraus, wie Hans sagte.

„Der Bauer ist doch nicht böse wegen dieses Unglücks?“ fragte Hans.

„Nein, durchaus nicht“, sagte der Troll, „weshalb sollte ich auch böse sein?“ Aber recht unangenehm war es ihm gleichwohl.

Einige Zeit hindurch hatte nun Hans gute Tage; der Troll durfte ihm in keiner Sache recht trauen, er gab ihm sein Essen und sagte, er solle nur ausmisten unter Groß und Klein.

„Was ist das?“ fragte Hans.

„Das sind ja die Kühe und Schafe“, sagte der Troll.

„Ja so!“ sagte Hans, und er mistete aus und es war nichts gegen ihn zu sagen.

Eines Tages waren der Troll und sein Weib zu einer Hochzeit bei einer anderen Trollfamilie geladen, die eine Strecke weit von ihnen entfernt wohnte. Des Morgens sagte der Troll zu Hans: „Zieh den schönen Wagen heraus und schmiere ihn überall gut ein!“

„Das will ich gleich thun“, sagte Hans; und er nahm die Theerbüchse und schmierte den Wagen überall ein. Hierauf ging er zum Troll und meldete ihm: „So, jetzt hab' ich den Wagen überall eingeschmiert, Bauer, außen und innen, besonders dort, wo Ihr sitzen werdet“.

„Bist Du verrückt?“ schrie der Troll, und er wäre beinahe böse geworden; aber er bezwang sich doch und sagte, so hätte er's nicht gemeint, Hans hätte nur die Naben schmieren sollen.

Nun mußte Hans den Wagen bis auf die Naben wieder gut abreiben.

„So“, sagte Hans, „jetzt wird's wohl recht fein, aber das hätte der Bauer früher sagen sollen, wie er's meinte“.

Der Troll und sein Weib stiegen nun auf den Wagen und fuhren fort; Hans aber kutschierte. Auf dem Wege sagte der Troll dem Hans, was er den Tag über zu thun habe.

„Wenn Du nach Hause kommst, fülle den alten Brunnen aus“, sagte der Troll, „es könnte sonst eins der Kinder hineinfallen“.

„Gut, ich werde es thun“, sagte Hans.

„Und sei auch gut gegen die kleinen Leute!“ Darunter verstand der Troll seine Kinder.

„Jawohl, Bauer“, sagte Hans.

„Und den Kleinen mußt Du recht trocken halten, und ihn auswendig und einwendig gut rein machen.“

„Es soll alles geschehen, wie Ihr sagt“, meinte Hans.

Der Weg, auf dem sie fuhren, befand sich in einem sehr schlechten Zustand; es waren viele Unebenheiten und Löcher in demselben, die sie beim Fahren stark verspürten.

„Und dann diesen Weg, Hans, den mußt Du bis heute Abend, wenn wir zurückfahren, ein wenig ausbessern“, sagte der Troll; „fülle alle Löcher mit Groß und Klein aus.“

„Ja, das soll geschehen!“ sagte Hans.

„Und abends kommst Du und holst uns wieder ab“, jagte der Troll, „mache aber kein weiteres Aufhebens in der Gesellschaft, sondern tritt nur in die Gaststube ein und wirf mir ein Paar gute Augen zu; dann weiß ich, daß Du da bist.“

„Zawohl, Bauer!“ sagte Hans.

„Und dann mußt Du Sorge tragen, daß Licht und Feuer auf dem Hof ist, wenn wir heimkommen, damit wir beim Einfahren sehen und uns daheim wärmen können“, sagte der Troll.

„Das soll alles geschehen!“ sagte Hans.

Hierauf kamen sie zu dem Hof, wo die Hochzeit stattfand; der Troll und das Trollweib stiegen aus dem Wagen, und Hans beeilte sich, wieder nach Hause zu kommen. Er hatte ja heute so viel zu besorgen.

Er erinnerte sich zunächst, daß er gut gegen die Kleinen sein sollte; deshalb lud er alle kleinen Häusler, bei denen er vorbeikam, ein, sie sollten zu Mittag mit Stricken und Säcken sich im Hofe des Troll einfänden. Und als sie kamen, sperrete Hans alle Tennen und Scheunen auf und forderte sie auf, daraus nach Belieben zu nehmen, was ihnen gefalle; der Bauer hätte es so befohlen. Die Leute ließen es sich nicht zwei Mal sagen, so daß Korn und Getreide gar bald verschwunden war. Hierauf sollte er den alten Brunnen ausfüllen; aber der Troll hatte nicht gesagt, womit er denselben ausfüllen sollte. Als er deshalb einige Schaufel Erde hineingeworfen hatte, und dies nicht genug war, ging er in das Haus hinein und nahm alles, was ihm in die Hände fiel: Tische, Bänke, Bettdecken, Betten, Schränke und Truhen, und warf alles in den Brunnen hinein. Hierauf legte er Steine und Erde darüber, bis der Brunnen ausgefüllt erschien, daß es eine Freude war, es zu sehen.

Ja, er sollte nun das kleinste Trollkind auswendig und inwendig reinigen und dann recht trocken halten. Hans trug es zum Brunnentrog und putzte es auswendig tüchtig mit einem Scheuerbesen ab; hierauf schnitt er ihm den Bauch auf und machte es auch inwendig ordentlich rein; dann hängte er, was vom Kinde noch übrig war, im Rauchfang zum Trocknen auf. Nun war ja also dies alles recht gut besorgt.

Jetzt hatte er die Weglöcher mit Groß und Klein auszufüllen.

Was der Bauer unter Groß und Klein verstehe, wußte er ja jetzt. So nahm er denn ein Messer und eine Axt und ging damit in den Schafstall und schnitt allen Schafen den Hals durch; dann begab er sich auch in den Kuhstall und schlug den Kühen mit der Axt auf die Stirn; hierauf lud er die todten Thiere auf den Wagen und füllte damit die Weglöcher aus.

Er sollte aber dem Bauern ein Paar gute Augen zuwerfen. Da war er nun im Zweifel, was für Augen besser seien: Kuhaugen oder Schafaugen; er füllte daher seine Taschen sowohl mit Kuhaugen als mit Schafaugen voll. Dann sorgte er auch dafür, daß es licht und warm genug sei wenn sie nach Hause kämen und hierauf fuhr er fort, um den Bauer und die Bäuerin abzuholen.

Es war bei dieser Trollenhochzeit eine große Gesellschaft versammelt. Es waren Trolle mit Schweiß und Trolle ohne Schweiß zugegen, dann auch solche mit zwei Schweiß; diese waren die allervornehmsten, und bei einer so feierlichen Gelegenheit, wie dieser, trugen sie die Scheweise außerhalb der Kleider. Es dauerte einige Zeit, bis Hans seinen Bauer in diesem Gewimmel entdecken konnte; als er ihn aber gefunden hatte, warf er ihm auch sogleich ein Paar gute Augen mitten ins Gesicht. Der Troll wußte nicht, was dies zu bedeuten habe, oder von woher es komme, so daß Hans sich genöthigt sah, ihm noch einige Handvoll Augen ins Gesicht zu werfen, bis er endlich auf ihn aufmerksam wurde. Die Augen richteten übrigens in der Gesellschaft eine schlimme Verwirrung an; denn es wurde ja getanzt, und wo die Augen vor den Füßen der Tanzenden niederfielen, glitt ein Paar nach dem anderen aus und sie fielen übereinander, so daß es beinahe unmöglich war, sie wieder auseinander zu bringen. Als der Troll endlich Hans erblickt hatte, kam er hinaus, und die Bäuerin mit; sie bestiegen den Wagen und fuhren nun nach Hause.

„Aber was war es denn, womit Du geworfen hast, Hans?“ fragte der Troll; „es schien mir, als wären es Kuhaugen und Schafaugen gewesen“.

„Ja, das waren's auch, Bauer“, sagte Hans, „ich that ja, wie der Bauer gesagt hat; ich warf Euch ein Paar gute Augen zu und nahm dazu die besten, die ich wußte“.

„Woher hast Du diese Augen bekommen?“ rief der Troll.

„Ich habe sie vom Vieh genommen“, sagte Hans, „woher sollte ich sie denn nehmen? Der Bauer ist darüber wohl nicht erzürnt?“

„Ah — dummes Zeug!“ sagte der Troll, „weshalb sollte ich auch zornig sein?“

Sie fuhren weiter, bis sie zu den Löchern und Einsenkungen am Wege kamen. Weich war es zwar zu fahren, aber sie kamen doch jetzt noch schlechter vorwärts als bei der Hinfahrt und sie waren nahe daran, umzustürzen.

„Aber was hast Du denn mit dem Weg gemacht, Hans?“ fragte der Troll.

„Ich hab alle Löcher ausgefüllt, wie der Bauer sagte“, antwortete Hans.

„Es ist ja die reine Fleischspeise, in der wir fahren“, sagte der Troll.

„Jawohl ist es das“, sagte Hans, „ich habe Großes und Kleines dazu genommen, wie der Bauer gesagt hat. Ich dachte mir wohl, es sei schade um das Vieh, aber ich mußte es ja thun; der Bauer ist deshalb wohl nicht böse?“

„Böse?“ sagte der Troll, „ich glaube, Du bist verrückt; weshalb sollte ich auch böse sein?“

„Ich wüßte auch nicht warum“, sagte Hans, und hierauf fuhren sie weiter.

Als sie sich dem Hofe näherten, sahen sie zuerst einen rothen Schein am Himmel, als ob die Sonne aufgehe; bald aber wurden die hellen Flammen in den Wolken sichtbar.

„Aber was ist denn das?“ rief der Troll, „der Hof brennt ja!“

„Ja freilich brennt er“, sagte Hans, „der Bauer wollte ja haben, daß es warm und licht sei auf dem Hofe, wenn wir nach Hause kommen, damit wir zum Einfahren sehen und uns ordentlich wärmen können. Da habe ich denn im linken Flügel Feuer gelegt, bevor ich fortfuhr, Euch abzuholen. — Der Bauer wird darüber doch nicht böse sein?“

„Was Dir einfällt!“ schrie der Troll, „fahr zum Teufel! Du verstehst auch heute alles verkehrt!“

Als sie nach Hause kamen, war es hier freilich licht und warm, und der linke Flügel war beinahe ganz niedergebrannt; da aber Windstille herrschte, hatte sich das Feuer den anderen Theilen des Hofes nicht mitgetheilt. Der Troll trat in die Stube.

„Aber, wie sieht es denn hier aus?“ rief er; „wo ist denn das ganze Hausgeräth hingekommen? Wer hat es fortgetragen?“

„Ich hab' alles in den Brunnen geworfen“, sagte Hans, „der Bauer sagte ja nicht, womit ich ihn ausfüllen sollte; so nahm ich denn, was mir gerade am nächsten zur Hand war. Der Bauer wird darüber wohl nicht erzürnt sein?“

„Ne—ne—ne! Ich bin nicht erzürnt“, sagte der Troll; „aber Du hättest doch wissen können, daß Du den Brunnen mit Sand, Erde und Schutt ausfüllen solltest.“

„Ja, davon hat der Bauer nichts gesagt“, meinte Hans.

Nun kamen die Trollkinder herbeigelaufen, heulend und schreiend; sie hatten sich in einer Hütte außerhalb des Hofes versteckt, denn sie hatten wohl vor Hans Furcht bekommen, als sie sahen, wie er den kleinen Bruder rein machte.

„Aber wo ist denn der kleine Satan?“ fragte das Trollweib — es war dies der Rosenname, den sie dem Kleinsten gaben.

„Den hab ich in den Rauchfang gehängt“, sagte Hans, „damit er sich recht trocken hält. Ich hab ihn übrigens auch auswendig und inwendig hübsch rein gemacht, so wie der Bauer es mir befohlen hatte“.

Die Bäuerin eilte nun fort, um den Kleinsten aus dem Schornstein zu holen, und der Bauer folgte ihr nach, und es entstand nun ein unbeschreiblicher Jammer, als sie sahen, wie mit ihrem kleinen Satan umgegangen worden war.

„Der Bauer ist wohl nicht böse, wenn ich mich etwa geirrt haben sollte; ich that ja, was mir gesagt worden war“.

„Nein, ich bin gewiß nicht böse“, sagte der Troll; aber Du bist wirklich sehr einfältig, das muß man sagen. Jetzt giebt's aber hier auch keine Arbeit mehr für Dich: Vieh ist keines mehr da und ich hab auch kein Korn mehr zum Dreschen und keinen Samen zum Säen. Du kannst daher gleich meinen Dienst verlassen und Deinen Lohn bekommst Du auch sogleich“.

Aber das wollte Hans nicht.

„Nein“, sagte er, „es geht mir hier so gut, daß ich nicht zur schlechten Zeit wechseln will; ich geh nicht früher, als bis der Kuckuck kommt, wie der Bauer und ich es gleich anfangs abgemacht haben“.

„Na, wir werden sehen; geh jetzt und leg Dich schlafen, Hans!“ sagte der Troll.

„Gute Nacht und schlaft recht süß, Bauer!“ sagte Hans, und dann ging er auf seine Kammer.

Als nun der Troll mit seinem Weibe allein war, ging das Donnerwetter los. „Was soll ich nur mit diesem schrecklichen Jungen anfangen! Er hat mich bald um alles gebracht, was ich habe und besitze. Er sollte mir's schon büßen, wenn ich ihm nur beisommen könnte. Aber ich bin durch meine eigenen Worte gebunden, und er hält sich an sie, so daß ich ihn nicht los werden kann“.

„Ich denke doch“, sagte die Bäuerin, „ich weiß, wie wir ihn uns vom Halse schaffen können. Er soll ja gehen, wenn der Kuckuck kommt. Bis dahin ist noch eine lange Zeit. Wir müssen ihn deshalb zum Besten halten. Bestreiche mich am ganzen Körper mit Theer und wälze mich hierauf in Federn; dann hilfst Du mir auf unseren großen Apfelbaum hinauf; dort werde ich dann wie der Kuckuck rufen, so daß er glaubt, es sei der Kuckuck gekommen“.

„Ja, Du bist ein fluges Weib“, sagte der Troll, „das werden wir thun“.

Hierauf legten auch sie sich schlafen. Am nächsten Morgen, als Hans mit dem Troll beim Frühstück saß — das Weib war nicht drinnen — begann es draußen im Obstgarten plötzlich „Kuckuck, Kuckuck!“ zu rufen.

„Hörst Du?“ sagte der Troll, „der Kuckuck ist schon da“.

„Das muß ich sehen“, sagte Hans und sprang auf; „ich muß jeden Sommer den ersten Kuckuck sehen“.

Und er eilte hinaus in den Obstgarten, suchte einen scharfen Kieselstein und warf ihn mit aller Kraft nach dem Trollweib, das auf dem großen Apfelbaum saß und „Kuckuck“ rief; er traf es mitten auf die Stirn, so daß es bewusstlos wurde, vom Baume purzelte und das Genick brach.

„Kommt und seht, Bauer!“ rief Hans, „das war ein komischer Kuckuck“.

Der Troll kam herbeigelaufen und sah nun sein Weib todt unter dem Apfelbaum liegen. Da begann er zu fluchen und zu schimpfen, daß die Funken aus seinen Augen stoben.

„Ihr seid doch nicht böse, Bauer?“ fragte Hans.

Aber nun konnte der Troll sich nicht länger zurückhalten.

„Du verfluchter Teufelskerl!“ schrie er, „ich bin so böse und wüthend, daß ich beinahe aus der Haut fahren könnte. Du hast mich um meine Pferde gebracht, Du hast mich um meine Schweine, meine Kühe, meine Schafe gebracht; Du hast mein Hausgeräth zu Grunde gerichtet und meinen Hof halb niedergebrannt; Du hast mein Kind und mein Weib ermordet! Hu, hu, hu!“ Und er zitterte und bebte vor Zorn.

„Ja, dann muß es nach unserer Verabredung gehen“, sagte Hans, und er holte sein Messer hervor und schnitt dem Troll einen breiten Hautstreifen aus dem Bauche und einen anderen aus dem Rücken und streute Pfeffer und Salz in die Wunden; und dann ging er hinein in die Stube, nahm den Scheffel Silbergeld, den er zu bekommen hatte, und kehrte dann heim zu seinem Vater und zu seiner Mutter und zu seinen beiden Brüdern, und sie wurden nun alle reiche Leute und hörten nie mehr etwas von dem Troll, so lange sie lebten.



## Von der Nachbarwelt der Erde.

Von Josef N. Ehrlich.

Vor alten Zeiten, meine lieben jungen Leser, hatten sich die Menschen auf ihren Wohnplatz, die Erde, nicht wenig eingebildet. Erst hielten sie dieselbe für den Mittelpunkt der Welt, um welchen herum die Sonne und die Sterne als Diener und Boten laufen, und als dieser Wahn von bedeutenden Naturphilosophen wie Galilei, Newton und Kepler zerstört worden war, klammerten sich die Menschen an einen anderen Wahn, an die Idee von der „Einzigkeit der Erde“ fest. Nur die Erde, sagten sie, sei von der Natur mit Kontinenten und Meeren, Strömen und Flüssen ausgestattet, nur die Erde habe eine Atmosphäre, verfüge über Bedingungen, die sie zum Wohnplatz lebender Wesen gestalten. Die anderen Planeten, ob sie nun kleiner oder größer als die Erde sind, seien wüste Himmelskörper, die nichts anderes besitzen als das Sonnenlicht, in welchem sie schön aber kalt zur Erde leuchten. Was es da für Wortkämpfe und Federkriege zwischen Deutschen, Franzosen und Engländern gegeben hat — eine ganze Literatur existirt hierüber! Aber der Streit über die Einzigkeit und Nichteinzigkeit der Erde wäre heute noch unentschieden, wenn nicht die Erfahrung, diese unwiderlegliche Bezwingerin von Meinungen, das endgiltige Wort gesprochen, die „Einzigkeit der Erde“ als unhaltbaren Gedanken nachgewiesen hätte.

Ja, als unhaltbaren Gedanken! Der Himmelskörper, an welchem diese Erfahrungen gemacht wurden, ist der Planet Mars, ein feuriger, blutrother Stern, der von zwei zu zwei Jahren in die Nähe der Erde kommt und mit seinem geradezu unheimlichen Feuerschein abergläubische Menschen erschreckt. Haben doch auch die Alten ihn sinnbildlich zum Gott des Krieges gemacht, wie schon der Name „Mars“ es andeutet. Allein diese Unheimlichkeit verliert sich vollständig, wenn man den Planeten durch den großen Refraktor der Sternwarte betrachtet. In den reizendsten Farbenabstufungen erglänzen hier die Kontinente, umfluthet von dunkelblauen Meeren, die an den beiden Polen der Marskugel als hellweiße, runde Eiskrusten schimmern. Eine Menge von Seen, Buchten, Golfen, Strömen und Wasserstraßen, die theils parallel zu einander, theils quer über einander laufen und die Festländer nach allen Richtungen hin durchschneiden, breiten sich vor dem erstaunten Blick des Beobachters aus. Und diese Gesamtlandschaft einer Planetenwelt erscheint nicht so starr wie etwa die der Mondoberfläche. Wenn Ihr längere Zeit durch das Fernrohr gesehen, merkt Ihr, wie die Farben wechseln, wie sich Stellen lichten und verdunkeln; an den Rändern verschwinden Länderumrisse, und neue

kommen auf der entgegengesetzten, westlichen Seite zum Vorschein. Aus dieser Thatsache erkennt Ihr, daß der Planet ähnlich der Erde um die Achse sich bewegt, und zwar in 24 Stunden 37 Minuten und 22,65 Sekunden. Eine andere Aehnlichkeit mit der Erde findet Ihr an der schiefen Achsenlage des Mars, die es bewirkt, daß auch auf seiner Oberfläche die vier Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, regelmäßig auf einander folgen. Die sensationelle Wahrnehmung der Astronomen, daß die Eiskruste am Nord- und Südpol des Mars während des Sommers auf ein Minimum zusammenschrumpft, im Winter dagegen beträchtliche Dimensionen annimmt, machte es nahezu zur Gewißheit, daß auf der Weltkugel des Mars nicht allein die Sonnenstrahlen ähnliche Wirkungen haben wie auf der Erde, sondern daß auch die elementaren Stoffe, Luft und Wasser, irdische Beschaffenheit zeigen.

Daß Mars eine Atmosphäre habe, ist aus den Trübungen erwiesen, die dann und wann in stärkerem oder geringerem Grade die Oberfläche unkenntlich machen. Diese Atmosphäre ist aber viel weniger dicht als die der Erde, und auch bedeutend höher. Der Umstand, daß die Schwere auf dem Mars viel geringer ist als die Schwere auf der Erde (ein Kilogramm wiegt dort nur 0,39 Kilogramm; die Fallhöhe auf der Erdoberfläche beträgt in der ersten Sekunde nicht wie auf der Erde 4,9 Meter, sondern 1,9 Meter) bringt es mit sich, daß die dortigen Luftschichten auch weniger angezogen, also auch weniger verdichtet werden. Die Wolken sind dort jedes Mal dünn und durchsichtig, aber eben so auch viel seltener als bei uns auf der Erde. Auf der Erde z. B. ist, wie Ihr wisst, das Verhältniß des Festlandes zum Wasser wie 1 : 4, auf Mars dagegen stellt sich dieses Verhältniß wie 4 : 3, also giebt es dort viel mehr Land als Wasser. Die meteorologischen Vorgänge auf unserer Nachbarwelt sind aus diesem Grunde — wie der berühmte Marsforscher Schiaparelli bemerkt — viel solider. Dort giebt es mehr Sonnenschein als Regen. So viele schöne, in reinster Himmelsklarheit prangende Tage hat die Erde nicht. Und der Pariser Astronom Flammarion meint, daß, wenn jemals die Ansicht der Marsoberfläche unklar und verwaschen ist, es nicht die Wolken oder Nebel des Mars, sondern die der Erde seien, welche die Beobachtungen stören.

Ihr seht nun, meine lieben kleinen Leser, daß bei der Aehnlichkeit, welche die beiden Welten Erde und Mars mit einander haben, auch eine spezifische Verschiedenheit besteht, bei welcher Mars entschieden im Vortheil ist. Dies tritt noch deutlicher bei der Betrachtung der allgemeinen geographischen Beschaffenheit der Marsoberfläche hervor. Denkt Euch einmal die Erdkugel aus derselben Entfernung betrachtet, in welcher wir Mars sehen. Welchen Anblick würde ihre Oberfläche dem Beobachter bieten?

Einen wilden, zerrissenen, in mißgestalteter Form zusammenhängenden Komplex von Gesteinmassen, die aus einem ungeheuren, den ganzen Erdball umfangenden schwarzen Flecken (als welcher das Weltmeer erscheinen würde) röthlich hervorschimern. Dazu würde diese Oberfläche fast unausgesetzt in Wolkenhüllen gehüllt erscheinen, und wie eine falsche Schöne mit dem unmittelbaren Anblick geizen.

Wie anders Mars! Ein breiter, lichter Gürtel schmiegt sich das Festland um den Weltkörper; wie Adern und Venen durchfluthen Ströme und „Kanäle“ die Ländermassen, ohne ihre kontinentale Harmonie zu stören. Man hat berechnet, daß die Marsoberfläche, obschon sie nur 143 Millionen Quadratkilometer mißt, dreimal mehr Einwohner fassen könnte als die Erdoberfläche, welche 511 Millionen Quadratkilometer hat. Das geographische Bild der Erde erscheint gegen das des Mars geradezu wie ein Kindermärchen gegen eine gewaltige, dramatische Schöpfung. Von besonderer Merkwürdigkeit ist die Form, in welcher die geologische Natur hier die Ströme, welche man mit Recht „Kanäle“ nennt, gebaut hat. Sie sind geradlinig wie nach der Meßschnur angelegt und scharf begrenzt. Sie entspringen in Meeren und gehen in Meere, ohne die Breite des Bettes, die 60 bis 80 Kilometer beträgt, zu verändern. Man kann angesichts dieses Kanalgebildes, das wie ein Netz den Kontinent umfängt, unmöglich mit der Annahme sich begnügen, daß dasselbe in Ansehung seiner geometrisch regelmäßigen Form ein Werk der elementaren Natur sei. Scharfsinnige Denker haben die Frage aufgeworfen, ob denn die Oberfläche eines Planeten wie Mars, dessen Dichte allerdings sieben Zehntel Mal geringer ist als die der Erde, so fügsam sein könne, daß die Ströme zur Zeit ihrer Entstehung nirgends ein Hinderniß für ihren geradlinigen Lauf gefunden haben. Oder solle man hier die nachhelfende Hand intelligenter Bewohner voraussetzen, welche die Ströme in dem Sinne „regulirten“, wie etwa bei uns der krumme Lauf eines Stromes stellenweise in einen linearen Lauf verwandelt wird?

Das Erstaunen über die hydrographischen Phänomene der Marsoberfläche wird aber noch größer, wenn man die kolossale Länge der Kanäle sieht, die oft den vierten, dritten Theil, ja zuweilen auch die Hälfte des größten Meereskreises einnimmt. Wenn man den sogenannten „Nilstrom“ mit seinem mächtigen Seeknoten betrachtet, der nach allen Richtungen hin Tausende von Kilometern gleich breite Ströme entsendet, wenn man den „Euphrat“ verfolgt, der von der nördlichen Eisregion hinweg dem Meridian entlang die ganze nördliche Halbkugel durchströmt, um in den „Deltabusen“ unterhalb des Marsäquators zu münden; wenn man den gleich mächtigen „Orkusstrom“, den gewaltigen „Titan“, der

das „Sirenenmeer“ der südlichen Halbkugel mit dem nördlichen Eisfelde verbindet; oder wenn man den „Cyclopenstrom“, den „Cerberus“, den „Tartarus“, den „Hades“ und den ungeheueren „Ozeanstrom“ mit seinem Ausläufer, dem dunkel wogenden „Styx“, betrachtet, so muß man sich sagen, daß die Ströme der Erde dagegen verschwindend kleine Bächlein sind, die aus der Entfernung, in welcher Mars sich befindet, mit den allerstärksten Fernrohren gar nicht wahrgenommen werden könnten.

In der That, alles was an dieser Nachbarwelt der Erde wahrgenommen wird, scheint darauf hinzudeuten, daß man es hier mit einem Himmelskörper zu thun habe, der vollkommener als die Erde sein müsse. Es hieße der freien Vorstellung Gewalt anthun, ja ungerecht gegen sie sein, wenn man trotz allen Gründen, welche die Beobachtung giebt, unsere Nachbarwelt von thätigen, denkenden Wesen isolirte, die vielleicht in eben demselben Verhältnisse den Bewohnern der Erde überlegen sein dürften, als die physische Beschaffenheit der Marsoberfläche diejenige der Erde übertrifft. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, meine lieben Leser auf einen bis jetzt fast gar nicht beachteten, aber der weiteren Bearbeitung würdigen Ausspruch des größten deutschen Philosophen Immanuel Kant aufmerksam zu machen, nach welchem die Bedingungen des Lebens auf den sonnennäheren Planeten weniger günstig seien als auf den sonnenfernen, und daß je weiter ein Planet vom Sonnenzentrum abstehe, er auch um so vollkommener sein müsse. Kant hat diesen Ausspruch aus Prinzipien a priori abgeleitet; Mars aber scheint das erste Beispiel aus der Erfahrung zu sein, das diesen Lehrsatz bestätigt.

Es giebt Anschauungen, meine lieben jungen Leser, welche tiefer in der Natur des Menschen begründet sind als jene, die mit dem Egoismus zusammenhängen. Eine solche auf Eigenliebe basirende Anschauung ist die Idee von der „Einzigkeit der Erde“. Gesezt den Fall, Mars trüge in der That eine Kulturwelt durch den Aetherozean; warum sollte dies nicht auch von den anderen Planeten, Venus, Jupiter, Saturn, nicht auch von den Planeten aller anderen zahllosen Sonnen gelten? Der Eindruck, den hierdurch das gestirnte Firmament auf das Gemüth des Erdbewohners ausübt, hat nicht mehr jene kalte Erhabenheit, die eher niederdrückt als erhebt. Aus allen erdähnlichen Planeten winken ihm tausend und aber-tausend Grüße von ähnlich denkenden Wesen zu und erwecken in ihm den Gedanken einer Gemeinschaft, von welcher sein soziales und staatliches Leben nur einen Bruchtheil, ein Ringlein aus einer langen, langen Kette darstellt. Warum, meine Lieben, feierte die Wissenschaft so hohe Triumphe, als man durch die Spektral-Analyse (d. i. durch die Zerlegung des Lichtes an den Sternen) gefunden hatte, daß die Elemente unserer winzigen Erde

im ganzen Weltall vertreten sind, und warum wird es als eine besondere Errungenschaft der praktischen Astronomie bezeichnet, wenn man es bis zur Evidenz bewiesen, daß Mars mit der Erde nicht bloß die planetarische, sondern auch die geologische, ja meteorologische Gemeinsamkeit habe? Nur mit dem „Leben“ will man einzig im Weltall stehen, nur mit der Begabung der Intelligenz will man nicht über die Erde hinaus gehen. Diese Isolirung widerspricht ebenso den kosmischen Gesetzen wie die Ptolemäische Weltanschauung, von welchen Ihr wohl gehört haben möget, daß sie die Erde als „Mittelpunkt der Welt“ einsetzte. Auf jeden Fall wäre es ein falsches Prinzip, wenn man bei der erneuerten Durchforschung der fragwürdigen Kanalsysteme des Mars den sich unwillkürlich einstellenden Gedanken einer Bewohnbarkeit des Planeten gewaltsam verdrängen wollte. Ist es auch ein hypothetischer Gedanke, so liegt er doch viel zu tief in der Vernunft, und wenn man will, im Gefühle begründet, als daß der nüchterne Verstand ihn zurückweisen dürfte.

Das Jahr 1894 war für die Marsforschung von großer Bedeutung und die Sternwarten Europa's und Amerika's rüsteten sich, den nahenden Planeten zu empfangen. Nach je zwei Jahren, 48 Tagen und 23 Stunden kommt nämlich Mars an der Erde vorbei, und nach je fünfzehn Jahren findet seine größte, günstigste Erdnähe statt. Die letzte war im Jahre 1879, aber schon im Jahre 1877 konnte der früher erwähnte berühmte Mailänder Astronom Schiaparelli alle jene merkwürdigen Einzelheiten der Marsoberfläche entdecken, welche seinerzeit das größte Aufsehen erregten und dem Planeten die Bezeichnung „Nachbarwelt“ und „zweite Erde“ eintrugen. In der Erdnähe 1880—81 wurden die Wahrnehmungen Schiaparelli's theils durch ihn selbst, theils durch andere Astronomen vervollständigt, und es entstand auf diese Art eine Geographie (richtiger Areographie) des Mars, die weit interessanter und reichhaltiger ist als die Beschreibung der Mondoberfläche. Seit jener Zeit konnten keine weiteren Beobachtungen gemacht werden, da die Erdnähen in dem ganzen Jahrzehnte äußerst ungünstig waren. Mit dem Jahre 1892 haben die günstigen Erdnähen wieder begonnen und reichen bis 1896. Die allergünstigste fiel auf das Jahr 1894.

Seit Beginn vorigen Winters leuchtet Mars als Morgenstern am Osthimmel. Er geht täglich um fünf Minuten früher auf als den Tag zuvor und erscheint immer größer da er der Erde näher kommt. In den Sommermonaten Juli und August ging er bereits um 10 Uhr abends auf und fällt durch einen blutrothen Feuerschein leicht in die Augen. Am 20. Oktober vorigen Jahres ging er wie der Vollmond mit Sonnenuntergang auf und mit Sonnenaufgang unter. Seine Scheibe war von der

Sonne voll erleuchtet und für Beobachtungen am günstigsten. Mit großer Spannung erwarteten die Astronomen den vorigen Sommer und Herbst, denn bei der Vervollkommnung, welche die optischen Instrumente in den letzten zehn Jahren erfahren haben, dürfte es gelingen, mehr Licht über die erstaunlichen Wunder der Marswelt zu gewinnen, als es bisher geschah.



## Ein Weib und ein Mann.

Von W. Liebknecht.

Hier eine „kleine Erinnerung“ aus meinem Leben, oder besser gesagt gleich zwei, die aber zu einander gehören.

Es war im September des „tollen Jahres“ 1848. Am 17. hatte ich, nachdem Struve bei Lörrach über den Rhein gegangen, mit einigen Freunden die Säckinger Rheinbrücke überschritten — zusammen bewaffnet mit einer Kollektiv-Büchse, die ich als Privateigenthum mitgebracht hatte, um die deutschen Fürsten zu verjagen und die deutsche Republik zu proklamiren. Ein paar Tage lang ging die Sache auch ganz gut — die Massen waren uns freundlich gesinnt, die Behörden entmuthigt — von Struve kam Nachricht, daß sich die Bevölkerung um ihn schaare und sein „Revolutionsheer“ lawinenartig anschwelle. Und mit uns war es ähnlich. Wir entwaffneten die Gegner, riefen die Republik aus, nahmen die wehrfähige Mannschaft mit, so daß wir bald über 4000 Mann hatten, und marschirten, so rasch es ging, dem Struve'schen Korps nach, das wir noch im Schwarzwald zu erreichen hofften. Doch die Hoffnung erfüllte sich nicht. Und auch von einem dritten Korps, das aus dem Seekreis heranziehen und schon bis Laufenburg vorgedrungen sein sollte, erhielten wir keine Nachricht. Dagegen verbreitete sich plötzlich das Gerücht, Struve habe sich zu weit vorgewagt und sei geschlagen. Wir mußten unbedingt Gewißheit erlangen. Einer wurde in die Gegend geschickt, wo wir Struve vermutheten, der andere — und zwar ich — in südöstlicher Richtung, um nach dem geheimnißvollen dritten Korps zu sehen. Ich merkte bald, daß die Sache nicht so leicht war, wie ich mir vorgestellt hatte. Ich mußte zum Theil durch die Ortschaften, in denen wir bei dem Vormarsch die Republik ausgerufen hatten. Die Behörden und die sonstigen uns feindlichen Elemente waren dort zurückgeblieben und unsere Freunde standen im Felde. Ich

wurde erkannt, und nicht alle Begrüßungen waren freundlich. Mehr als einmal mußte ich mir die Durchfahrt erzwingen. Ich fuhr in einem offenen Wagen, war wohl bewaffnet, und mein Fuhrmann, ein entschlossener Freischaarler, auf den ich mich verlassen konnte, desgleichen. In Säckingen wurden uns einige Kugeln nachgeschickt, die ganz nützlich waren, insofern sie die Füße unseres trägen Kleppers besflügelten. Von dem wie eine Stecknadel gesuchten „dritten Korps“ nichts zu hören und nichts zu sehen. Wohl aber wurden uns allerlei Nachrichten zugerufen, die nichts weniger als tröstlich klangen. Doch das waren bloß Gerüchte — vielleicht absichtliche Lügen — vorwärts nach Laufenburg! Dort mußten wir Zuverlässiges hören.

Endlich sehen wir die ersten Häuser. Bald auch, daß Menschen zusammenlaufen, die offenbar uns beobachten. Vorwärts! Jetzt fange ich an, die Gestalten zu erkennen. Uniformen sind nicht drunter. Es sind ältere Leute, Frauen und Kinder. Natürlich; die wehrfähige Mannschaft ist „ausgezogen“. Ein schlankes, hochgewachsenes Mädchen eilt heftig winkend auf uns zu. Sie ruft, doch ich verstehe nicht. Sie scheint abzuwinken. Richtig. Wir halten an. Mit besflügelten Schritten naht sie und ruft uns zu: „Sie können nicht weiter!“ Wir springen vom Wagen und mit wogender Brust tritt sie heran, während die Anderen langsamer nachkommen. — „Sie können nicht weiter! Die Gensdarmen und Grenzaufseher zeigen sich schon — Struve soll geschlagen sein.“ — „Aber die Freischaar aus dem Seekreis?“ — „Wir haben keine sichere Nachricht — es heißt aber, sie sei zersprengt, wenn Sie weiter gehen, sind Sie verloren. Sie können auch nicht mehr zurück, der Weg wird Ihnen verlegt werden. Sie müssen über den Rhein — dann fahren Sie auf Schweizer Gebiet nach Basel zu — dort können Sie ja sehen.“ — „Nein, das geht nicht, ich muß zu unseren Leuten.“ — „Ach, Sie sind bei dem Säckinger Zug? Dort ist auch ein — Verwandter von mir.“ — Zufällig kannte ich den „Verwandten“, und ich konnte gute Nachricht von ihm geben — bis zum Augenblick, wo ich mein Korps verlassen hatte. Wir zogen noch einige Erkundigungen ein, bis sie die Unterhaltung mit den Worten abbrach: „Es ist keine Zeit zu verlieren. Sie müssen über den Rhein — ich fahre Sie hinüber. Lachen Sie nicht! Ich habe es gelernt!“ — „Oh, sie rudert vortrefflich!“ hieß es im Chor, und ihre kraftvolle Gestalt, ihr elastischer Gang bestätigten das Zeugniß. Ich dachte an Herrmann's Dorothea. Wie gern hätte ich mich von der schönen Republikanerin — denn als solche hatte sie blitzenden Auges sich mir vorgestellt — wie gern hätte ich mich von ihr „retten“ lassen. Der Rhein stürmte in nächster Nähe dahin, und drüben war Sicherheit und Freiheit. Doch die Pflicht! Nein! Ich mußte sofort zurück zu den

Unseren — es koste, was es wolle. Wir verabshiedeten uns mit warmem Händedruck, versteckten die Waffen im Stroh, nahmen die rothen Federn vom Hut. — „Lebt wohl! Bringt uns die Republik! — — Wenn ich nur ein Mann wäre!“ — rief die muthige Schifferin uns noch nach. Der letzte Wunsch war überflüssig. Ich wollte, alle Männer wären so mannhaft. „Hoch die Republik!“ Und fort gings in die Höhle des Löwen. Das Mädchen habe ich nie wieder gesehn. Wenn sie noch lebt und im Kreis ihrer Enkel dies liest, erinnert sie sich wohl des jungen Freischärlers in grüner Blause, den sie am 21. September 1848 über die Stromschnellen des Rheins fahren wollte. Drei Stunden später war er gefangen — in dem Schloß des „Trompeters von Säckingen“.

\* \* \*

Und nun ein anderes Bild. Es ist neun Monate später — Mitte Juni 1849. Dem Septemberputsch ist der Maiaufstand gefolgt. Der Kampf mit den von allen Seiten heranziehenden Regierungstruppen hat begonnen. Wir stehen in Heidelberg: Die Schlacht von Waghäusel ist verloren gegangen, unsere Stellung unhaltbar geworden. Der berühmte Flankenmarsch über Dürlich wird vorbereitet. Wir sind auf dem Rathhaus, wo es ungewöhnlich still hergeht. Eine feierliche Stille — gedämpfte Stimmen: der Tod ist eingezogen. Unter dem Reitermantel dort liegt der junge Schlöffel, dem an der Spitze seines Bataillons bei Waghäusel eine preußische Kugel den Kopf durchbohrt hatte. Die Leiche war eben vom Schlachtfeld hergebracht worden — der Vater, in stummem Schmerz, stand daneben, nachdem er das blutige Haupt noch, zum letzten Mal, mit Küssen bedeckt hatte.

Da plötzlich Lärm auf der Straße, und der wilde Ruf: ein Spion! ein Spion! Eine dichte Menschenmasse wälzt sich heran — meist Soldaten und Freischärler, und in der Mitte irgend ein sich bewegendes Ding — ist es Mann, ist es Weib? man kann es nicht unterscheiden — ein sich bewegendes, zappelndes Ding, mit Tüchern umhüllt, auf das von allen Seiten eingeschlagen wird.

Der Zug ist angelangt — ein Theil wälzt sich die Treppe hinauf, und schreiend stürzt, halb laufend, halb gestoßen das unbeschreibliche Ding herein, gefolgt von der johlenden Menge, die es packen will — ein baumlanges Frauenzimmer, in Bauertracht, unter der Haube ein angstverzerrtes Gesicht mit dicken Bartstoppeln — weit ausschreitend, wobei Hosen und hohe Stiefel zum Vorschein kommen — und das Ding will sich uns verzeifelt in die Arme werfen. „Ein preußischer Spion! Wir haben ihn dort am Thor gegriffen, als er gerade zu den Preußen sich schleichen

wollte!" — Ein Schwarzwälder Bauernmädchen war's allerdings nicht; aber das Bild war so wunderbar komisch, daß ich unwillkürlich lachen mußte. Und dieses Gesicht und diese polizeiwidrig ungeschickte Bekleidung — das konnte doch ein Spion sein. —

Wir entfernten mit Mühe die andrängende, drohende Menge, und das Examen begann. Es dauerte nicht lang. Das Ding war kein Spion, sondern ein „Revolutionsbummler“, wie sich deren viele bei uns herumgetrieben hatten, so lange es keine Musik von pfeifenden Kugeln gab — er hatte gemerkt, daß es ans Schießen ging und, da die Stadthore gesperrt waren, hatte er dem Dienstmädchen in seinem Hotel die Kleider abgekauft — und dies war der Erfolg. Er nannte seinen Namen — der war's? — ein deutscher Dichter, von dem wir Alle schon gehört hatten, und den auch Einer der Anwesenden persönlich kannte. Wie jammervoll er da stand! Er ließ alles über sich ergehen, Spott, Hohn, Vorwürfe. Nur um Eins bat er flehentlich, seinen Namen nicht zu verrathen. Lachend erklärten wir ihn frei. Aber das war leichter gesagt als gethan. Das souveräne Volk, das draußen gewartet hatte, wollte seinen „Spion“ durchaus haben. Unsere Aufklärungen wurden nicht recht geglaubt und wir mußten dem verwandelten Dichter ein starkes Piket Freischaarler mitgeben, damit er in sein Hotel gelangen, sich rückverwandeln und dann heiler Haut aus der Stadt kommen konnte.

Auch den habe ich nicht wiedergesehen. Er lebt aber noch: ist sehr patriotisch, hat inzwischen unzählige Franzosen verspeist und in weiten Kreisen ist er so „berühmt“, daß er fast von sich sagen könnte:

Ich bin ein deutscher Dichter  
Bekannt im deutschen Land  
Und nennt man die besten Namen,  
So wird auch der meine genannt.

Und der war — oder ist — vom „starken Geschlecht“ und das Laufenburger Mädchen vom „schwachen“.



### Früh enttäuscht.

Nach dem Französischen des G. Verhaeven frei übersetzt.

„Es naht der Tag des heil'gen Nikolai,  
Ein Tag des Segens — der Bescheerung!“  
Zwei Kindlein lieblich anzuseh'n, doch arm,  
Zu ihm Gebete sandten voll Verehrung.  
Sie stellten dann die Holzschuh' auf den Herd,  
Wo ausgebrannt die letzten Funken,  
Begaben sich zur Nachtru' auf das Stroh,  
Und sind alsbald in tiefen Schlaf versunken.

Gar wild war draußen die Dezembernacht.  
Des alten Viertels morsche Häuserreihen  
Umtobt ein mächt'ger Sturm, als wollt er heut'  
Sie sammt und sonders der Vernichtung weihen.  
Die Kinder unterdessen träumten hold  
Von Göttern und von guten, herz'gen Leuten:  
Mit Blumen und mit Fackeln nahten sie  
Den Schlafenden, die träumend d'rob sich freuten.  
Auf schlugen sie die Auglein, schlossen bald  
Sie wieder. — Als vorüber war die Nachtru',  
Da fiel ihr erster Blick nur auf den Schnee,  
Mit dem der Sturm gefüllt die kleinen Holzschuh'.



### Aus Goethe's Jugendzeit.

Von Emma Adler.

Goethe kam am 28. August 1749 Mittags mit dem Glockenschlage zwölf in Frankfurt am Main zur Welt. Die Eltern und Verwandten waren bei seiner Geburt in großer Angst und Sorge, denn er war schein-todt; es gelang den Bemühungen der Aerzte und Verwandten, ihn zum Leben zu erwecken; welches Glück das für die Menschheit bedeuten sollte, ahnte damals wohl Niemand!

Die erste Spur des Goethe'schen Geschlechtes zeigt sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Das Städtchen Artern in der Grafschaft

Mansfeld zählte damals unter seinen wenigen Bewohnern einen Hufschmied Namens Hans Christian Goethe. Sein Sohn Friedrich Georg Goethe wurde Schneider. Nach Vollendung seiner Lehrjahre ging er auf die Wanderschaft und kam nach Frankfurt am Main. Als er so mit Scheere und Bügeleisen im Ranzen im Jahre 1684 durch das Bockenheimer Thor in Frankfurt bescheidenlich einzog und müde von der Wanderschaft über den Kopfplatz schritt, dachte er wohl nicht, daß da dereinst seinem Enkel ein Denkmal aus Stein und Erz errichtet werden würde. Das Glück war ihm hold, er verdiente mit seiner Nadel manchen Baken. — Als er sich aber nach vielen Jahren mit der Gasthofbesitzerin Kornelia Schellhorn vermählte, gab er sein Handwerk auf und lebte lange Jahre als Gastwirth, bis er hochbetagt im Jahre 1730 starb. Von seinen drei Kindern blieb nur ein Sohn am Leben, Johann Kaspar, der Vater Johann Wolfgang Goethe's.

So stammte, wie wir sehen, Goethe wie ja auch Schiller aus dem Volke.

Goethe's Vater war ein kalter, förmlicher, etwas pedantischer Mensch, aber wahrheitsliebend und gradsinzig. Er hatte sich, da er nicht besonders veranlagt war, durch fortgesetzten anhaltenden Fleiß viel Wissen angeeignet und sich großes Verständniß für die Kunst erworben. In den ersten Jahren unterrichtete er selbst seine Kinder Wolfgang und Kornelia, später überwachte er sehr streng ihren Unterricht. Goethe's Mutter war noch selbst sehr jung, als ihre Kinder zu lernen begannen und wenn der Vater vielleicht manchmal zu streng war, war sie gar oft zu nachsichtig. Sie sagte selbst einmal: „Ich und mein Wolfgang haben halt immer verträglich zusammengehalten, das macht, weil wir beide jung und nicht gar so weit wie der Wolfgang und sein Vater aus einander gewesen sind“.

Sie war immer heiter und guter Dinge, jederzeit hilfsbereit mit Rath und That, sie schrieb einmal: „Ich thu' alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehme zuerst, und verschlucke den Teufel, ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder glatt, dann biete ich dem Troß, der mich im guten Humor übertreffen wollte. Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir gegangen ist, weiß Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätenfion durch die Welt, und das behagt allen Erdenjöhnen und Töchtern, bemoralisire niemanden, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen; und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt“. So blieb sie bis zu ihrem Tode, welcher am 13. September 1808 erfolgte.

Sie verlangte auf das bestimmteste vom Arzt zu erfahren, wann es mit ihr zu Ende gehen werde. Und als sie darauf vorbereitet wurde, ordnete sie Alles zu ihrer Bestattung an, hörte wie ein Sargmacher im Nebenzimmer seine Waare anpries, und ließ ihm lachend ihr Bedauern aussprechen, daß der Sarg schon längst bei einem andern bestellt sei!

Sie vergaß nicht Anordnungen zu dem damals üblichen Leichenschmaus zu machen, sie gab die Weinsorten an, welche aufgestellt werden sollten, die Größe der Brezeln wurde angegeben und besonders eifrig schärfte sie der Köchin ein, ja nicht zu wenig Rosinen in den Kuchen zu thun, sie hätte das ihr Lebtag nicht leiden können und würde sich darüber gewiß noch im Grabe ärgern. An ihrem Sterbetag kam eine Einladung von einer befreundeten Familie zum Abendessen, diese wußte nichts von Frau Goethe's Erkrankung. Da ließ sie zurückfagen: Die Frau Rath kann nit kommen, sie hat alleweile zu sterben! . . . . .

Das Elternhaus Goethe's war das wohlhabender Bürger, alle Bildungsmittel standen ihm zu Gebote, ein ernster, strebsamer Vater, eine gute, zartfühlige Mutter bewachten seine Jugend, er hatte nie die hagere Noth und die bleiche Sorge kennen gelernt, er blieb in den wichtigsten Jahren des Lebens von allen düstern und ernstern Eindrücken bewahrt und konnte sich frei und froh entwickeln; Sonne hatte er genug, kein Schatten fiel in seine Jugendzeit und so hatte er, der in seinem ganzen Leben so sehr vom Glück Begünstigte, das beneidenswerthe von allen, eine glückliche, sonnige Jugendzeit. Goethe hatte fünf Geschwister, wovon aber vier in früher Jugend starben. Er wuchs mit seiner Schwester Kornelia auf, sie war seine einzige Gespielin, er liebte sie zärtlich und blieb in inniger Freundschaft mit ihr durchs Leben.

Es fiel der Mutter auf, daß er bei dem Tode seines jüngern Bruders Jakob, der sein Spielkamerad war, keine Thräne vergoß, er schien vielmehr wie eine Art Aergers über die Klagen der Eltern und Geschwister zu haben. Einmal fragte ihn die Mutter, ob er denn seinen Bruder nicht lieb gehabt habe; da lief er in seine Kammer und brachte eine Menge Hefte, welche er unter dem Bett versteckt hatte; diese waren mit Lektionen und Märchen voll geschrieben. Er sagte, daß er das Alles aufgeschrieben, um es dem Jakob vorzulesen und zu lehren. Das war die Antwort auf die Frage, ob er seinen Bruder lieb gehabt. —

Als nun die Geschwister älter wurden, war es ihnen die liebste Unterhaltung, Geschichten zu hören. Goethe's Mutter verstand das Erzählen gar gut, und besonders war es Wolfgang, der nie müde wurde, zuzuhören. Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte sie ihnen als schöne Prinzessinnen vor, und Alles, was in der Natur vorging, dem gab sie

eine Bedeutung und benützte es, um die Geschichten lehrreich und unterhaltend zu gestalten; auch von den Sternen wußte sie viel zu erzählen und eifrig hörten die Kinder zu.

Wenn nun in den von der Mutter erfundenen Geschichten das Schicksal eines Helden nicht nach Goethe's Sinn sich entwickelte, so schwoll die Zornader an seiner Stirne an und er verbiß die Thränen. Manchmal wurde es spät und der Schluß der Erzählung mußte für den nächsten Abend verschoben werden. Er vertraute da meist der Großmutter seine Hoffnungen oder Befürchtungen über den Ausgang der Erzählung mit, und so konnte dann die Mutter seinen Wünschen entsprechend die Geschichte ändern und zu dem von ihm gehofften Schlusse bringen.

Eines Tages machte die Mutter dem Wolfgang Vorwürfe, daß er steif und gravitatisch über die Straße gegangen sei, gerade als ob er sich vor den andern Knaben, mit denen er zusammen war, auszeichnen wollte. „Damit mache ich den Anfang, später werde ich mich noch durch allerlei auszeichnen“, antwortete der kleine Knirps. Ein anderes Mal soll es gar drollig gewesen sein, als er die Sterne Jupiter und Venus betrachtete, die auch in der Stunde seiner Geburt geleuchtet hatten und die, wie er vom Hörensagen wußte, als gute Vorbedeutung für sein Leben angesehen wurden: „Die Sterne werden mich doch nicht vergessen und halten, was sie versprochen haben?“ „Was willst du mir immer mit dem Beistand der Sterne?“ erwiderte die Mutter, „wir Andern müssen ja auch ohne sie fertig werden!“ „Mit dem, was andern Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden“, antwortete Wolfgang.

Hatte er viele Stunden des Tages fleißig zu lernen, so wurden die Freistunden auch nicht müßig verbracht; noch jung an Jahren, war Goethe ein tüchtiger Fußgänger, Schlittschuhläufer, Fechter und Tänzer. Als kleiner Knabe war er schon im Lateinischen tüchtig, sein Vater unterrichtete ihn darin wie auch im Griechischen; das Italienische lernte er sehr leicht, es schien ihm bloß eine lustige Abweichung des Lateinischen; wenn seine Schwester beim Vater Italienisch lernte, saß er mit seiner Hausarbeit im selben Zimmer und lernte diese Sprache anfangs durch Zuhören mit. Zeichnen übte er mit Vorliebe, aber das Klavierspielen mochte er nicht und da er keine musikalische Begabung zeigte, wurde der Unterricht bald aufgegeben.

Einer lustigen Begebenheit aus seiner Jugend gedachte Goethe selbst in spätern Jahren sehr gerne. Es war gerade nach einem Markttag, an dem die Mutter die Küche und Speisekammer mit allen nöthigen irdenen Schüsseln und Töpfen versorgt hatte; auch den Kindern wurden kleine Töpfchen und Schüsseln zum Spielen gekauft; Goethe war am Fenster und sprach und scherzte mit den drei jungen Leuten, den Herrn v. Dohsenstein,

welche gegenüber wohnten, und sich gern und viel mit dem Knaben abgaben, sich mit ihm beschäftigten und ihn auf mancherlei Weise neckten.

Er hatte sein neues Spielzeug in Händen und warf es übermüthig auf die Straße, daß die Scherben flogen und es lustig krachte. Da die jungen Herrn mit Vergnügen sahen, wie Wolfgang sich freute und in die Hände patzte, riefen sie: „Noch mehr!“ Er holte nun all' sein Spielgeschirr, und als alles auf der Straße lag, ging's an Mutter's Schüsseln, Töpfe und Krüge. Darüber wurden die drei jungen Herrn immer heiterer und schrieten immer lauter: „Noch mehr!“ Da niemand kam, um den Knaben zu hindern, so machte er sich nun an das feine Geschirr, das an Regalen, längs der Küchenwand aufgestellt war. Als die Mutter aus der Kirche heim kam und des Schadens ansichtig wurde, wollte sie erst zanken; als sie aber das herzliche Lachen des Knaben und der jungen Leute hörte, lachte sie mit und vergaß die Schelte.

Die folgenden Glückwünsche verfaßte Goethe mit sieben Jahren. Der erste ist an seinen Großvater Textor, der andere an seine Großmutter Goethe gerichtet.

Erhabener Großpapa!

Ein neues Jahr erscheint,  
 Drum muß ich meine Pflicht und Schuldigkeit entrichten,  
 Die Ehrfurcht heißt mich hier aus reinem Herzen dichten,  
 So schlecht es aber ist, so gut ist es gemeint.  
 Gott, der die Zeit erneut, erneure auch Ihr Glück  
 Und kröne Sie dies Jahr mit Wohlergehen.  
 Ihr Wohlsein müsse lang so fest wie Cedern stehen,  
 Ihr Thun begleite stets ein günstiges Geschick,  
 Ihr Haus sei wie bisher des Segens Sammelplatz  
 Und lasse Sie noch stets Moenineus Ruder führen,  
 Gesundheit müsse Sie bis an Ihr Ende zieren,  
 Denn diese ist gewiß der allergrößte Schatz.

Erhabene Großmama!

Des Jahres erster Tag erneut in meiner Brust ein zärtliches Empfinden  
 Und heißt mich ebenfalls Sie jezo anzubinden  
 Mit Versen, die vielleicht kein Kenner lesen mag,  
 Indessen hören Sie die schlechten Zeilen an,  
 Indem sie wie mein Wunsch aus wahrer Liebe fließen,  
 Der Segen müsse sich heut über Sie ergießen,  
 Der Höchste schütze Sie, wie er bisher gethan,  
 Er wolle Ihnen stets, was Sie wünschen, geben,  
 Und lasse Sie noch oft ein neues Jahr erleben,  
 Dies sind die Erstlinge, die Sie anheut empfangen,  
 Die Feder wird hinfort mehr Fertigkeit erlangen.

Eigentlich lebte die Familie Goethe im Hause dieser Großmutter. Sie hatte ihr großes Zimmer im Erdgeschoß mit der Aussicht in den Hof und die angrenzenden Gärten. Die Kinder verlegten gerne ihre Spiele dahin bis zu ihrem Sessel, und wenn sie krank war, bis an ihr Bett. Sie war eine schöne, alte Frau, immer weiß und reinlich gekleidet, sanft, freundlich und wohlwollend; so behielt sie der Enkel, der ihr Liebling war, in Erinnerung.

Den Großvater Textor, dessen Haus die Kinder gern besuchten und dessen ernste Persönlichkeit auf den Knaben einen um so tiefern Eindruck machte, als ein gewisses geheimnißvolles Grauen den einsüßigen, alten Herrn umgab, der in dem Ruße stand, die Gabe der Weissagung zu besitzen, nannte man den Träumer und Traumdeuter. Es ward ihm vieles über seine Familie durch Träume offenbar; einmal sagte er einen großen Brand, dann die unvermuthete Ankunft des Kaisers voraus. Oft hatte man seine Voraussagungen nicht beachtet, trafen sie dann aber ein, so sprach man in der ganzen Stadt davon.

Eines Tages vertraute er heimlich seiner Frau, es habe ihm geträumt, daß einer der Schöffen ihm in sehr verbindlicher Weise seinen Platz angeboten habe; nicht lange darauf starb dieser am Schlag, seine Stelle wurde durch das Loos, die goldene Kugel, für den Großvater Textor gezogen. Als der Schultheiß gestorben war, wurde noch in derselben Nacht durch den Rathsdienere auf den andern Tag eine außerordentliche Rathsversammlung angezeigt; das Licht in seiner Laterne war abgebrannt, da rief der Großvater aus seinem Bette: „Gebt ihm ein neues Licht, denn der Mann hat ja blos die Mühe für mich.“ — Kein Mensch hatte diese Worte beachtet, er selbst sagte nichts weiter und schien daran vergessen zu haben. Goethe's Mutter hatte sich, wie sie später selbst erzählte, am darauffolgenden Morgen in einen „unmenschlichen Staat“ geworfen und sich das Haupt bis in den Himmel frisiert. In dieser Pracht setzte sie sich mit einem Buch in der Hand in den Lehnstuhl ans Fenster. Ihre Mutter und die Schwestern kamen herbei und schauten sie verwundert an, als ob sie „narrisch“ geworden wäre, sich in diesem Staat in aller Frühe hinzusetzen! „Wartet nur, Ihr werdet Euch bald hinter die Bettvorhänge verkriechen, wenn die Rathsherren kommen werden, um uns zu Vaters Wahl zu beglückwünschen.“ Kaum hatte sie das gesagt, als sie auch schon von ihrem erhöhten Sitz am Fenster den Vater im stattlichen Gefolge vieler Rathsherren daher kommen sah. „Versteckt Euch, da kommen sie schon“ — — — aber die Schwestern wollten es nicht glauben, bis sie ihre unfrisirten Köpfe zum Fenster hinausgesteckt hatten; als sie der feierlichen Prozession ansichtig wurden, rannten sie davon, um sich zu verstecken!

Ihre Schwester mußte die Herren empfangen und die Glückwünsche entgegennehmen.

Als die Großmutter gestorben war, wurde das alte Haus völlig umgebaut, der Vater wollte jedoch die Arbeit und den Unterricht gleichzeitig überwachen und so blieb die Familie im Hause, während das Gebäude zum Theil umgerissen wurde. Die Kinder, die bis dahin immer zu Hause waren, mit keinen Fremden zusammenkommen durften, fanden jetzt, da so viel Unordnung und Treiben herrschte, mehr Freiheit; besonders war es Wolfgang, der diese Gelegenheit mit Freuden wahrnahm und mit einem neugewonnenen Freund Namens Derone allerlei kleine Ausflüge unternahm. Anfangs in der Nähe des Hauses, später, als die Freunde sich sicherer fühlten, auch weit fort, in die alterthümliche Stadt und über die Mainbrücke in die weite Natur. Gern ließen sich die Knaben für einen Kreuzer über den Main fahren und blieben dann am jenseitigen Ufer stehen, um die Schiffe zu betrachten und sich am Aus- und Aufladen der Waaren zu ergötzen; auch fanden sie an der bunten Menschenmenge Freude und sahen Landleute in eigenthümlicher Gewandung, die sie in der Stadt nie zu Gesicht bekamen. Auch gab es am jenseitigen Ufer oft Markt, und manchen Bazzen trug Wolfgang hin, um sich farbige Bilderbogen zu kaufen.

Dann ging's wieder in die Stadt zurück, die alterthümlichen Straßen, Kirchen, Befestigungen waren ein reiches Feld für ihre Forschungen. Das Rathhaus, der Römer genannt, war ihnen ein beliebter Ort geworden. Sie ergingen sich gerne in den unterirdischen gewölbten Hallen, sie wußten sich Eintritt in den Sitzungssaal zu verschaffen und mischten sich mit Vorliebe unter die Menge, die zu den bürgermeisterlichen Audienzen Zutritt haben wollte.

Durch die Unruhe und Unordnung, welche die fortschreitenden Arbeiten des neuen Baues mit sich brachten, entstanden vielerlei Störungen im Unterricht, so daß die Eltern sich gezwungen sahen, die Kinder für eine Zeit zu Verwandten zu geben, und sich entschieden, Wolfgang die öffentliche Schule besuchen zu lassen. Der Knabe war bis dahin nur zu Hause unterrichtet worden und von dem Verkehr mit seinen Altersgenossen ferngehalten. Eine Schulgeschichte, die er erzählt, zeigt deutlich, wie groß die Macht seiner Selbstbeherrschung war. Der Lehrer blieb einst eine Stunde aus; die Kinder spielten, bis die Zeit um war, zuletzt war Goethe mit drei übelwollenden Knaben allein; diese beschloßen ihn zu peinigen. Sie zerschnitten einen Besen und kamen mit Ruthen zurück. „Ich merkte ihre Absicht und, weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, so setzte ich aus dem Stegreif bei mir fest, mich bis zum Glockenschlage nicht zu wehren. Sie fingen darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das

grausamste zu peitschen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß der Schmerz die Minute sehr verlängerte. Mit der Duldung wuchs meine Wuth und mit dem ersten Stundenschlag fuhr ich dem einen, der sich's am wenigsten versah, mit der Hand in die Nackenhaare und stürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie seinen Rücken drückte, den andern, der mich von hinten anfiel, zog ich bei dem Kopf durch den Arm und erdrosselte ihn fast, indem ich ihn an mich preßte, den dritten endlich brachte ich durch eine geschickte Wendung nieder und stieß ihn mit dem Gesicht gegen den Boden. Sie ließen es nicht an Beißen, Kratzen und Treten fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und stieß sie wiederholt mit den Köpfen zusammen. Sie erhoben zuletzt ein solches Zetergeschrei und wir sahen uns bald von allen Hausgenossen umgeben. Die umher gestreuten Ruthen und meine Beine, die ich von den Strümpfen entblößte, zeugten bald für mich." — Einige seiner neidischen Schulkollegen vergönnten Goethe nicht, daß er der Enkel des Schöffens sei, und wollten ihren unschönen Gefühlen Luft machen, indem sie ihn in ihrer rohen Weise hänselten. Sie behaupteten nämlich, daß er wohl gerne vom Schöff Textor spreche, nie aber von seinem Großvater Goethe, der allerdings, wie sie spöttisch meinten, bloß ein Gasthofbesitzer gewesen, der auf Throne und Kronen keinen Anspruch hätte machen können. Goethe erwiderte dann in seiner feinfühligsten Weise folgendermaßen: „Er sei davon keineswegs beschämt, weil gerade darin das Herrliche und Erhebende seiner Vaterstadt bestehe, daß alle Bürger sich einander gleich halten dürften und daß einem Jeden seine Thätigkeit nach seiner Art förderlich und ehrenvoll sein könne. Es sei ihm nur leid, sagte er, daß der gute Mann schon so lange gestorben sei; denn er habe sich gar oft gesehnt, ihn persönlich gekannt zu haben, sein Bildniß vielfach betrachtet, ja sein Grab besucht und sich an der Inschrift des einfachen Denkmals seines vorübergegangenen Daseins gefreut, dem er das Seine schuldig geworden sei.“

Goethe zählte noch nicht sieben Jahre, als das Erdbeben von Lissabon alle Menschen mit Entsetzen erfüllte, dieses furchtbare Ereigniß, das im Jahre 1755 über ganz Europa Schrecken verbreitete. Alle Zeitungen waren davon voll, alle Menschen darob in Verwirrung. Ueberall besprach man entsetzt dieses Weltereigniß, das bis in die entferntesten Gegenden alle Herzen erschütterte. Der kleine Wolfgang hatte keine Ruhe mehr; er sah immer vor sich das brausende Meer, das in einem Nu alle Schiffe niederschluckte und dann hinaufstieg am Ufer, um den ungeheueren königlichen Palast zu verschlingen, die hohen Thürme, die zuvörderst unter dem Schutt der kleinen Häuser begraben wurden, die Flammen, die überall aus den Ruinen heraus endlich zusammenschlugen und ein großes Feuermeer verbreiteten,

während eine Schaar von Teufeln aus der Erde hervorzusteigen schien, um allen bösen Unfug an den Unglücklichen, die von 60 000 Menschen übrig geblieben waren, auszuüben. Eine solche Menschenmenge, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich nebeneinander lebend, so rasch und elend zu Grunde gegangen, das machte auf ihn einen ungeheuern Eindruck. Jeden Abend enthielt die Zeitung neue Mähr, bestimmtere Nachrichten, in den Kirchen hielt man Bußpredigten, der Papst schrieb ein allgemeines Fasten aus, in den katholischen Kirchen wurden Requieme für die vom Erdbeben Verschlungenen abgehalten. Betrachtungen aller Art über die Gerechtigkeit Gottes wurden in Gegenwart der Kinder vielseitig gemacht, die Bibel wurde aufgeschlagen, Gründe für und wider behauptet, dies Alles beschäftigte den Knaben tiefer, als man ahnen konnte, und regte ihn zu religiösen Zweifeln an.

Noch nicht achtjährig, konnte er deutsch, französisch, italienisch, lateinisch und griechisch schreiben. Noch viele seiner damaligen Aufsätze sind erhalten, wovon hier zwei ihren Platz finden sollen.

Eines Tages ließ der Lehrer lange auf sich warten und Goethe machte allerlei Vorschläge, wie er und einer seiner Kollegen bis zum Beginn des Unterrichtes die Zeit ausfüllen sollten, aber kein Vorschlag fand Gnade vor seinem Freunde Max:

Wolfgang: „Sage Du nun selbst, etwas zu thun!“

Max: „Ich hasse das Ernsthafte, denn das überlasse ich den Sauer-töpfen.“

Wolfgang: „Du bist sehr lang, sag's einmal heraus, in was es bestehen soll.“

Max: „Wisse, wir wollen uns einmal mit den Köpfen stuzen.“

Wolfgang: „Das sei ferne, meiner schickt sich wenigstens dazu nicht.“

Max: „Was schadet das? Laß sehen, wer den härtesten hat.“

Wolfgang: „Höre, wir wollen dieses Spiel den Böcken überlassen, welchen es natürlich ist.“

Max: „Verzagter! Wir bekommen durch diese Uebung harte Köpfe.“

Wolfgang: „Das wäre eben keine Ehre. Ich will meinen lieber weich behalten.“

Max: „Wie verstehst Du das?“

Wolfgang: „Ich mag nicht hartnäckig werden.“

Max: „Hierin hast Du Recht, allein ich nehme es von der Festigkeit der Glieder.“

Wolfgang: „Wenn Du weiter nichts willst, so stoße den Kopf nur brav wider die Wand, es wird die erwünschte Wirkung haben.“

Und nun den andern Aufsatz.

„Horatius und Cicero sind zwar Heiden gewesen, aber verständiger als viele Christen, denn derselbe sagt: Silber ist schlechter als Gold und Gold schlechter als die Tugend. Dieser aber sagt: Nichts ist schöner als die Tugend. Viele Heiden haben die Christen an Tugenden übertroffen. Wer war in Haltung der Freundschaft treuer als Damon, freigiebiger als Alexander, gerechter als Aristides, enthaltamer als Diogenes, geduldiger als Sokrates, leutfeliger als Vespasianus und arbeitsamer als Apelles und Demosthenes?“

Am Sonntag, wenn Goethe mit seinen Spielfkameraden sich belustigte, spielten sie, wie alle Kinder, gerne Räuber und Soldaten; waren sie dann nach vielem Herumtollen müde, so verlangten sie irgend ein Märchen zu hören, das Goethe selbst erfunden hatte. Eines, das in dieser Kindergesellschaft besonderen Beifall fand, und das er oft und oft wieder erzählen mußte, erinnerte sich Goethe noch in spätem Alter lebhaft, es findet sich in „Dichtung und Wahrheit“, Band I. und ist „Der neue Paris“ betitelt.

Der Großvater Textor hatte zum Gedächtniß an die Geburt seines Enkels einen Birnbaum gepflanzt, der sehr gut gedieh und prächtige Früchte trug.

Es war ein schöner Frühling, sonnig und warm, der junge Birnbaum war über und über mit Blüthen bedeckt. Es war Mutters Geburtstag. Die Kinder schafften den grünen Sessel, auf dem sie Abends die Märchen erzählte und der deshalb der Märchensessel genannt wurde, in aller Stille in den Garten hinunter, puzten ihn mit Blumen und Bändern gar zierlich heraus. Nachdem Gäste und Verwandte sich eingefunden hatten, trat Wolfgang als Schäfer gekleidet mit einer Hirtentasche, aus der eine Rolle mit goldenen Buchstaben herabhing, mit einem grünen Kranz auf dem Kopfe unter den Birnbaum und hielt eine Anrede an den Sessel, den er als Sitz der schönsten Märchen pries. Die Nachbarnleute in den umgrenzenden Gärten guckten über Mauer und Verzäunung und nahmen lebhaften Antheil an diesem großen Jubel, so daß das kleine Fest am Abend in der ganzen Stadt bekannt wurde.

In Goethe's Jugendzeit war es sehr gebräuchlich, daß sich die Leute am Neujahrstag persönlich ihre Glückwünsche überbrachten. Alle zogen ihre besten Kleider an, um mit Freunden und Vorgesetzten Herzlichkeit und Höflichkeiten auszutauschen. Besonders aber legten die Kinder einen großen Werth auf diesen Tag, da es manche Festlichkeit gab und darum Leckerbissen aller Art.

Schon am frühen Morgen waren Wolfgang und Kornelia beim Großvater, um von dessen Fenstern aus Alles zu sehen und zu hören.

Militär und Stadtmusikanten zogen durch die Stadt und erfüllten die Straßen mit Musik und Trompetengeschmetter. Von Früh bis Abend kamen die Glückwünschenden, die Verwandten, die Rathsherren, die Beamten und die Bediensteten. Am Abend war ein Festessen und die Kinder ergöhten sich an den vielen Süßigkeiten und dem Wein.

Der Neujahrstag 1759 war für die Kinder wie immer erwünscht und fröhlich, aber die Erwachsenen waren voll Sorge, was die nächste Zukunft bringen werde. Es war die Zeit des siebenjährigen Krieges. An diesem Neujahrstage wurde die Stadt Frankfurt durch den Trompetenstoß des Thürmers vom Hauptthurm in Schrecken gesetzt. Es war das übliche Signal, daß Truppen im Anzuge seien. Der Thürmer schien mit dem Signalisieren garnicht aufhören zu wollen. In ununterbrochener Reihe rückten die Truppen in die Stadt. An allen Fenstern sah man Neugierige, die Straßen waren voll von schaulustigen Kindern. Die Franzosen rückten ein. Sie hatten die Hauptwache überrumpelt und in einem Augenblick war die Stadt zu einem Lagerplatze verwandelt. Sofort wurden sie einquartiert und bald ging Alles den gewohnten Gang, nur daß die militärische Besatzung einige Abwechslung brachte.

Bei Goethe's Eltern wurde eine hohe Persönlichkeit, der Königsleutenant Graf Thorane, einquartiert. Er war ein Mann von Geschmack und prächtigem Wesen. Er versammelte Künstler und hervorragende Gelehrte um sich. Der kleine Wolfgang liebte und verehrte ihn leidenschaftlich, desto weniger fand er Gnade vor den Augen des Herrn Rath Goethe, der aristokratisches Wesen und Gebahren nie leiden mochte und die „Franzoselei“ schon am allerwenigsten. Die unfreundliche Stimmung des Vaters vermochte weder des Grafen Kunstliebe, noch sein verbindliches Betragen gegen die Familie zu verscheuchen. Je mehr sich aber Rath Goethe zurückzog, desto mehr gab sich Goethe's Mutter Mühe, das Gastrecht nicht zu verletzen, und machte durch ihren heitern Sinn und ihr freundliches Benehmen alles gut, was ihr Mann verdarb. Durch die Unruhe, welche die Einquartierung verursachte, und die Verstimmung, in die er dadurch gerieth, erfuhr der sonst so streng eingehaltene Stundenplan manche Unterbrechung.

Ernstler gestaltete sich die Lage der Dinge, als mit anbrechendem Frühling 1759 die alliirte Armee unter Ferdinand von Braunschweig sich Frankfurt näherte, um die Franzosen aus ihrer vortheilhaften Stellung am Main zu vertreiben. Stärkere Truppenmassen zogen während der Charwoche durch die Stadt; es war eine beständige Bewegung und Aufregung. Den kaum etwas zur Ruhe gekommenen Bürger ergriff die Furcht vor größerem Unheil. Mit Sehnsucht sahen die Preußischgesinnten der Ankunft der Verbündeten entgegen, auf deren Sieg sie mit Zuversicht

zählten. Auf der Höhe von Bergen, anderthalb Stunden von Frankfurt, erwartete die französische Armee unter Broglie den anrückenden Feind.

Goethe's Vater fand keine Ruhe mehr daheim; nicht ohne Lebensgefahr begab er sich in die Nähe des Schlachtfeldes, während die Kinder ängstlich zu Hause dem fernen Geschützdonner horchten.

Transporte gefangener Deutschen waren das erste Anzeichen, daß die Sache der Verbündeten nicht günstig stehe. Der Vater kam in tiefem Schmerz und Unmuth heim. Anders war es den Kindern zu Muthe, denen ihr spezielles Franzosen-Regiment so behaglich erschien, daß dem Wolfgang seine frühere Preußenbegeisterung schon abhanden gekommen war. Sie freuten sich, ihren Königsleutenant wohlbehalten wiederzusehen, sprangen ihm entgegen und küßten ihm die Hände. Es schien ihm sehr zu gefallen. „Wohl!“ sagte er freundlicher als sonst, „ich bin auch um Euretwillen vergnügt, liebe Kinder!“ und befahl sogleich Zuckerwerk und dergleichen Liebhabereien ihres Gaumens ihnen zuzutheilen. Als der Graf in den Vorfaal trat, traf er mit Goethe's Vater zusammen, er ging ihm entgegen, begrüßte ihn freundlich und sagte: „Ihr werdet uns und Euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist.“ „Ich wollte“ versetzte der Vater, gleichsam einen Stein vom Herzen wälzend, „sie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen.“ „Dieses sollt Ihr büßen“, rief der Graf in Wuth auffahrend, „Ihr sollt mir nicht umsonst eine solche Beleidigung zugefügt haben“, und gab Befehl, ihn auf die Wache zu führen.

In der ersten Aufwallung des Zornes war er entschlossen, zur Warnung für die franzosenfeindlich gesinnten Frankfurter an seinem Hausherrn ein Exempel zu statuiren. Mit Mühe gelang es dem Gevatter Nachbar, der meist den Dolmetsch abgeben mußte, den Grafen zu versöhnen. Er stellte ihm in ebenso rührender wie beredter Weise vor, wie edel er handeln würde, wenn er eine Familie nicht entgelten lassen würde, was ein Mitglied unüberlegt im Augenblick der Erregung gesagt, wie man noch in späten Generationen in dieser Familie seiner als eines edlen, menschenfreundlichen Franzosen gedenken werde.

Der gute Gevatter ahnte damals nicht, daß seine Prophezeiung in Erfüllung gehen werde und daß Goethe dem Königsleutenant ein unvergängliches Denkmal in seiner Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit“ stiften werde, werthvoller als eines aus Stein und Erz.

Erst am folgenden Morgen erfuhren die Kinder, welche Wetterwolke in dieser Nacht über ihre Häupter hinweggezogen war. Der Graf blieb nach diesem Austritte noch zwei Jahre im Hause und der Friede wurde nicht wieder gestört.

Im Juni 1761 verließen die Franzosen endlich Frankfurt. Und nun wurde der Unterricht mit gewohnter Strenge und mit dem alten Eifer wieder aufgenommen. Selbst die Erholungsstunden füllte Goethe nützlich aus. Er erfand, um sich in den vielen Sprachen, welche er gelernt hatte, zu üben, einen Roman, in dem sieben Geschwister, in der Welt verstreut lebend, sich gegenseitig Bericht erstatteten. Der älteste Bruder erzählte seine Erlebnisse in deutsch, die Schwester antwortete in der Art, wie Mädchen schreiben, ein anderer Bruder, der Theologie studirte, schrieb lateinisch mit griechischen Nachschriften, zwei andere im Handelsfach angestellte Brüder schrieben englisch und französisch, der sechste, ein Musiker, bediente sich der italienischen Sprache und der Jüngste, ein naseweises Nestquackelchen, schrieb jüdisch-deutsch. Aus diesem sonderbaren Spas entstand bei Goethe ein ernstes Studium der hebräischen Sprache, worin er es auch zu einer gewissen Fertigkeit brachte.

Die Frucht dieser Studien war ein biblisches Gedicht „Josef und seine Brüder“. Goethe zeigte schon in seiner Kindheit eine so vielseitige Begabung, wie man sie in einer solchen Vollständigkeit selten gesehen hat. Er war ein ordnungsliebender, etwas förmlicher, wißbegieriger, nachdenkender, bedächtiger Knabe. Er war seinen Altersgenossen immer voraus, er konnte nicht genug zum Lesen und Betrachten finden. Er war leicht zu beeinflussen und doch bemühte er sich schon früh, selbst sehen und urtheilen zu lernen. Mit sechs Jahren beschlichen ihn Zweifel über die Güte Gottes, mit sieben Jahren wurde er anläßlich der Kriegsergebnisse zweifelhaft über die Gerechtigkeit des Urtheils der großen Welt!

Er war erfinderisch, poetisch, stolz, liebevoll, wenn auch hie und da flüchtig. Schon in jungen Jahren bemühte er sich, wie wir gesehen haben, Selbstbeherrschung zu lernen.

Er sagte einmal später, er habe es so weit gebracht, „König über sich selbst zu sein“. Er verabscheute die Menschen, die begierig waren, andere zu beherrschen, und daneben unbekümmert blieben, ob sie die Fähigkeit erlangt hatten, sich selbst zu beherrschen!

„Das wollen alle Herrn sein  
Und keiner ist Herr von sich.“

Er machte ein Studium daraus, die rebellischen Triebe, die unaufhörlich die Oberherrschaft seiner Vernunft bedrohten, zu unterdrücken. Das war sein Hauptcharakterzug, von dem aus man ihn betrachten und beurtheilen soll. „Alles was ich zu thun hatte“, sagte er einmal, „habe ich in königlicher Weise gethan, die anderen habe ich schwagen lassen und ich habe gethan, was ich für gut fand.“ Er war immer voll Nachsicht und Milde gegen Leute, die bescheiden ihre Unwissenheit einsahen, aber er

konnte unberechenbar gegen arroganten, hohlen Gelehrtehdünkel auftreten; da war es denn in jungen Jahren mit der Selbstbeherrschung wohl arg bestellt.

Kurze Zeit bevor Goethe die Leipziger Universität beziehen sollte, kam er in schlechte Gesellschaft. Er lernte einige junge Leute kennen, mit denen er zusammen Ausflüge unternahm, und in deren Gesellschaft er manchen Abend verbrachte. Goethe hatte damals noch wenig Menschenkenntniß und nahm die Leute immer, wofür sie sich gaben. Als sie Goethe's dichterisches Talent entdeckten, nützten sie es Anfangs zu scherzhaften Mystifikationen und später zu sehr ernstern, wenig erfreulichen Unternehmungen aus. Noch bevor es zu spät war, kam ein Hausfreund von Goethe's Eltern, der bei Gericht war, hinter diese Angelegenheit und konnte Goethe vor einer sehr peinlichen gerichtlichen Untersuchung bewahren, indem er ihn aufmerksam machte und Goethe beschwor, diesen Umgang aufzugeben. Gar schmerzlich war diese Erfahrung für den jungen Mann, der mit aufrichtiger Freundschaft an einigen Personen dieses Kreises hing und nun so bitter enttäuscht war. Hatte schon manches unangenehme Erlebniß, manche Erfahrung in seiner Vaterstadt ihn dieser entfremdet, so war dieses Ereigniß dazu angethan, ihn ohne Schmerz den Ort verlassen zu sehen, in dem er seine Jugendzeit verlebt hatte, und so gleichgültig kehrte er ihm den Rücken, als sollte er die Stadt nie wieder betreten. Goethe sagt in seiner Selbstbiographie an einer Stelle: „So lösen sich in gewissen Epochen Kinder von Eltern, Diener von Herrn, Begünstigte von Gönnern los, und ein solcher Versuch, sich auf eigene Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen Selbst zu leben, er gelinge oder nicht, ist immer dem Willen der Natur gemäß.“

Als Goethe nach Leipzig fuhr, gab's noch keine Eisenbahn dahin, die Reise war lang und beschwerlich und manches mehr oder weniger lustige Abenteuer war zu bestehen. Im Oktober 1765, kurz nach seinem 16. Geburtstage, kam Goethe in Leipzig an. Es war gerade zur Meßzeit; mit lebhaftem Interesse stürzte er sich in das bunte, bewegte Leben des Marktes und erfreute sich an dem vielen Neuen und Seltsamen, an den Anblick der malerischen Trachten von Polen, Russen, Türken und Italienern, die zum Markte gekommen waren. Er bezog seine bescheidene Wohnung, gab die verschiedenen Empfehlungsschreiben ab und dachte nun ernstlich daran, sein akademisches Leben zu beginnen, um, wie er hoffte, eine solide Grundlage zu einer künftigen Professur zu legen.

Die Stadt machte einen großen und günstigen Eindruck auf Goethe, vielleicht gefiel sie ihm in der damaligen Stimmung doppelt, weil sie seiner Vaterstadt so unähnlich war; nichts erinnerte an die Vergangenheit, alles war

ein modern pulsirendes Leben und Treiben. — Goethe gab ein Empfehlungsschreiben beim Hofrath Böhme ab; er war Professor für Geschichte und Staatsrecht. An Frau Böhme fand Goethe eine liebevolle, mütterliche Freundin, sie nahm sich seiner an, zog ihn in ihre Gesellschaftskreise, lehrte ihn, sich zu benehmen, wie es in der feinen Welt Sitte war, und hielt mit ihrem aufrichtigen Urtheil über manche seiner damaligen Dichtungen nicht zurück, so daß er nicht leicht wagte, etwas von seinen Arbeiten vorzulesen, und so sehr war er von dem gerechten Urtheil und dem Verständniß Frau Böhme's überzeugt, daß er sich eine Zeit lang den Gedanken, ein Dichter zu werden, ganz aus dem Sinne schlug. Er zeichnete in dieser Zeit desto fleißiger, er hatte auch sehr günstige Gelegenheit, sich im Zeichnen und später sogar im Malen zu üben, da Professor Deser sich seiner sehr freundschaftlich annahm. Aber selbst am juristischen Studium fand er trotz des anfänglichen Widerwillens bald Freude und Interesse. Er schrieb darüber nach Frankfurt: „Die Jurisprudenz fängt an, mir sehr zu gefallen. So ist's doch mit Allem, wie mit dem Merseburger Bier; das erste Mal schaudert man, und hat man's eine Woche getrunken, so kann man's nicht mehr lassen.“ Das Verhältniß zu seiner Schwester Kornelia blieb das gleich innige und zärtliche. Viele Briefe aus dieser Zeit sind erst kürzlich veröffentlicht worden, man gewinnt beide Geschwister durch die Lektüre dieser Briefe noch lieber. Einer davon soll hier wenigstens zum Theil abgedruckt werden. Der Brief ist im Original in französischer Sprache geschrieben, es war das der Wunsch von Rath Goethe, daß die Geschwister sich bald in der einen, bald in der andern Sprache schreiben sollten, um so das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Liebe Schwester!

Es scheidet als ob Ihr Mädchen einen geheimen Zauber besitzt, mit dem Ihr uns nach Belieben behext. Ob dieser Zauber von der Nachsicht kommt, die Ihr für unser Geschlecht habt, oder ob er in dem Anschein von Schmeichelei besteht, den Ihr, wenn es Euch nöthig erscheint, heucheln könnt, das ist mir gleich, es genügt, daß ich ihn zu verschiedenen Malen gefühlt habe, und daß ich ihn auch jetzt, während ich diese Zeilen schreibe, empfinde. Ich hatte die Absicht, Dich in diesem Brief auf eine Weise zu schelten, daß Du Angst gekriegt hättest. Ich hatte dafür zwei, drei, vier Gründe in der Tasche; gerechte Gründe, deren einer genügt hätte, um Dich fürchterlich anzuknien. Aber Du schreibst und bittest um Entschuldigung! Ist! alle meine Gründe stiegen augenblicklich davon! Ich setze mich hin und anstatt Dir zu schreiben, daß ich böse bin, schreibe ich, daß ich Dich liebe und Dir verzeihe.

Dein Bericht über das Hochzeitsfest ist ganz gut gelungen, aber Du hast es doch nicht verstanden, alle Umstände mit jener Lebhaftigkeit und Genauigkeit zu schildern, wie ich es gewünscht hätte und wie ich es von

Deiner Geschicklichkeit zu erwarten berechtigt war. Immerhin muß ich Deinen Fleiß loben, mit dem Du schreibst und füge die Bitte an mein Lob, Du mögest Deine Berichte fortsetzen, das wird Dir beweisen, daß Deine Schreibweise mir nicht ganz mißfällt.

Nun zu etwas Anderem. Ich bin zu bedauern, daß meine Bitten, Deine Lektüre betreffend, keine Wirkung auf Dich haben: übrigens fürchte in Zukunft keine weiteren Vorwürfe von mir zu hören, denn ich will es als unnütz aufgeben, über diesen Gegenstand zu diskutieren. Aber heute muß ich noch über diesen Gegenstand sprechen und eine Stelle Deines Briefes berühren, worin Du sagst, daß das Hochzeitsfest und die Vorbereitungen dazu Dich gehindert haben, an die Lektüre zu denken. Indem Du dies sagst, liebe Schwester, nimmst Du so ein eigenes Mir an, welches nicht auf Entschuldigung Anspruch machen kann. Vielleicht hat Dir Dein Gewissen Vorwürfe vorgemalt, welche Du verdienst. Aber lassen wir das. Ich will Dir hier einige Betrachtungen mittheilen, mit denen ich mich beschäftige. Die Eitelkeit ist fast immer die Beherrscherin der Herzen junger Mädchen. Sie verdirbt sie, indem sie ihnen den falschen Ruhm ihrer äußeren Zierde in günstigem und den wahren, inneren Ruhm ihrer Geistesbildung im ungünstigen Lichte zeigt.

Sind die Mädchen nicht eigenthümliche Wesen? Wenn sie z. B. in Gesellschaft sind, woran denken sie? An das, was sie reden wollen, um andere zu unterhalten? Nein! Was sie sagen sollen, um bewundert zu werden? Nein, auch das nicht! Was denken sie denn? Nichts leichter, als das zu errathen. Man muß nur sehen, was sie thun: Erst laufen sie zum Kleiderschrank! Sehen Sie, sie mustern die Kleider. Sie sprechen mit sich selber. Was sagen sie? „Ich werde dies Kleid nicht anziehen, denn Madam S. hat ein schöneres. Aber dieses? Nein, dies ist schlecht aufgeputzt. Dieses hier? Ja, das wird das beste sein, aber ich muß noch etwas daran ändern. Wartet nur bis 2 Uhr Nachmittag.“ Sie ist frisiert, aber es ist noch weit bis 5 Uhr. Aber das thut nichts, der ganze Nachmittag wird mit dem Ausputzen ausgefüllt. Schaut die hunderterlei Schachteln an! Was kommt da heraus! Blousen, Krägen, Spizentücher, Fächer, Schmuck und eine Unzahl Nippfachen. Sie wählt, sie verwirft wieder, sie baut auf und zerstört, sie fügt zusammen, sie zerreißt. Schließlich sieht man sie mit einem gothischen Haararrangement, einem Quodlibet, das man für einen Turban halten könnte. Endlich glaubt sie sich bereit, weil ihr Spiegel ihr keine Fehler in ihrem Anzug zeigt. Nun begiebt sie sich in die Gesellschaft und ist geistig so wenig dazu vorbereitet, daß sie nicht einmal Zeit gefunden hat, an die Begrüßung zu denken, wenn sie in den Salon tritt. Man sieht dann ihre verlegenen Verbeugungen und die noch verlegeneren Begrüßungsworte. Man kann hören, wie sie mit schüchternem Ton sagt: „Weil Sie es befohlen haben, komme ich, um Sie meines unterthänigen Respektes zu versichern!“ Sie sagt das, ohne daran zu denken,

daß es die größte Dummheit der Welt ist. Die Gesellschaft nimmt Platz. Man beginnt zu plaudern; da giebt es zwei Extreme, in die sie zu verfallen in Gefahr ist. Entweder sie bleibt unbeweglich, gleich einer Statue, am Sessel haften, oder sie stürzt sich wie wüthend in ein sinnloses Geschwätz. Diese zwei Fehler haben in gar nichts Anderem ihren Ursprung als in der geringen Sorgfalt, welche sie nimmt, um ihren Verstand zu bilden, ebenso ist es, wenn sie sich in Gesellschaft begiebt, wie auch, wenn sie allein in ihrem Zimmer ist. Ist es nicht genug, was sie thut, wird man mich fragen. Sie spricht fremde Sprachen, sie liest, sie schreibt; kann man noch mehr fordern? Oh gewiß! sage ich. Wozu nützt ihr dies Wissen, selbst wenn es noch ausgebreiteter wäre, wenn es immer ein todttes Wissen bleibt, ohne jeden innern Halt und ohne Übung. Was nützt ihr die Lektüre, wenn sie nicht während des Lesens daran denkt, wie sie das Gelesene anzuwenden hat, und was nützt ihr das Schreiben, wenn sie es nicht versteht, eigene Gedanken mit Geschmac zu den gelesenen hinzuzufügen. Aber daß sie das nicht kann, ist sehr einfach zu verstehen. Sie bedient sich nicht der fremden Sprachen, um Bücher von Geschmac zu lesen, sie liest nur mechanisch, will ihre Geläufigkeit im Sprechen erhöhen, ohne in den Geist der Sprache einzugehen. Ich darf behaupten, daß ihr das Lesen nur als angenehmer Zeitvertreib gilt, der, ohne irgend ein Ergebnis hervorzubringen, wie die Stunden hinschwindet, welche dem Lesen gewidmet sind. Man sieht das an der Art der Bücher, von denen sie entzückt ist, es sind inhaltslose Geschichten und Romane. Sie liest aus Neugierde, wenn aber die Neugierde der Beweggrund ist, so ist das kein gutes Anzeichen: man befriedigt diese und sucht keine weitere Nahrung für Gemüth und Verstand. Soll man diese Mädchen nicht schelten, welche ihrer Geistesgaben ungeachtet die schönsten Tage mit Vergnügen ausfüllen und ihr Herz und ihren Geist im Nebel lassen, den sie leicht verschleichen könnten!

Leider hat Goethe trotz des Ernstes, den er schon in so jungen Jahren hatte, es selbst manchmal mit dem Leben nicht so ernst genommen. Er hat ebenso wie die andern Studenten manchen Tag und manchen Abend vertändelt und dabei mehr Bier getrunken, als es für ihn gesund war. Dazu gefielen sich die damaligen jungen Leute in der unrichtigen Anwendung der naturgemäßen Lebensweise, indem sie bei Regen und Unwetter im Freien schliefen u. s. w. und zerrütteten auf diese Weise ihre Gesundheit. Auch Goethe kam in einem sehr bedenklichen Gesundheitszustand zu den Ferien heim. Sein Vater war gar nicht erbaut von ihm und konnte sein unfreundliches Gefühl gegen den Kranken nicht verbergen, besonders unmüthig war er über die geringe Aussicht, daß ein tüchtiger Jurist aus ihm werden würde. Desto gütiger und liebenswürdiger empfingen ihn Mutter und Schwester. Eine lange, einsame Prüfungszeit in der Krankenstube lag jetzt vor Goethe. Aber wie er es sein Leben lang verstanden

hat, bei allem Widerwärtigen auch die nützliche Seite zu suchen, so war es auch während dieser langen Krankheitsdauer der Fall. Er versenkte sich in vielerlei ernste Studien und Betrachtungen, und diese Prüfungszeit brachte ihm mehr Nutzen als Schaden. Als er von Leipzig heim kam, dachten die Doktoren, daß er an der Schwindsucht erkrankt sei, zum Glück war diese Vermuthung unrichtig; trotzdem dauerte es zwei volle Jahre, bis Goethe's Gesundheit wieder ganz gekräftigt war. Kaum hatte der Arzt Goethe auszugehen erlaubt, als er wieder mit alter Leidenschaft das Theater besuchte. Als er eines Morgens die Mutter begrüßte, eröffnete ihm diese, daß der Vater verdrießlich sei und ihm den täglichen Besuch des Schauspiels nächstens unterjagen werde. „Wenn ich gleich selbst,“ fuhr sie fort, „manchmal gern in's Theater gehe, so möchte ich es doch oft verwünschen, da meine häusliche Ruhe durch Deine unmäßige Leidenschaft zu diesem Vergnügen gestört wird. Der Vater wiederholt immer, wozu es nur nütze sei, wie man seine Zeit nur so verderben könne.“

„Ich habe es auch schon von ihm hören müssen“, antwortete Goethe, „und habe ihm vielleicht allzu heftig geantwortet.“

„Mach' es nur mäßig, der Vater will Abends auch unterhalten sein, und dann glaubt er, es zerstreue Dich, und am Ende trag' ich, wenn er verdrießlich wird, die Schuld. Wie oft mußte ich mir das verwünschte Puppenspiel vorwerfen lassen, das Euch zuerst Geschmack am Schauspiele beibrachte.“

„Schelten Sie das Puppenspiel nicht! Lassen Sie sich Ihre Liebe und Vorjorge nicht gereuen! Es waren die ersten vergnügten Augenblicke, die ich in dem neuen leeren Hause genoß; ich sehe es diesen Augenblick noch vor mir, ich weiß, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns nach Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke vor einer Thüre niedersitzen hieß, allein nicht wie sonst zum Hin- und Wiederlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhang verdeckt war. Erst standen wir Alle von ferne, und wie unsere Neugierde größer war, um zu sehen, was Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man Jedem sein Stühlchen an und gebot uns, in Geduld zu warten. So saß nun alles und war still; eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte eine hochroth bemalte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester Samuel erschien mit Jonathan und ihre wechselnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchst ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Szene, in großer Verlegenheit über die Impertinenz des schwerlöthigen Kriegers, der ihn und die Seinigen herausgefordert hatte. Wie wohl ward es mir daher, als der zwerfgestaltete

Sohn Ijai mit Schäferstab, Hirtentasche und Schleuder hervorhüpfte und sprach: „Großmächtigster König und Herr! Es entfalle Keinem der Muth um deswillen! Wenn Ihre Majestät mir erlauben wollen, so will ich hingehen und mit dem gewaltigen Riesen in den Streit treten.“ — Der erste Akt war geendet und die Zuschauer höchst begierig zu sehen, was nun weiter vorgehen sollte; Jedes wünschte, die Musik möchte bald aufhören. Endlich ging der Vorhang wieder in die Höhe. David weihete das Fleisch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde; der Philister sprach Hohn, stampfte viel mit beiden Füßen, fiel endlich wie ein Klotz und gab der ganzen Sache einen herrlichen Ausschlag. Wie dann nachher die Jungfrauen sangen: „Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehntausend,“ der Kopf des Riesen vor dem kleinen Ueberwinder hergetragen wurde und er die schöne Königstochter zur Gemahlin erhielt, verdroß es mich doch bei aller Freude, daß der Glücksprinz so zwergmäßig gebildet war. Denn nach der Idee vom großen Goliath und kleinen David hatte man nicht verfehlt, beide recht charakteristisch zu machen. Ich bitte Sie, wo sind die Puppen hingekommen? Ich habe versprochen, sie einem Freunde zu zeigen, dem ich viel Vergnügen machte, indem ich ihn neulich von diesen Kinderspielen unterhielt.“

„Es wundert mich nicht, daß Du Dich dieser Dinge so lebhaft erinnerst; denn Du nahmst gleich den größten Antheil daran. Ich weiß, wie Du mir das Büchelchen entwendetest und das ganze Stück auswendig lerntest. Ich wurde es erst gewahr, als Du eines Abends Dir einen Goliath und David von Wachs machtest, sie Beide gegen einander peroriren ließeest, dem Riesen endlich einen Stoß gabst und sein unförmliches Haupt auf einer Stecknadel mit wächsernem Griff dem kleinen David in die Hand klebtest. Ich hatte damals so eine herzliche, mütterliche Freude über Dein gutes Gedächtniß und Deine pathetische Rede, daß ich mir sogleich vornahm, Dir die hölzerne Truppe nun selbst zu übergeben. Ich dachte damals nicht, daß es mir so manche verdrießliche Stunde machen sollte.“

„Lassen Sie sich's nicht gereuen! denn es haben uns diese Scherze manche vergnügte Stunde gemacht.“

Und mit diesem erbat er sich die Schlüssel, eilte, fand die Puppen und war einen Augenblick in jene Zeiten versetzt, wo sie ihm noch belebt schienen, wo er sie durch die Lebhaftigkeit seiner Stimme, durch die Bewegung seiner Hände zu beleben glaubte. Er nahm sie mit auf seine Stube und verwahrte sie sorgfältig.

Im Frühjahr 1770 verließ er abermals sein Vaterhaus und begab sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Straßburg. Er hatte nun das zwanzigste Jahr überschritten. Er war damals von auffallender Schönheit;

es heißt, die Leute hätten Gabel und Messer niedergelegt, wenn er in's Speisehaus trat, um ihn anzustaunen. Kaum hatte er den Staub von seinen Kleidern geschüttelt, so eilte er auch schon, den berühmten Münster zu sehen und hatte einen wunderbaren Eindruck von diesem herrlichen Denkmal der Baukunst; in seiner Selbstbiographie findet sich eine prächtige Darstellung darüber.

Er versenkte sich in eifrige Studien, besonders trieb er viel Griechisch und schrieb nach Hause, daß er den Homer fast ohne Uebersetzung lesen könne. Sein damaliges Tagebuch erzählt von den vielfachen, verschiedenen Studien auf allen möglichen Gebieten.

Jeden Mittag traf er beim Essen mit einem Kreis junger Studien-genossen zusammen, mit denen er sich sehr befreundete.

Bald war er derjenige, der das Gespräch beherrschte, ohne daß er es suchte! Zwei Tischgenossen waren in der Folge Goethe's Freunde geworden, Jung-Stilling und Franz Verse; dem Letzteren setzte Goethe in seinem „Göz von Berlichingen“ ein unvergeßliches Denkmal.

Die bedeutendste Bekanntschaft, welche Goethe in Straßburg machte und welche wichtige Folgen für ihn hatte, war die Herder's. Am Treppenauszug des Gasthofs „Zum Geist“ sah Goethe einen Mann, den er für einen Geistlichen hielt. Er trug gepudertes Haar und über ein schwarzes Kleid einen schwarzen, seidenen Mantel. Goethe glaubte den erwarteten berühmten Mann in ihm zu erkennen und sprach ihn zuvorkommend an. Herder fragte auch gleich nach Goethe's Namen. Oben angekommen, waren die Beiden im eifrigen Gespräch verwickelt. Goethe empfahl sich und bat um die Erlaubniß, wieder vorsprechen zu dürfen, was Herder sehr herzlich gestattete. Oft kamen sie nun zusammen und bald verkehrten sie sehr freundschaftlich mit einander.

Eines Tages erlaubte sich ein Tischnachbar Goethe's, über die altmodische Perrücke Stilling's zu spotten, worauf die Gesellschaft lachend einstimmte, nur Goethe nahm sich des damals ihm noch ganz Fremden freundlich an: „Probir' erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sei!“ rief er aus. „Es ist teuflermäßig, einen rechtschaffenen Mann, der niemand beleidigt hat, zum Besten zu haben!“

Nach mancherlei Störung, durch abseits liegende Studien, durch den Verkehr mit Freunden und Bekannten, kam es nun am 6. August 1771 zu der von Goethe's Vater so sehr gewünschten Doktorprüfung. Er hatte seine Doktorarbeit in lateinischer Sprache geschrieben und sie dem Vater zur Durchsicht heimgeschickt. Er war sehr zufrieden damit, weniger die Herren Professoren. Der Dekan wollte sie aus Mangel an nöthiger Gelehrsamkeit nicht als akademische Dissertation veröffentlichen lassen!!

Ein lustiger Schmaus beschloß die Feierlichkeit von Doktor Goethe's Promotion.

Nun war Goethe doctor juris und der Wunsch von Rath Goethe erfüllt. Von Kindheit an war er diesem Berufe abhold, da er aber noch selbst über seine Begabung zum Schriftsteller nicht klar war und überdies der Vater einen so großen Werth auf dieses Brodstudium legte, so zeigte sich Goethe darin als folgsamer, ehrerbietiger Sohn, daß er ohne Widerrede dem Willen des Vaters Rechnung trug.

Als er nach Frankfurt heimkam, reichte er auch eine Erlaubnißschrift beim Schöffn ein, um sich als Advokat niederlassen zu können. Aber auch diesen Schritt that er nur, um seines Vaters Wunsch zu erfüllen und gleichzeitig Zeit zu gewinnen, selbst Klarheit zu finden, was er thun sollte und wohin er sich wenden werde.

Nicht lange währte diese Zeit der Ueberlegung, denn daß er nach dem höchsten Lohn, nach den Lorbeeren des Dichters strebte, das war, wenn auch nicht bewußt, schon als Kind das einzige Ziel, dem er nachstreben wollte.

\* \* \*

Goethe erreichte ein Alter von 83 Jahren, er starb am 22. März 1832.

Sein Leben war von Jugend auf bis zu seiner letzten Erkrankung erfüllt von Arbeit und Weiterbildung. Er sah auch die alltäglichsten Dinge mit Theilnahme an, er suchte bei Allem zu sehen und zu lernen. Seine gesammten Werke bestehen aus 37 starken Bänden: Gedichte, Dramen, Romane, Novellen, Reisebeschreibungen, Sprüche in Prosa, eine Selbstbiographie, eine Biographie Benvenuto Cellini's, dann Aufsätze zur Kunst, Aufsätze zur Literatur, über Farbenlehre, über Mineralogie, über Meteorologie, Beiträge zur Optik.

Aus diesen Titeln allein sieht man, wie vielseitig Goethe war und wie sehr er sich nach allen Richtungen zu belehren bemühte. So viel war veröffentlicht, als er starb. Aber seither kommt alljährlich neues, werthvolles Material an's Tageslicht, zum Theil aus dem Goethe-Hause selbst, das bis zum Jahre 1885 von seinem letzten Enkel Waltherr Wolfgang von Goethe ängstlich gehütet war, zum andern Theil werden Briefe und Aufsätze von und über Goethe, die verstreut in der Welt sind, von Goethe's Freunden und Forschern uns wieder zur Kenntniß gebracht, und man kann ruhig die Behauptung aussprechen, daß, bis 100 Jahre seit Goethe's Todestag verstrichen sein werden, abermals 37 Bände, wenn auch nicht so werthvolle, aber immerhin sehr interessante und wissenschaftliche Schriften und Nachrichten von Goethe existiren werden. Ich könnte hier nur die

Titel seiner Werke anführen. Auch würde die Beschreibung seines weiteren großen Lebens über den Rahmen dieses Buches gehen.

Wenn ich mit meiner Darstellung so viel erreicht habe, daß in den jungen Lesern der Wunsch rege geworden ist, des großen Dichters Leben und Werke kennen zu lernen, so bin ich vollauf befriedigt. Nicht selten wird man behaupten hören von jenen, die „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen“ lieben, daß Goethe ein Fürstendiener war und daß der alte Goethe nicht gehalten hat, was der junge Goethe versprochen. Solche Behauptungen sind aber ganz ungerecht und können nur von denen wiederholt werden, die blind andern nachbeten oder aber sich nicht genau unterrichtet haben. Wer den Briefwechsel zwischen Goethe und dem Großherzog Karl August liest, wird sehen, wie wenig Goethe ein Fürstendiener war; es sind darin einige Briefe enthalten, die klar und deutlich zeigen, daß Goethe bei aller Hochachtung und Freundschaft für Karl August nie seine eigene Würde und seinen eigenen Werth vergessen hat. Der Fürst verstand zu geben, aber Goethe verstand nicht minder zu nehmen. Er sagte einmal zu seinem Freunde Eckermann, daß immer ein republikanisch derber, sich dem Höchsten gleichstellender Zug in ihm gelegen sei, und daß er von bloßer Fürstlichkeit ohne eine tüchtige Menschennatur und Menschenwerth dahinter nie Respekt gehabt habe. „Ich fühle mich selber so vornehm,“ sagte er, „daß ich's nicht eben sehr merkwürdig gefunden haben würde, hätte man mich zum Fürsten gemacht.“ Wie er über den ihm von Karl August 1781 aufgedrungenen Adel dachte, schrieb er an seine Freundin Frau v. Stein: „Die Herzogin Mutter hat mir gestern eine weitläufige Demonstration gehalten, daß mich der Herzog müsse und wolle adeln lassen. Ich habe sehr einfach meine Meinung gesagt und einiges dabei nicht verhehlt, was ich Dir noch erzählen will.“ Als er sein Adelsdiplom erhielt, schrieb er wieder: „Ich bin so wunderbar gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann.“ Bürger schrieb:

Geadelt sind der Götter Söhne schon,  
Die muß kein Mensch erst adeln wollen.

Und das Volk hat es empfunden, in dessen Sprache Goethe und Schiller Bürgerliche geblieben sind bis auf den heutigen Tag, wenn auch ihre Nachkommen sich Barone nennen ließen. — Wer aber seinen Roman „Wilhelm Meister“ studirt, der wird vollends sehen, wie ungerecht und leichtsinnig es ist, Goethe seine Stellung als Minister vorzuwerfen und zu behaupten, er hätte nicht freiheitliche Ideen gehabt.

Der Herzog Karl August schien alle öffentlichen Aemter Goethe's mehr oder weniger als eine Formalität anzusehen, um seinen Freund an Weimar zu fesseln. Er selbst sagte einmal: „Goethe kann nur eine

Stellung haben — die meines Freundes. Alle andern sind unter seinem Werthe.“ —

Goethe veranlaßte, daß ein Theil der überflüssigen alten Stadtmauer abgetragen werde wegen großer Feuchtigkeit, die der Bibliothek schadete. Als nun die Herrn von der Stadtverwaltung das sahen, schickten sie eine Deputation an den Großherzog, daß er es hindere, daß die altehrwürdige Stadtmauer niedergerissen werde. „Ich mische mich nicht in Goethe's Privatangelegenheiten,“ das war die Antwort und damit schloß die Audienz; man könnte eigentlich den Großherzog, wenn es schon sein muß, eher einen Goethediener als Goethe einen Fürstendiener nennen!!

Karl August schrieb kurz nach Goethe's Eintreffen in Weimar: „Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Kollegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath und Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen. Ich aber Sorge und arbeite wie jeder Andere, nicht um des Ruhmes, um der Welt willen, sondern um mich vor meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können.“

Die von den gründlichen Goethe-Forschern so gerne besprochene diplomatische Kälte und der aristokratische Stolz Goethe's ist eine jener vielen Fabeln, die dazu bestimmt sind, Goethe ein's am Zeug zu flicken. Er liebte es nicht allein, mit dem Volke zu verkehren und dessen einfaches Leben, mit dem sein eigener bescheidener Geschmack so viele Berührungspunkte hatte, zu theilen — er sagte einmal: „Alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur, Sie sehen in meinem Zimmer kein Sopha; ich sitze immer in meinem alten Stuhle und habe erst seit einigen Wochen eine Art Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen, passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewohnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräth etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen; mir sind sie meiner Natur ganz zuwider —, wir finden auch in seinen vertrautesten Aeußerungen seine Zuneigung für das Volk in den herzlichsten Worten ausgesprochen. Bei einem Besuche der Bergwerke von Ilmenau schreibt er irgendwo, wie sehr er „wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden — — — Ausharren“. Als er an einem seiner berühmten Werke, der „Iphigenie“, schrieb, befand er sich in Apolda, er schrieb nach Hause: „Hier will das

Drama nicht vorwärts gehen, es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte. Ich bitte Gott, daß er mich täglich häuslicher werden lasse, um freigebig sein zu können, es sei mit Geld oder Gut, Leben oder Tod."

"Die Welt ist eng und nicht jeder Boden trägt jeden Baum, der Menschen Wesen ist kümmerlich und man ist beschämt, wie man vor so vielen Tausenden begünstigt ist. Man hört immer sagen, wie arm ein Land ist und ärmer wird, theils denkt man es sich nicht richtig, theils schlägt man es sich aus dem Sinn; wenn man dann einmal die Sache mit offenen Augen sieht, und sieht das Unheilbare und wie doch immer gepfuscht wird. Das arme Volk muß immer den Sack tragen, und es ist ziemlich einerlei, ob er ihm auf der rechten oder linken Seite zu schwer wird."

Das sind bloß einige Proben seiner Gesinnungsweise, die uns schwarz auf weiß erhalten sind.

Daß er freigebig war, daß er, wo immer er konnte, seine hilfreiche Hand bot, ist selbstverständlich und bei einem so guten, hochstehenden Menschen nicht merkwürdig. Was er aber im Geheimen an ihm völlig Fremden Gutes that und vor aller Welt verbarg, das spricht noch mehr für ihn. Einem Zufall ist es zu danken, daß uns über einen interessanten Fall, der als Muster für viele gelten kann, Nachrichten aufbewahrt sind. Ein Mann von eigenthümlich reizbarem und argwöhnischem Charakter, dessen wirklicher Name noch immer ein Geheimniß ist, war theils durch unglückliche Umstände, theils durch eigene Schuld in's Elend gekommen. Er wandte sich wie manche Andere mit der Bitte um Beistand an Goethe und schilderte seine Lage mit der vollen Beredsamkeit der Verzweiflung. Goethe erwiderte: „In den Vorstellungen, die ich mir von Ihnen aus den Briefen mache, glaub' ich mich nicht zu betrügen, und was mir am wehesten thut, ist, daß ich einen Mann, der so genügsam verlangt, weder Hülfe noch Hoffnung geben kann. Um diesen Teich, den ein Engel nur selten bewegt, harren Hunderte viele Jahre her, nur wenige können genesen, und ich bin der Mann nicht, zwischen der Zeit zu sagen: Steh' auf und wandle. Nehmen Sie das Wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett, das ich Ihnen in dem Augenblick zuwerfe, um Zeit zu gewinnen. Bleiben Sie in der kalten Jahreszeit, wo Sie sind, ich will in der Folge gern für eine kleine Beihülfe sorgen. Melden Sie mir die Ankunft des Geldes und wie weit Sie damit zu reichen denken. Ist Ihnen mit einem Kleid, Ueberrock, Stiefeln, warmen Strümpfen gedient, so schreiben Sie, ich habe zu entbehren. Nehmen Sie diesen Tropfen Balsam aus der kompendiösen Reiseapothek des dienstfertigen Samariters, wie ich sie gebe."

Aber Goethe begnügte sich nicht, dem armen Schiffbrüchigen blos ein Brett für den Augenblick zuzuwerfen, nein, er nahm es auf sich, dauernd für den ihm völlig Fremden zu sorgen. „Einen Ueberrock, Stiefel und Strümpfe erhalten Sie in diesem Pack und etwas Geld. Mein Plan für Sie diesen Winter ist folgender: In Jena ist wohlfeil leben. Ich will mich umthun lassen nach Quartier, Tisch u. s. w., auf's Genaueste eingerichtet für Jemanden, der mit einer geringen Pension, die er zu genießen hat, in der Stille leben will. Wenn das geschehen ist, schreib' ich's Ihnen und Sie gehen hin, ziehen ein und ich schicke Tuch, Futter und Geld zu einem Rock, den lassen Sie sich machen, und ich will dem Rektor sagen lassen, Sie wären mir empfohlen, wünschten auf der Akademie in der Stille einige Zeit zu leben und möchten eingeschrieben werden. Einen Rock von mir habe ich Ihnen darum nicht geschickt, weil man den in Jena erkennen möchte. Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal. Ich weiß im ganzen Umfang, was das heißt: sich das Schicksal eines Menschen mehr zu den übrigen Lasten auf den Hals binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen!“

Nach einiger Zeit schrieb Goethe wieder Folgendes an seinen Schützling: „Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirthschaften, ich vertändele viel von meinem Einkommen, das ich für die Nothleidenden sparen kann. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der da hat, darf nicht segnen, er muß geben, aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal den Elenden zum Gleichgewicht den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht.“

Nun schrieb der Schützling, er wolle nicht nach Jena gehen, worauf Goethe Folgendes erwiderte: „Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch' hypochondrische Nengstlichkeit wegräsonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursache für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind dort nicht schlimmer wie überall. Man ist das Auf- und Abgehen so mancher Menschen gewohnt, daß ein einzelner nicht merkwürdig ist. Es leben zu viele Leute kümmerlich daselbst, daß Armuth kein Merkzeichen der Verachtung ist. Die Leute, zu denen ich Sie wies, sind gute Hausleute, die auch um meinetwillen Ihnen gut würden begegnet sein. Bei Allem, was Ihnen vorkommen konnte, war ich im Stand, Ihnen durch diesen oder jenen zu helfen. Ich konnte Ihnen bei der Einrichtung behülflich sein. Sie wären mir näher gewesen. Jeden Markttag konnte

ich Ihnen was schicken, manchmal an Wein, Viktualien, Geräthe, das mich nicht mehr kostete und Ihnen ein leidliches Leben machte, ich hätte Sie an meine Haushaltung näher anknüpfen können. Ueberlegen Sie's, Sie würden sich's und mir erleichtern. Auf Neujahr sollen Sie 25 Thaler haben und so jedes Vierteljahr. Anders kann ich meine Einrichtung nicht machen; da es mir an meinem Platz so leicht ist, Geld zu haben, muß ich desto strenger in meiner Wirthschaft sein."

Im Anfang 1781 erhöhte er den jährlichen Zuschuß auf 200 Thaler. Diese Zulage scheint auf Forderung um weitere Erhöhung veranlaßt worden zu sein. Goethe schrieb Folgendes hinzu: „Sie haben wohlgethan, mir den ganzen Zustand Ihrer Seele zu entdecken. Ich lege gewiß alles zu recht, so wenig ich im Stande bin, Sie ganz zu beruhigen. Mein Etat, über den ich halten muß, wenn ich am Ende des Jahres nicht selbst gegen Andere Verbindlichkeiten haben will, die sich für meinen Platz am wenigsten schicken, erlaubt mir nicht das Mindeste über die 200 Thaler für Sie zu thun, damit suchen Sie auszukommen. Jeder Mensch hat seine Pflicht, machen Sie sich das zur Pflicht Ihrer Liebe zu mir und es wird Ihnen leicht werden. Alle Vierteljahr bekommen Sie 50 Thaler. Schränken Sie sich alsdann ein; der Muß ist hart; aber beim Muß kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkürlich leben kann jeder. Verdenken Sie es mir nicht, wenn ich Sie mit dem freilich Wenigen, was ich für Sie thun kann, auch gerne vergnügt und zufrieden wüßte.“ — —

Und es giebt noch immer Leute, die Goethe für „kalt“ und „herzlos“ halten!

Vielleicht wird dieser oder jener Leser finden, daß ich bei der Beschreibung von Goethe's Jugendzeit zuviel Licht und keinen Schatten angebracht habe! Ich habe das ganz bewußt und absichtlich gethan. Es ist eine Unbescheidenheit, die nicht genug gerügt werden kann, wenn wir bei einem Menschen, dem wir so viel verdanken, nach menschlichen Schwächen und Fehlern, von denen eben keiner frei ist, spüren und sogar eine gewisse Genugthuung empfinden, wenn wir Schattenseiten gewahren. Da das Leben zu kurz ist, um seine geistige Größe ganz zu würdigen, so meine ich, wir überlassen es den Berufsforschern, die, um ein vollständiges Bild entwerfen zu können, eben dieser Schatten nicht entrathen können.

Zum Schluß sage ich: Leset seine Werke und seine Lebensgeschichte und nicht mit einem Mal Lesen ist es geschehen! Jedes Jahr soll man so viel als möglich lesen, und man wird mit jedem Jahr Neues daran entdecken.

Goethe schreibt einmal an einen fernen Freund Folgendes über das wiederholte Lesen von Werken: „Ich für meinen Theil finde darin eine

besondere Prüfung meiner selbst, wenn ich ein vor geraumer Zeit gelesenes Werk wieder vor mich stelle oder vielmehr davor hintrete, da ich dann zu bemerken habe, daß es wohl an seinem Platze geblieben ist, daß ich aber dagegen eine andere Stellung angenommen habe, sie sei näher, ferner oder irgend von einer andern Seite“.

Je reifer und ernster der Mensch denkt, desto mehr wird er an Goethe's Werken sich erbauen und bilden. Das Geheimniß seiner Größe ist, daß er nicht, wie andere Schriftsteller, leicht zu kennen ist, denn er giebt den Lesern nicht nur seine Werke, sondern auch sich selbst. Wenn man auch alle seine Werke gelesen hat, wird kaum einer behaupten können, nun habe er sie ganz kennen gelernt. Der Leser müßte selbst ein so universell gebildeter Mensch sein, wie es Goethe war, und dazu noch sehr fleißig, und dann wird er auch nach Jahr und Tag, wenn er dieses oder jenes Werk Goethe's wieder liest, manche Seite entdecken, die ihm früher entgangen war.

Wer aber Goethe zu lieben und zu verstehen sich bemüht, ist schon durch diese Bemühung allein reichlich entlohnt und hat einen Schatz für's Leben gewonnen, den ihm keine Macht der Erde rauben kann.



## Erlebnisse aus meiner Kindheit.

Von Josef Schiller.

An einem schönen Frühlingmorgen, es sind schon vierzig Jahre her, sah ich, wie ein Maurer bei unserem Nachbar ein Schwalbennest mit einer langen Stange zerstörte. Zwei Sperlinge flogen lärmend und schreiend um den bösen Mann, und plötzlich flatterten schwerfällig und ungeschickt fünf junge Sperlinge aus dem Schwalbennest heraus in den Garten und klammerten sich mühsam an den Zweigen der Obstbäume fest. Das Sperlingspaar, die beiden Alten, fütterten nun die Jungen und lockten sie von Baum zu Baum, bis sie alle beisammen waren.

Einige Tage konnte ich von unseren Fenstern aus beobachten, wie das Weibchen die Jungen pflegte und fütterte; um die zwei kleinsten Sperlinge, welche noch nicht recht fliegen konnten, war die Sperlingsmutter am meisten besorgt, und sie lockte und rief unaufhörlich, wenn eines nicht gleich bei ihr war.

In kurzer Zeit konnte ich aber von dieser Sperlingsfamilie nichts mehr sehen, denn die Jungen waren groß geworden und mochten getrennt ihr Futter suchen, wo und wie es eben die Sperlinge finden.

Als ich das Schwalbennest zerstören sah, war ich empört; als ich die Jungen davonflattern sah, war ich hoch erfreut, denn obwohl mein Vater zu jener Zeit oft fünfzig und mehr Singvögel gefangen hielt und mich sehr oft zum Vogelstellen mitnahm, waren mir doch die Vögel in Wald, Feld und Garten viel lieber als die Goldhähnchen, welche uns der Vater mitbrachte und die regelmäßig den zweiten Tag starben. So viel Insekten ich auch haschte und den niedlichen, kleinen Vögeln vorlegte, sie rührten sie nicht an, sie flatterten nur ängstlich im Bauer herum, und mancher schöne Vogel zerbrach sich sein zierliches Köpfschen an dem Drahtgitter seines Gefängnisses, fiel blutend zu Boden und starb. Wir größere Geschwister, wir waren damals nur fünf, weinten dann jedes Mal, und der Vater hatte uns ein größeres Leid bereitet, als das kurze Vergnügen werth war.

Ich habe dafür auch einige Male tüchtige Schläge bekommen, weil ich manchen Vogel fliegen ließ, wenn der Vater recht viele gefangen hatte.

Wenn ich mit im Walde war, mußte ich die Säckchen tragen, in welchen die gefangenen Vögel vorläufig verwahrt wurden. Hatten wir nun viel Gefangene in einem Säckchen, so bissen und schlugen sie einander so lange, bis die Stärkeren oben auf und die Schwächeren unten waren und wegen Mangel an frischer Luft und freier Bewegung ängstlich schwitzten. Da machte ich öfters ein Vogelsäckchen auf und wollte den Gedrückten unten helfen, aber kaum hatte ich ein Säckchen soweit geöffnet, um zu sehen, wie die Stärkeren auf den Schwächeren standen und lagen, so huschten schon ein oder zwei Vögel zur Oeffnung hinaus.

Wenn wir nun nach Hause kamen, und der Vater fragte: „Wo sind die beiden Rothkehlchen hin?“ und ich den Vorgang erzählte, so gab es Schläge. Machte ich eine Ausrede oder erdachte ich eine Nothlüge, so gab es Doppelportionen.

Sonst war mein Vater ein streng religiöser Mann und sehr besorgt für Weib und Kinder. So lieb er die Vögel hatte, seine Kinder hatte er noch lieber, denn wenn der Winter kam, hatten wir den Keller voll Kartoffeln, ein großes Faß mit Sauerkraut, geräuchertes Schweinefleisch und Holz genug, um vor Kälte geschützt zu sein.

Als ich neun Jahre alt war, starb uns der Vater, drei Wochen vor Weihnachten. Es war ein schlimmer Winter, denn die Mutter war oft kränklich.

Im Frühjahr nahm mich mein Onkel eines Abends zu sich und erzählte mir allerhand Geschichten aus seinen Wanderjahren, so daß es

fast Mitternacht war, als ich zur Mutter gehen wollte. Mein Onkel aber meinte: „Heute bleibst Du hier, es ist schon zu spät zum Nachhausegehen“.

Als ich am andern Morgen zu meiner Mutter kam, lag sie im Bette und neben ihr zwei allerliebste kleine Kinder, ein Mädchen und ein Knabe . . .

Das Mädchen starb am vierten Tag, der Knabe sah sich die Welt dreiviertel Jahre an. Da er aber meistens den ganzen Tag in der Kleinkinderbewahr-Anstalt sein mußte, war er so klug und verließ uns — die Mutter hatte an uns Fünfen genug zu sorgen. Meine kleinste Schwester war damals noch nicht ganz zwei Jahre, mein Bruder vier-einhalb Jahre alt, und beide waren den ganzen Tag über in derselben Kinderbewahr-Anstalt, in welcher der Kleinste gestorben war. Ich und meine beiden Schwestern gingen später in eine große Fabrik, in welcher zu jener Zeit sechs- bis siebenjährige Kinder recht gern aufgenommen wurden. Wir erhielten freilich manche Woche beinahe so viele Schläge als Lohnkreuzer, aber wir brachten der Mutter doch Brod ins Stübchen.

Meine zweijährige Schwester und mein jüngerer Bruder konnten für ihr Alter so rein, so deutlich und schön sprechen, daß sich jeder Mensch darüber wunderte. Sie hatten dabei ein so gutes Gedächtniß, daß sie ein Lied oder Gedicht rasch auswendig wußten, und deshalb in der Kinderbewahr-Anstalt bei jeder Gelegenheit als Paradestücke den hohen Herrschaften vorgeführt wurden.

Anläßlich des Besuches der Gräfin G. G. in der Anstalt wurden meine beiden kleinen Geschwister zur Geburtstagsfeier des gnädigen Komteschens aufs Schloß bestellt und bekamen für ihre Gedächtnißkunststücke und schöne Aufführung allerhand Spielzeug und den Magen mit Zuckerkuchen vollgepfropft. Meine große Schwester, welche die Kleinen aufs Schloß geführt hatte, brachte der Mutter fünf Gulden von der Frau Gräfin.

Ich habe damals meine kleinen Geschwister um ihren Muth, vor vielen Leuten so dreist zu reden und Gedichte vorzutragen, beneidet, denn ich war zu jener Zeit nicht im stande, auch nur das kleinste Gedicht herzusagen, obgleich ich alle Lieder und viel mehr Gedichte auswendig wußte als die beiden Kleinen.

Aber was half alles Lob und hie und da eine kleine Unterstützung, die Mutter hatte doch nicht genug Brod für uns alle.

Da wurde anfangs des Winters meine Mutter zum Direktor des Stadt-Theaters geholt und dieser ersuchte sie um ihre Zustimmung, meine beiden kleinen Geschwister für die Bühne auszubilden. Meine Mutter willigte ein und schon nach acht Tagen trat mein dreijähriges Schwesterlein in dem Stücke „Die Fischerin von Island“ zum ersten Male auf. Die

Mutter und wir anderen Kinder erhielten Freikarten für die letzte Gallerie. Das war ein unvergeßlicher Abend für uns alle. Unsere Kleine (wir nannten sie auch später noch so) machte ihre Sache vortrefflich. Als ihr Vater (wie es im Stücke vorkommt) das Ruder nahm und nach ihr schlug, da fiel sie so vorschriftsmäßig um und zuckte einige Male mit den Gliedern, daß meiner Mutter die hellen Thränen aus den Augen rollten und wir Geschwister am ganzen Körper zitterten. Im nächsten Akt kommt der Fischer von Island und trägt unter seinem Mantel sein erschlagenes Kind und streckt es schließlich seinem ungetreuen Weibe entgegen. Da hätten wir am liebsten laut aufgeschrien, denn das erschlagene Kind war unsere liebe Kleine und sie sah so bleich aus wie eine Leiche. Sie hing so bleich und mit geschlossenen Augen über den linken Arm des Fischers, daß uns schauderte. Aber es war ja alles nicht wahr, es war ja nur ein Schauspiel.

Das Publikum applaudirte und rief „Heraus“, und an der Hand des Fischers kam unsere Kleine und machte einen so anständigen Knicks vor der Rampe wie eine alte Theatermutter.

Ich und meine große Schwester rannten vom „Heuboden“, so nannte man die letzte Gallerie, hinunter. An der Treppe zur Bühne stand der Direktor mit unserer Künstlerin. Einige feingepuzte Damen und Herren standen dabei, gaben der Kleinen allerhand Näscherlein und herzten und küßten sie, daß es eine Freude war. Der Direktor aber gab der Mutter einen ganz neuen Gulden.

Meine Mutter wollte von da an die Kleine nicht mehr auftreten lassen, aber Noth kennt kein Gebot, und so hatten wir bald wieder das Vergnügen, ins Theater zu gehen, denn beide kleinen Geschwister traten in einem Stücke auf. Mein Bruder machte seine Sache minder gut, aber unsere Kleine war der Liebling des Publikums und das Stück mußte oft wiederholt werden.

Von dieser Zeit an wurden meine beiden kleinen Geschwister in Gesellschaften und Familienzirkel eingeladen und mußten ihre Zwiegespräche und Gedichte deklamiren. Ich oder meine größere Schwester brachten die Kleinen oft des Nachts nach zehn Uhr nach Hause und schütteten der Mutter einige Gulden in kleiner Münze in die Schürze. Sie küßte die beiden kleinen Brodverdiener und meinte oft: „Es ist halt doch nur Bettelei“.

Als der Theaterdirektor nach München übersiedelte, wollte er um jeden Preis unsere kleine Künstlerin mitnehmen. Aber alles Zureden und Versprechen war umsonst, denn für alle Schätze der Welt hätte unsere arme Mutter nicht eines ihrer Kinder hergegeben. „So lange ich lebe, nicht“, sagte sie und dabei blieb es.

Der Sommer verging so leidlich, denn unsere Mutter war eine sehr geschickte Nopperin und in den langen Tagen konnte sie doppelt so viel verdienen als im Winter. Die beiden jüngsten Geschwister waren in der Anstalt und wir drei älteren kamen nur des Mittags aus der Fabrik, um unsere Suppe zu essen, dann rannten wir wieder fort, um nicht zu spät zur Arbeit zu kommen. Auf diese Weise war die Mutter ungestört und konnte hinter ihrem Kopptische so lange zwicken und an den gewebten Stoffen hantiren, bis sie den Krampf in den Fingern bekam und das Noppeisen nicht mehr halten konnte — was sich in späteren Jahren täglich wiederholte.

Für den nächsten Winter hatte ich unseren zwei kleinen Sprachmeistern mehrere neue Gedichte und Zwiegespräche einstudirt, und so waren wir munter und guter Dinge, als der Winter anrückte. Dazu hatten wir noch das Glück, daß unsere Großmutter, die Mutter meiner Mutter, eine Frau von 75 Jahren, zu uns kam. Sie war bisher immer bei fremden Leuten gewesen, weil sie nicht bei ihren verheiratheten Töchtern wohnen wollte — denn sie war arm wie eine Kirchenmaus. Sie hatte aber einige gute Freunde bei den wohlhabenden Leuten und erhielt jeden Freitag in verschiedenen Häusern Geld oder Brod. Freilich mußte sie sich diese milden Gaben selbst holen. Für uns war daher der Freitag immer ein glücklicher Tag, denn unsere liebe alte Großmutter konnte das altgebackene, harte Brod, das sie in manchem Hause bekam, nicht beißen. Wir Kinder hatten aber gute Zähne, uns schmeckte das Bettelbrod wie Marzipan.

Als ich an einem kalten Winterabende desselben Jahres aus der Arbeit nach Hause ging, warf man mir aus einem Fenster des Hauses eines reichen Fabrikanten einen dunklen Gegenstand vor die Füße, und ich hörte nur das eine Wort: „Krepire!“ Das Fenster wurde rasch wieder geschlossen. Ich hörte ein leises Winseln zu meinen Füßen, und als ich mich niederbeugte, sah ich einen jungen Hund im Schnee herumkrabbeln. Ich hob das kaum faustgroße Thierchen auf und steckte es unter meine Wolljacke. Zu Hause besah ich meinen Fund und bemerkte, daß dem kleinen Thiere die Augen triefen. Es war halb erblindet.

Meine Mutter meinte zwar: „Wir brauchen keinen Hund, wir haben selbst oft Hunger,“ aber da ging ein Sturm los! Wir alle erklärten, daß wir mit dem kleinen „Bussi“ unsere Suppe theilen wollten, und bald war die Mutter besiegt, und der kleine Hund blieb bei uns. Bald darauf hieß es in der Nachbarschaft: „Die Wittwe Schiller hat es nothwendig, nebst ihren fünf Kindern noch einen blinden Hund zu füttern“. Indeffen war es mit der Blindheit nicht so schlimm bestellt. Uns gegenüber lebte in einer niedrigen Hütte ein Schuhmacher, der mir rieth, dem kleinen

Hunde alle Tage reinen Zuckerstaub in die Augen zu blasen, und richtig dauerte es nicht lange, so war unser „Bussi“ gesund und fidel. Wenn die Mutter hinterm Nopptisch saß, sprang er oft vom Fenster auf ihre linke Schulter und blieb dort wie ein kleiner Affe eine Weile sitzen. Wenn sie aber sagte: „Geh' herunter“, sprang er sofort wieder auf das Fensterbrett. Er folgte besser als wir Kinder. Wenn die Mutter aber Anfangs noch manchmal sagte: „Der Hund muß doch fort“, dann erwiderten wir Kinder: „Beim Schuster drüben sind sieben Kinder, und die haben zwei Hunde“.

Aber im nächsten Frühling mußte er doch fort, und das kam so:

Meine große Schwester hatte aus rother Wolle ein schönes Halsband gehäkelt, welches der „Bussi“ am Sonntag erhielt, wenn wir mit ihm spaziren gingen. Eines Sonntags zog ich mit ihm hinaus ins Freie. Da kam ein alter Herr von feinem Anstande auf mich zu und fragte mich, wem dieser Hund gehöre. „Der Hund gehört uns,“ war die Antwort. „Was uns?“ sprach der Feingekleidete und drehte an seinen Schnurrbartspitzen. „Wer seid Ihr?“ fragte er in Kommandoton. „Wir sind fünf Geschwister, und der Hund gehört uns,“ gab ich dreist zur Antwort. „Wo wohnt Ihr?“ fragte er weiter. „Lustgasse 19,“ gab ich zur Antwort, und er ging fort. Als ich nach Hause kam, sprach die Mutter: „Trage den Hund zum Bäcker, sein Schwager, der Herr von Pappendeckel (oder wie er sonst hieß) hat mir fünf Gulden gegeben, er will den Hund seiner Tochter nach Wien schicken“.

Nun, fünf Gulden sind viel Geld für eine arme Wittwe, und so mußte denn „Bussi“ fort von uns. — —

Bei unserem Nachbar, bei dem lustigen Schuhmacher, war ich oft zu Besuch, denn seine sechs Jungen waren im ganzen Bezirke als wilde Rangen bekannt, und da ich selbst der böse Seppel genannt wurde, gehörte ich natürlich mit zu der Bande. Was wir Jungen im Uebermuth oft getrieben, will ich jetzt nicht erzählen; aber wie der Schuster uns belehrte, wenn wir Abends beisammen waren, das muß ich hier mittheilen.

Wir saßen oft bis elf Uhr Nachts beim Ofen um den großen Tisch, und der Nachbar erzählte uns Ritter- oder Räubergeschichten. Die Art und Weise, wie er sie erzählte, bleibt mir unvergesslich.

Er nahm ein Stück Kreide und schrieb auf die Tischplatte mehrere Buchstaben, zum Beispiel: A. B. C. D. und so weiter.

Nun begann die Rittergeschichte; Adelar und Boniver waren zwei Ritter, welche um Huldiport freiten, aber Urian oder Urach, das war der wilde, böse Vater des schönen Burgfräuleins, und nun begann er so lebhaft zu erzählen und schlug oder zeigte mit den Fingern auf den

betreffenden Buchstaben, wenn er einen Namen nannte, daß wir Jungen Feuer und Flamme wurden. Wenn nun eine ganz besonders spannende Stelle kam, zum Beispiel ein Zweikampf oder eine Geistererscheinung, da fuhr er plötzlich mit der Hand über die Tischplatte, löschte die Buchstaben weg, blies die Lampe aus und sagte: „Geht jetzt nach Hause, aber merkt Euch's, Jungen, wer Kourage hat, der gewinnt immer“.

Manchmal, wenn er so plötzlich seine Geschichte abbrach, zogen wir Jungen auf der Ofenbank die Beine ein, denn wir glaubten, es stecke unter dem Ofen ein Geist.

Diese Erzählungen machten auf mich einen guten Eindruck; ich wurde immer muthiger, sehr zum großen Aerger meiner Mutter. Ich ließ mir und anderen kein Unrecht anthun, und wurde es versucht, so war Kampf und Streit, wie zwischen Adelar und Boniver, bis der eine besiegt am Boden lag. Freilich lag manchmal auch ich blutend auf dem Kampfplatze.

So verging die Zeit.

Als ich fünfzehn Jahre zählte, stiegen eines Abends, es war im Hochsommer, graue Wolken hinter den Wäldern und Bergen empor, und gegen Mitternacht flammte und blitzte es an allen Enden und Ecken, und der Donner rollte und brüllte so rasch nach einander, daß es zum Erschrecken war. Die Großmutter, die Mutter und meine vier Geschwister knieten in der Mitte des Zimmers und beteten, wie es sich zu jener Zeit bei einem Gewitter gehörte. Ich saß im Bette, schaute zum Fenster hinaus und murmelte halblaut das Gebet mit. Da plötzlich erbebte alles um mich her, so daß ich glaubte, die Welt gehe unter, und als ich zum Bewußtsein kam, bemerkte ich beim Leuchten des Blitzes, daß ich nicht im Bette, sondern auf dem Fußboden lag. Um mich war ein Dunst zum Ersticken, die Lampe war erloschen. Ich schleppte mich, an allen Gliedern zitternd, bis zum Fenster, öffnete es und athmete gierig die hereinströmende Luft. Alle waren halb betäubt.

Plötzlich gellte der Ruf: „Feuer!“ durch die Gasse, Ich haschte beim Aufleuchten des nächsten Blitzes meine kleine Schwester, mein kleiner Bruder schlang die Arme um meinen Nacken, und so beladen, nur mit dem Hemd bekleidet, rannte ich zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter und reichte beim nächsten Hause meine beiden Geschwister zum geöffneten Fenster in die Stube des Nachbarn hinein. Dann rannte ich zurück. Als ich ins Haus kam, war schon wieder Licht in den Stuben. Der Hauseigentümer schrie um Hilfe, sein Weib lag starr und steif im Zimmer. Der Blitz hatte sie gestreift, und es dauerte lange, bis sie zum Bewußtsein kam.

In unserem Zimmer sah es traurig aus. Die Großmutter konnte nicht auf den Füßen stehen und meine beiden Schwestern weinten und

zitterten vor Angst und Schrecken. „Es brennt in den Kammern!“ schriean die Leute im Hause; wir griffen nach den Schlüsseln, um unsere Habseligkeiten zu retten, aber keiner war zu finden, der Blitz hatte sie fortgeschleudert. Die Kammerthüren wurden von den hilfsbereiten Nachbarn aufgesprengt und der Brand rasch gelöscht. Als alles bereits vorüber war, saßen die Kinder um die Mutter und Großmutter herum und weinten sich aus — ich habe dabei mitgeholfen.

Drei Jahre später traf uns ein größerer Schlag: Die gute Mutter starb uns. Sie hatte sich für uns zu viel abhungern müssen, es war, wie der Arzt sagte, natürlich, daß sie sterben mußte.

Der Großonkel, bei dem wir seit jenem Brande wohnten, kündigte uns schon am zweiten Tage das Quartier, während die Leiche der Mutter noch im Zimmer lag. Ich stellte ihm unsere traurige Lage vor. Das Ende davon war, daß er mich hinauswerfen wollte, aber bei dieser Gelegenheit selbst in seinen Glasschrank purzelte.

Die Mutter wurde begraben — ich sehe den Sarg heute noch in die Grube senken — und wir fünf Kinder mußten uns trennen. Die beiden Kleinsten kamen in eine Anstalt und wir drei Größeren konnten uns selbst um uns kümmern.

Ich ging mit fünfzehn Kreuzern in die Fremde, habe mir einige Jahre Länder und Menschen angesehen und bin dann wieder in meine Heimath gekommen, um mein Leben fortzuführen.

Seit meine Mutter todt ist, sind wir fünf Geschwister nicht mehr beisammen gewesen. Zwei Schwestern sind in Amerika, mein Bruder in Tirol, ich lebe hier und die eine Schwester weit weg von mir.

Ein Sperlingsnest wurde zerstört und die fünf jungen Sperlinge suchten sich ihr Fortkommen, wo sie's eben finden.



## Die Bettler von Moskau.

Von Graf Leo Tolstoi.

Mein ganzes Leben hatte ich auf dem Lande zugebracht. Als ich im Jahre 1880 nach Moskau übersiedelte, setzte mich die städtische Armuth in Erstaunen. Ich kenne die ländliche Armuth; die städtische aber war mir neu und unverstänlich. Durch keine Straße kann man in Moskau gehen ohne Bettlern zu begegnen, und zwar ganz besonderen Bettlern, welche den ländlichen nicht gleichen. Diese Bettler sind nicht Bettler mit dem Quersack und mit dem „in Christi Namen“, was die ländlichen Bettler charakterisirt; sondern diese Bettler führen weder den Quersack noch das „in Christi Namen“. Die Moskauer Bettler tragen keinen Quersack und bitten nicht um Almosen. Meistentheils, wenn sie Euch begegnen oder an sich vorbei passiren lassen, suchen sie nur Eurem Blicke zu begegnen. Und je nach Eurem Ausdruck bitten sie oder sie unterlassen es. Ich weiß einen solchen Bettler von Adel. Das alte Kerlchen schreitet langsam einher bei jedem Schritte sich gleichsam hückend. Begegnet er Euch, so knickt er das eine Bein und macht Euch gleichsam eine Verbeugung. Bleibt Ihr stehen, so faßt er an die Mütze mit der Kokarde, er grüßt und bittet; wenn Ihr nicht stehen bleibt, so macht er, als sei das so seine Gangart, und geht vorüber, auch das andere Bein einnickend. Das ist der richtige Moskauer Bettler, ein Gebildeter. Anfangs habe ich es nicht gewußt, warum die Moskauer nicht geradeheraus bitten; später habe ich es begriffen, warum sie es nicht thun; dennoch aber habe ich ihre Lage nicht begriffen.

Eines Tages, als ich die Afanassjew-Gasse passirte, sah ich, wie ein Polizeidiener einen von Wassersucht geschwollenen und zerlumpten Bauer auf eine Droschke setzte. Ich fragte: „Wofür?“ Der Polizeidiener antwortete: „Weil er um Almosen gebeten hat“. — „Ist denn das verboten?“ — „Muß wohl verboten sein“ antwortete der Polizeidiener.

Der Wassersüchtige wurde auf der Droschke fortgebracht. Ich nahm eine andere Droschke und fuhr hinterher. Ich wollte wissen, ob das wahr sei, daß es verboten, um Almosen zu bitten, und wie denn das verboten sei. Ich konnte nicht begreifen, wie man jemandem verbieten könne, einen anderen um etwas zu bitten, und zudem schien es mir unglaublich, daß es verboten wäre, um Almosen zu bitten, während doch Moskau voll von Bettlern war. Ich trat in die Polizeistube ein, wohin man den Bettler geführt hatte. In der Polizeistube saß hinter einem Tische ein Mann mit Säbel und Pistole. Ich fragte: „Warum hat man den Bauer ergriffen?“

Der Mann mit dem Säbel und der Pistole blickte mich streng an und sagte: „Was geht es Euch an?“ Indessen empfand er doch, daß es nicht zu vermeiden sei, mir irgend eine Aufklärung zu geben, und er fügte hinzu: „Die Obrigkeit befiehlt, solche aufzugreifen; es muß wohl nöthig sein“.

Später habe ich es noch einige Male angesehen, wie die Polizeidiener Bettler auf die Polizei und dann in das Jussupow'sche Arbeitshaus führten. Auf der Mjassnikkaja bin ich einmal einem Haufen solcher Bettler begegnet, etwa dreißig Köpfe waren es. Hinten und vorn Polizeidiener. Ich fragte: „Wofür?“ — „Weil sie um Almosen gebeten haben.“

Wenn ich mit Stadtbewohnern über dieses städtische Bettlerthum sprach, sagte man mir immer: „Oh, was Ihr gesehen habt, das ist noch nichts! Geht mal auf den Khitrowmarkt und in die benachbarten Häuser, wo Schlafstellen abgegeben werden. Da werdet Ihr die wahre „goldene Rotte“ zu sehen bekommen!“

Im Dezember, an einem stürmischen Frosttage, bin ich hingegangen zu diesem Centrum des städtischen Bettlerthums, zum Khitrowmarkte. Es war an einem Werktag um die vierte Stunde. Schon als ich die Soljanka passirte, bemerkte ich immer mehr und mehr Leute in sonderbaren, nicht zu ihnen gehörigen Kleidungen und mit noch sonderbarerem Schuhwerk, Leute von ganz besonderer, ungesunder Gesichtsfarbe, und namentlich mit einer ihnen allen gemeinsamen, ganz besonderen Gleichgiltigkeit gegen die ganze Umgebung. In der allersonderbarsten, allerundenkbarsten Kleidung ging ein solcher Mensch ganz ungenirt einher, offenbar gänzlich ohne daran zu denken, wie er wohl den übrigen Leuten erscheine. Alle diese Leute bewegten sich in derselben Richtung. Ohne nach dem Wege zu fragen, den ich nicht kannte, ging ich ihnen nach und kam auf den Khitrowmarkt heraus. Auf dem Markte gab es eben solche Weibsbilder in zerrissenen Kapoten, Saloppen, Jacken, Stiefeln und Galoschen, und ebenso ungenirt, trotz der Ungeheuerlichkeit ihrer Kleidung; Alte und Junge saßen da, trieben irgend einen Handel, schlenderten hin und her und schimpften sich. Wenig Volk war auf dem Markte. Offenbar war die Marktzeit vorüber; die meisten Leute stiegen aufwärts, am Markte vorüber oder ihn passirend, alle in derselben Richtung. Ich folgte ihnen. Je weiter ich kam, umsomehr strömte gerade solch ein Volk auf demselben Wege zusammen. Als ich den Markt passirt war und die Straße hinanstieg, holte ich zwei Frauenzimmer ein, eine Alte und eine Junge. Beide hatten sie irgend was Graues, Zerfetztes um sich. Im Gehen sprachen sie über irgend eine Angelegenheit.

Hinter jedem hingehörigen Worte wurden ein oder zwei nicht hingehörige, äußerst unanständige ausgesprochen. Sie waren nicht betrunken,

nur ganz verloren in ihre Gedanken; die ihnen begegnenden oder an ihnen vorübergehenden Mannspersonen beachteten absolut gar nicht ihre Reden, die mir so sonderbar erschienen. Hier sprach man offenbar immer in dieser Weise. Links gab es private Schlafstellenhäuser, einige kehrten dort ein, andere zogen weiter. Oben am Berge angelangt, stand man vor einem großen Eckhause. Die Mehrzahl der Leute, die mit mir gekommen waren, blieben bei diesem Hause stehen. Längs der ganzen Front desselben standen auf dem Trottoir oder saßen auf dem Straßenschnee gerade eben solche Leute: rechts von der Eingangsthür das Weibervolk, links die Männer. Ich ging an den Weibern vorüber, dann an den Männern (im ganzen waren es einige Hunderte) und blieb dort stehen, wo die Reihen endigten. Das Haus, bei welchem die Leute warteten, war das Ljapinsche Institut der Gratischlafstellen. Der Volkshause bestand aus den Schlafstellenbenutzern, die auf Einlaß warteten. Um 5 Uhr Abends wird geöffnet und eingelassen. Hierher waren fast alle die Leute gekommen, welche ich eingeholt hatte.

Ich war dort stehen geblieben, wo die Reihen der Männer endigten. Die Leute, die mir zunächst standen, betrachteten mich, sie zogen mich gleichsam an sich mit ihren Blicken. Die Kleiderstücken, welche diese Leute trugen, waren sehr verschiedenartig, aber der Ausdruck aller der auf mich gerichteten Blicke dieser Leute war vollkommen identisch. In allen Blicken lag der Ausdruck der Frage: Warum bist du, Mensch einer anderen Welt, hier bei uns stehen geblieben? Wer bist du? Etwa ein selbstzufriedener Geldproze, der an unserer Noth sich erfreuen, in seiner Langeweile sich zerstreuen und uns noch quälen will? Oder bist du, was ja nicht vorkommt und nicht sein kann, ein Mensch, dem es leid um uns ist? Aus allen Gesichtern sprach diese Frage. Man schaut mich an, begegnet meinem Blicke und wendet sich ab. Ich hatte Lust, mit irgend einem von ihnen ein Gespräch zu beginnen, lange aber konnte ich mich dazu nicht entschließen. Aber während wir schwiegen, wurden wir durch unsere Blicke einander genähert. Wie sehr auch das Leben uns von einander entfernt hatte, nach zwei oder drei Begegnungen der Blicke empfanden wir es, daß wir Beide Menschen waren, und wir hörten auf, einer den andern zu fürchten. Am nächsten zu mir stand ein Kerl mit gedunsenem Gesichte und rothem Barte, in zerrissenem Kaftan und mit abgetretenen Galoschen an den nackten Füßen. Indessen gab es 8 Grad Frost. Zum dritten oder vierten Male begegneten sich unsere Blicke und ich empfand, daß ich ihm bereits so nahe stand, daß ich mich nicht nur nicht mehr schämte, ihm anzureden, sondern ich empfand Scham, daß ich ihm nicht irgend was sagte. Ich fragte ihn, von wo er her sei. Er antwortete gern und fing an zu reden;

andere traten herzu. Er war aus dem Smolenskischen gekommen, Arbeit zu suchen und Brod zu erwerben und Geld zu den Abgaben. „Arbeit giebt es nicht“, sagte er, „die Soldaten haben heuer alle Arbeit weggeschnappt. Da bummele ich jetzt; glaubt es, bei Gott, zwei Tage lang habe ich nicht gegessen.“ Er sprach bescheiden, mit einem Versuche, zu lächeln. Ein Getränkverkäufer, ein alter Soldat, stand dort. Ich rief ihn heran, er schenkte von seinem Getränke ein. Der Mann nahm das heiße Glas in die Hand und bevor er davon trank, bemühte er sich, die Wärme nicht ungenutzt versiegen zu lassen und wärmte seine Hände dran. Die Erlebnisse und die Erzählungen von den Erlebnissen waren immer ein und dieselben: etwas Arbeit hatte es gegeben, die war alle geworden, und hier im Schlafstellenhause hatte man den Beutel mit dem Gelde und mit dem Pässe gestohlen. Jetzt war es unmöglich, Moskau zu verlassen. Er erzählte, daß er bei Tag sich in den Kneipen wärme und sich dadurch nähre, daß er den Zubiß (die Brodstückchen in den Kneipen) esse; manchmal gebe man ihm davon, andere Male treibe man ihn fort; die Nacht verbringe er gratis im Jäpinskihen Hause. Er warte nur auf den Umgang der Polizei; die werde ihn als einen Paßlosen ins Gefängniß sperren und ihm per Etappe in die Heimath transportiren lassen. „Man sagt, am Donnerstag wird der Umgang stattfinden“, sagte er, „dann wird man mich einsperren. Wenn ich nur bis zum Donnerstag mich durchschlage.“ Das Gefängniß und die Etappenreise erschienen ihm wie ein gelobtes Land!

Während er sprach, bestätigten drei Mann aus dem Haufen seine Worte und sagten, daß sie sich genau in derselben Lage befänden. Ein hagerer junger Mensch, bleich, mit langer Nase, am Oberkörper in bloßem, auf den Schultern zerrissenen Hemde, mit einer Mütze ohne Schirm, drängte sich seitwärts durch den Haufen zu mir heran. Unaufhörlich zitterte er, von argem Schüttelfrost erbebend, aber er bemühte sich, verächtlich die Reden der Bauern zu belächeln, indem er meinte, damit meinen Ton zu treffen, und sah mich an. Ich bot ihm Sbitenij (heißes Honigwasser) an. Auch er, indem er das Glas ergriff, wärmte seine Hände daran, und kaum fing er an, etwas zu sagen, als ein großer, schwarzer, krummnasiger Mensch in Zitzhemd und Weste, ohne Hut, ihn fortdrängte. Der Krummnasige bat sich auch Sbitenij aus. Darauf ein alter, langer, betrunkenener Kerl mit spitzem Barte, in einem Paletot, mit einem Stricke umgürtet, in Bastischen. Darauf ein kleines Männchen mit gedunsenem Gesichte und triefenden Augen, in einem zimmtsarbenen Nankingröckchen, mit nackten Knien, die aus den Löchern einer Sommerhose hervorguckten und vor Frost zitternd aneinander schlugen. Vor

Bittern konnte er das Glas nicht festhalten und goß den Inhalt über sich. Man fing an, ihn zu schimpfen. Er lächelte nur mit Bedauern und zitterte. Darauf eine krumme Mißgeburt in Lumpen und mit Pantoffeln an den nackten Füßen. Darauf jemand Offizierartiges, dann einer geistlichen Standes, dann ein sonderbares, nasenloses Wesen — alles das hungrig, erfroren, flehend, alles das drängte sich demüthig um mich und strebte zum Sbitenj hin. Dieses wurde ausgetrunken. Einer bat um Geld; ich gab ihm solches. Ein anderer bat, ein dritter; der Haufe belagerte mich. Es entstand ein Wirrwarr, ein Gedränge. Der Hausknecht des Nachbarhauses rief dem Haufen zu, man möge doch das Trottoir seines Hauses räumen; der Haufe erfüllte den Befehl demüthigt. Es tauchten Ordner aus dem Haufen auf und nahmen mich unter ihren Schutz — sie wollten mich aus dem Gedränge herausführen; aber der Haufe, der früher dem Trottoir entlang in Reihen aufgestellt gewesen, hatte sich gelöst und drängte zu mir heran. Alle blickten auf mich und bettelten, und ein Gesicht war elender als das andere, zerquälter und erniedrigter. Ich vertheilte alles, was ich bei mir hatte, etwa 20 Rubel, und ich trat mit dem Haufen zusammen in das Schlafstellenhaus.

Dieses Schlafstellenhaus ist gewaltig groß. Es besteht aus vier Abtheilungen; die Männer in den oberen Etagen, die Weiber in den unteren. Ich trat zuerst in die weibliche Abtheilung ein. Der große Raum ist ganz eingenommen von Bänken, ähnlich denen der Eisenbahnwagen dritter Klasse. Diese Bänke sind in zwei Etagen disponirt, eine über der anderen. Die Frauenzimmer, alle sonderbar zerlumpt und nur in Stubenkleidern, Alte und Junge traten ein und placirten sich auf die Bänke, manche oben, andere unten. Einige Alte bekreuzten sich und beteten für den, der das Haus erbaute, andere lachten und schimpften. Ich stieg hinauf. Dort placirten sich ebenso die Mannspersonen; unter ihnen erblickte ich einen von denjenigen, denen ich Geld gegeben hatte. Als ich ihn sah, stieg in mir entsetzliche Scham auf und ich eilte, fortzugehen. Und mit dem Gefühle, eine Mißethat begangen zu haben, verließ ich das Haus und ging nach Hause. Zu Hause stieg ich über die Teppiche der Treppe hinauf zum Vorzimmer, dessen Fußboden mit Tuch ausgeschlagen war, und nachdem ich den Pelz abgelegt hatte, setzte ich mich zu meinem Diner von fünf Gängen, bedient von zwei Lakaien im Frack, mit weißen Halsbinden und Handschuhen.

Dreißig Jahre sind es her, da habe ich es gesehen, wie man vor tausend Zuschauern einem Menschen mit der Guillotine den Kopf abhieb. Ich wußte es, daß dieser Mensch ein entsetzlicher Mißethäter war. Ich kannte alle die Begründungen, welche seit so vielen Jahrhunderten geschrieben

worden, um Maßregeln dieser Art zu rechtfertigen; ich wußte, daß man es absichtlich, bewußt gethan hatte; aber in dem Augenblicke, da der Kopf sich vom Körper trennte und beide in die Kiste fielen, da seufzte ich auf, und ich habe, nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen, mit meinem ganzen Wesen es begriffen, daß alle die Gründe, die ich zu gunsten der Todesstrafe gehört hatte, nichts anderes sind als bösarziger Unsinn; und wie viel Menschen man auch zusammenbringen mag, um einen Mord zu verüben, und wie sie auch heißen mögen, Mord bleibt doch Mord, die schlimmste Sünde in der Welt, und ich hatte mich daran betheiliget. So auch jetzt, beim Anblick des Hungers, Frierens und der Erniedrigung Tausender von Menschen, habe ich nicht mit dem Verstande, aber mit dem Herzen und mit meinem ganzen Wesen es begriffen, daß die Existenz von zehntausend solcher Menschen in Moskau, während ich und andere tausend Menschen Filet und Sterlet speisen, ihre Pferde und Fußböden mit Tuch bekleiden, — was auch die Gelehrten der Welt darüber sagen mögen, es sei unvermeidlich — ein Verbrechen ist, welches nicht einmal, sondern beständig begangen wird, und daß ich mit meinem Luxus nicht nur das Verbrechen zulasse, sondern mich geradezu daran betheilige. Für mich bestand der Unterschied zwischen diesen beiden Eindrücken nur darin, daß dort alles, was ich hätte thun können, nichts anderes gewesen wäre, als den Mördern, welche bei der Guillotine standen und mit dem Morden sich beschäftigten, zuzurufen, daß sie Böses thun, und mit allen Mitteln daran zu hindern. Aber wenn ich es that, konnte ich im Voraus wissen, daß mein Auftreten den Mord nicht hindern werde. Hier aber konnte ich nicht nur Sbitenj und das geringfügige Geld, das ich bei mir hatte, spenden, sondern ich konnte den Paletot vom Leibe hergeben und alles, was ich zu Hause besitze. Aber das hatte ich nicht gethan, und darum empfand ich und empfinde es noch, daß ich Theilhaber bin an dem beständig verübten Verbrechen, so lange ich noch überflüssige Speise habe, ein Anderer gar keine hat, so lange ich zwei Anzüge besitze, ein Anderer aber gar keinen!



## Die Geschichte vom Prinzen Wulewaj.

Ein Märchen, erzählt von Friederike Dessoff.

Wer von Euch, liebe Kinder, hat schon ein Nordlicht gesehen? Dieser wunderbare Gruß vom Nordpol der Erde, was bedeutet er uns?

Zwischen eisigen Meeren, hoch im fernen Norden, wo keines Menschen Auge je hingedrungen, wohnt die Eiskönigin, und in strahlender Krone trägt sie auf ihrem Haupte das Nordlicht, das in stillen Winternächten jäh am Himmel zuckt und seine rothen Flammenblitze oftmals bis zu uns herniedersendet.

Laßt Euch erzählen, was mir davon bekannt geworden.

In einer großen Stadt stand ein Palast, in dem ein König mit vielen Dienern hauste. Unter dem Dachgesims dieses Hauses aber lebten in zärtlicher Eintracht ein Paar Fledermäuse, und jeden Abend erhielten diese den Besuch eines richtigen alten Kobolds aus der Hölle. Die Drei saßen eben zusammen auf der Dachrinne und unterhielten sich vergnügt über alle Thorheiten der Menschen, die sie gesehen hatten und über die schlimmen Streiche, die der Kobold so gern verübte an jeglicher Kreatur der Erde. War nichts mehr zu erzählen, so schauten sie durch die erleuchteten Fenster des Palastes und belauschten, was da drinnen vorging.

Nun war der einzige Sohn des Königs ein schrecklich verzogener Prinz, den niemand bändigen konnte, und da er nichts lernen wollte, wußte er vor lauter Langeweile nicht, was anfangen. Er verhöhnte die Lehrer, schnitt dem Hofmeister lange Nasen und ahmte die Erwachsenen in allen ihren Geberden und Reden auf das Lächerlichste nach. Er malte die abscheulichsten Zerrbilder auf Tische und Wände, wahre Satansgesichter, und hatte kein Herz für irgend einen Menschen. Die Diener jagte er umher, daß sie oft nicht wußten, wo ihnen der Kopf stand, und dann verfluchte er sie noch bei seinem Vater, so daß die armen Leute oft genug um Brod und Erwerb kamen — kurz, es war ein rechter Teufel von einem Knaben.

Aber er war so schön und so eitel, daß er stundenlang vor dem Spiegel stand; da konnte er sich drehen und wenden und an den Locken zupfen und bürsten, sein Wämöschchen ziehen und streicheln und seine schlanke Gestalt bewundern.

Die Fledermäuse und der Kobold saßen draußen am Fenster, sahen alles mit an und lachten oft, daß ihnen die spitzen Ohren wackelten. Sie mußten sich an einander festhalten, damit sie nicht vor Lachen herunterfielen.

„Das ist ja eine wahre Höllebrut, den Satansjungen muß ich haben“, rief der Kobold eines Abends. Und des Nachts sahen die Fledermäuse, daß der Kobold in das Schlafzimmer des Prinzen schlüpfte, diesen aus dem Bett hob und mit ihm direkt zur Hölle herniederfuhr.

Das war nun eine schöne Ueberraschung für den Prinzen, als er am anderen Morgen unter den kleinen, schwarzen Höllekindern erwachte! Hu, wie ihm graute! Sie standen um ihn her und verhöhnten ihn, weil er ein weißes Gesicht und rothe Backen hatte. Der Eine zog ihn an den Locken, der Andere am Stumpfnäschen; sie schnitten ihm schreckliche Grimassen, viel abscheulicher noch, als er sie jemals gezeichnet hatte. Es war ganz gräulich, und er wußte sich vor Angst nicht anders zu helfen, als daß er die Höllekinde anschrie, er sei ein Prinz und brauche sich solche Possen nicht gefallen zu lassen. Aber da kam er schön an. Die jungen Kobolde packten ihn an Händen und Füßen und liefen mit dem armen Prinzen zu dem Schwefelsee, wo sie alle jeden Morgen ihr Bad nehmen mußten, warfen ihn hinein und tunkten ihn auf und ab, bis auf den schwärzesten Grund des Sudelwassers.

Als sie ihn losließen und er wieder auftauchte — o du meine Güte, wie sah er da aus! Die ganze Gestalt schwarz, nur das Gesicht grasgrün, und statt der blonden glänzenden Locken — schwarze, steife Pechdrähtchen!

Aber nun ging das Geschrei und das Balgen erst recht los. Die Hölleknaben jagten den neuen Teufel durch die ganze Hölle bis in die Küche, wo des Teufels Großmutter saß und Blikfuchen rührte. Der gehetzte Prinz lief ihr gerade in die Arme; da nahm sie sich seiner an, und mit ihrem Kochlöffel rechts und links Schläge austheilend, trieb sie die junge Satansbrut aus der Küche in den Schwefelsee zurück. Ha, da sprangen die Teufelchen heute einmal vergnügt umher, sie hatten ja schon ein wenig Unheil gestiftet. Sie rieben sich gegenseitig mit Bimsstein ab, schossen über einander Burzelbäume, ritten auf ihren Schwänzchen und salbten sich die Ohrlappen mit Pech — denn das macht lustig! Dann galoppirten sie wieder nach der Küche zurück und wollten ihre Morgensuppe haben; aber die Großmutter war noch immer böse und gab ihnen nur ein paar Fliegen zum Frühstück. Ja, sie hielt Ordnung unter den Rangen. Aber nun waren die Kobolde erst recht recht aufgebracht, denn Fliegen frißt auch ein Teufel nur in großer Noth und niemals gern. Wo sie seit jener Zeit dem Prinzen etwas anhaben konnten, thaten sie es und peinigten ihn und verhöhnten ihn, wo er sich nur zeigte.

Ja, er war ein sehr armer Teufel geworden, unser Prinz! Er, der sein Lebtag auf seine Figur und sein schönes Aussehen eitel gewesen war, sollte nun wohl gar damit zufrieden sein, daß sein Gesicht täglich

grasgrüner wurde, daß seine Beine in Bocksfüße umgewandelt waren und ihm Fledermausflügel aus den Schultern wuchsen? Und denkt nur, sogar ein Ringelschwänzchen hatte er bekommen, wie es alle Teufelchen zur besonderen Zierde tragen. Nein, er konnte sich darauf nichts einbilden, es war wirklich nicht von ihm zu verlangen, und ich kann es wohl verstehen, daß er stundenlang darüber jammerte und ganz erbärmlich heulte. Aber alles Lamentiren half da nichts, es war und blieb so, er war ein vollständiger Kobold geworden. Er wußte jetzt wohl, daß er das alles seiner Lieblosigkeit und früheren Bosheit, seiner Eigenliebe und seinem höhnischen Wesen zu danken hatte, denn der alte Kobold hatte ihm erzählt, daß er ihn oft beobachtet hatte und warum er ihn aus dem elterlichen Palast fortgetragen hatte. Oh, wie sehr bereute er jetzt seine Fehler! Er wäre gewiß nun ein viel besseres Kind gewesen, wenn er noch einmal hätte in seiner Eltern Haus leben können; wie wäre er dankbar gewesen! Aber es war zu spät. Es kümmerte sich niemand um seinen Jammer, am allerwenigsten der alte Kobold, der ihn in die Hölle gebracht hatte. Der hatte nur die lustigen Teufel gern, und unserm Prinzen war längst alles Lachen vergangen.

Dafür aber hatte ihn die Großmutter zu ihrem Liebling erkoren. Alle Großmütter, ob in der Hölle oder auf Erden, müssen ja einen besonderen Liebling haben, den sie verzeihen können, und so hatte sich des Teufels Großmutter den kleinen „Wulewaz“, wie jetzt der Prinz hieß, ausgesucht. Er saß fast immer bei ihr in der Küche, sie briet ihm Äpfel und gab ihm Schwefel und Hexenmehl, damit er zum Zeitvertreib donnern und blißen konnte, und lehrte ihn, für sich als Spielwerk Irwische anzufertigen und sie tanzen zu lassen.

Er war ihr dafür so dankbar, als nur ein armer Teufel dankbar sein kann, und es ward sein Herz weich und liebebedürftig unter all' diesen böshaften Kobolden, die ihn höhnten und peinigten. Er sah der Alten nach den Augen, ob er ihr nicht auch eine Freude machen könnte, aber sie wußte nichts von dem, was wir Freude nennen.

Ein Vergnügen aber kannte sie doch, nämlich endlose Geschichten zu erzählen. Sie fingen alle an: „Es war einmal“ und hörten gar nie wieder auf. Alle anderen Teufel liefen davon und verkrochen sich, wenn die Großmutter anhub zu erzählen, nur Wulewaz saß und hörte mit unbegrenzter Geduld zu. Das war ja das Einzige, womit er ihr eine Freude machen konnte.

Und da war es denn eine Geschichte, der er immer und immer wieder gern lauschte; sie erzählte von der schneeweißen Königin am eisigen Nordpol, deren Diamantenkrone einen solchen Glanz ausstrahlt, daß selbst

die Sonne sich davor verstecken muß. „Einstmals habe ich sie selbst mit eigenen Augen gesehen“, erzählte die Großmutter voll Eifer. „Als ich in einer warmen Mondnacht oben aus dem Schornstein der Höllenküche herausguckte, ist die Königin auf einem durchsichtig weißen Thron mitten auf einer Insel gesessen und hat ganz traurig zu dem Sternenhimmel hinaufgeschaut. Weiße Silberschleier hingen von ihr herab weit über die Insel und auf dem Kopf trug sie eine zackige Krone, aus der schossen wunderherrliche, farbige Lichter, und es war ein Glänzen und Leuchten weit über alle Erdenländer, daß meine alten Augen geblendet wurden, und ich zurück in den Schornstein kriechen mußte!“ So erzählte die Alte, und Wulewäslein wurde es ganz wunderbar vor Neugierde, und er hätte gleich eines der krummen Hörnchen auf seinem Kopfe dafür gegeben, wenn er nur einmal hätte auch die Königin sehen können mit der weithin strahlenden Krone.

Eines Tages nun wurde des Teufels Großmutter sehr krank, sie lag zu Bett und sollte Thee trinken; sie gab daher ihrem Liebling den Auftrag, das Feuer in der Küche sorglich zu schüren, den großen Kessel mit Wasser zu füllen und ihr recht bald den heißen Trank zu bringen. Das that Prinz Wulewaz mit Freuden, legte tüchtig Kohlen und Schwefel auf und bald brannte das Feuer auf dem Herde lichterloh, und das Wasser fing zu brodeln an. Inzwischen nahm er seine Irriwische aus dem Schrank und stellte den großen Kasten mit allem Blitz- und Donnerpulver zu sich auf den Herd und streute immer ein wenig davon in die Flammen. Das blitzte und knatterte so hübsch, daß es eine wahre Lust war. Bei jedem kleinen Blitz und Donner lachten die Irriwische und sprangen wie toll um den Wulewaz, und es wäre äußerst vergnüglich gewesen, wenn nur die anderen Höllknaben nicht das Pulver gerochen hätten.

Die wilden Kobolde machten schon lange einen schrecklichen Lärm, sie balgten sich, liefen an den Wänden in die Höhe, wälzten sich im Schwefelsee und warfen sich mit Pechballen. Sie machten es sich gehörig zu Nutzen, daß die Aufsicht fehlte, da die Großmutter zu Bett lag und der alte Kobold wieder in Gesellschaft gegangen war. Nun rochen sie das Blitzpulver und mit dem Ruf: „Hurrah, nun haben wir den Prinzen Wulewaz“, stürmten sie in die Küche. Die Irrilichter versteckten sich unter dem Herd vor Schreck, und der Prinz sprang auf den Herd; aber schon trafen ihn die Pechballen, die Bimssteine und andere Wurfgeschosse seiner Peiniger. Der arme Teufel suchte in den Schornstein zu entkommen, die Pechballen fausten hinter ihm drein, er fühlte sich an einem Fuß gehalten, an seinem Schwänzchen gekniffen — da nahm er all' seinen Muth zusammen und mit einem tüchtigen Ruck befreite er sich. Aber

oh weh! Er hatte mit seinem Fuß den Pulverkasten umgetreten und der ganze Vorrath von Hexenmehl, Schwefel, Blitz und Donner sauste in das hellloodernde Feuer.

Eine Riesenflamme schlug auf, ein furchtbarer Knall folgte, als ob die ganze Hölle bersten sollte, und in einer ungeheuren Säule stieg das siedendheiße Wasser des Theekessels in die Höhe. Unter schrecklichem Geheul, Gepolter und Krachen flogen die Kohlen, das Pech, der Schwefel und der arme, ungeschickte Wulewaz durch den Schornstein auf die Erdoberfläche. Darüber hinaus aber, hoch bis in die eisigen Wolken, sandte der dampfende, neu entstandene Springquell seinen Strahl.

Hui! Wie rieb sich der kleine Teufel die Augen, als er so unverhofft an das Sonnenlicht kam; erst nach und nach konnte er um sich blicken.

Rings um ihn her lugte aus hartgefrorenem Schnee rothes und graues Felsgestein, ein großer Block war mitten auseinander gerissen und daraus hervor sprudelte der heiße Quell. Vor ihm aber lag ausgedehnt in blendender Pracht das weite, große, unendliche Eismeer. Silberleuchtende Schneeberge schwammen darin und der Himmel schaute glänzend hernieder. Aber eisig wehte es auf das arme Teufelchen, das zitternd, blau und gelb vor Frost darsaß und die Hände in dem heißen Quell zu wärmen suchte. Von drunten her, aus der Hölle, schallte es noch immer zischend und brausend, und dazwischen hörte man das Getöse, das Geschrei und das wilde Lachen der Kobolde.

So saß Wulewaz und starrte in das ihm unbekannte Land mitten im Eismeer. Langsam neigte sich der Tag und eine liebliche helle Röthe überzog den Himmel. Da kamen Züge von blendend weißen Vögeln, die setzten sich rings auf die Felsen, und auf dem Meer zog ein Schwarm von Walfischen und großen Seerobben mit Menschengesichtern und langen Löwenmähen. Sie setzten sich aufrecht auf ihre Schwänze und schauten in stummer Erwartung alle nach einem Punkt. Die Fische schwammen in einer geraden Linie nach der Insel, wie die Soldaten zur Parade ziehen; aus ihren Nasen sprangen Wasserstrahlen wie kleine Springbrunnen — es war ordentlich feierlich.

Und plötzlich sah der kleine Teufel an dem Punkt, nachdem die Vögel, Fische und Robben schauten, einen glänzend feurigen Halbkreis am Himmel, der leise zitternde Strahlen ausandte bis zu dem Eisland, auf welchem er saß und fror. Vergessen war da Qual und Pein, denn im Staunen über das Unerwartete, Wunderbare, das er jetzt zu sehen bekam, wußte er kaum mehr etwas von sich selbst.

Langsam hob sich aus dem Meer eine überirdisch große, weiße Gestalt in funkelnd schneeigem Schleiergewand. Wie glänzendes Silber

floß es an ihr herab und wallte hinter ihr ins Meer. Auf ihrem Haupte aber trug sie die strahlende Demantkrone, aus deren Zacken die glühenden, zitternden Strahlen schossen, weit über alle Erdenländer hin. Die Sonne sank beschämt von diesem Zauberlicht ins Meer, und furchtbar prächtig schossen darauf rothe, gelbe und blaue Flammen aus dem Demantring auf dem Haupt der Schneekönigin. Denn sie war es, die Wulewaz auf ihrem Eisthrone sah, und die jetzt langsam auf das Land zukam.

Er zitterte vor Freude am ganzen Körper wie Espenlaub und nun war es ihm plötzlich wieder doppelt leid, daß er kein richtiger Prinz mehr war, sondern nur ein recht armer, frierender Teufel.

Die Königin jedoch schien ihn deshalb gar nicht weiter zu verachten, sie hob ihren Schleier von dem Gesicht und schaute lächelnd auf den kleinen, schwarzen Teufel.

„Geschöpflein“, sagte sie unendlich holdselig, Du hast meinem kleinen Eisland wohlgethan, da Du eine heiße Strahlenquelle schuffst. Sieh! Wo bisher nur Felsen und wüstes Gestein aus dem Eise hervorjah, keimt nun fröhlich ein Pflänzlein auf und überzieht das einsame Injelland. Hab Dank dafür, denn es wird Leben erwachen, wo bisher nur Starrheit und Trauer war. Seit urenigen Zeiten schmückte ich mich mit dem ganzen Glanz meiner Herrlichkeit, jahrein, jahraus, aber die Freude und die Menschen bleiben mir fern, sie fürchten mich und überlassen mich meiner Einsamkeit. Auf dies arme Eisland werden sie aber von jetzt an kommen, das keimende Pflänzchen zu holen, denn es wird Heilkräfte in sich tragen und Segen bringen den Menschenkindern! Zu ihrem Wohle gedeihe und wachse es in Ewigkeit!“

So sprach die Schneekönigin, und voll freudigen Staunens sah der Wulewaz, daß ein graugrünes Moospflänzchen überall aus dem Gestein emporwuchs, wo der laue Strahl des Wassers, der warme Dampf die Erde berührt hatte. Die Felsen und die wüsten Klippen verschwanden unter ihm und wo nur Trauer und starre Eede geherrscht hatte, keimte nun Leben.

Näher zu dem Teufelchen herantretend sprach die Königin weiter: „Du aber, kleiner zitternder Geselle, sag' mir, was Du Dir wünschest, damit ich Dir meinen Dank beweisen kann“.

„Ach, laß mich Dich nur ewig ansehen, hohe Königin, Du bist so schön“, sagte Wulewaz, „nimm mich mit in Dein strahlendes Reich!“

„Nun gut“, antwortete sie, „wenn Du Dich vor mir nicht fürchtest, will ich Dich mit mir nehmen in mein ewiges Reich; Du sollst immer bei mir bleiben und meine leuchtende Nordlichtkrone in Obhut nehmen. Dies kleine Injelland aber schenke ich Dir als Dein eigenes Reich; es

soll Dich mahnen an das unselige Leben, das Dir Deine Thorheiten bereiteten. Aber Deine Strafe ist von jetzt ab verbüßt und die scheußliche Hülle soll von Dir abfallen; sei wieder ein Prinz in Glanz und Schönheit! Zu den Menschen freilich kehrt Du niemals wieder, nur durch die flammenden Strahlen des Nordlichts wirfst Du ihnen Deine Grüße, Deine Zeichen senden!"

Und damit hüllte sie den bebenden Prinzen Wulewaz in ihre wallenden Silbersehleier und fuhr mit ihm weit, weit hinauf nach ihrem Eispalast am Nordpol.

Die Insel grünt seit jener Nacht ununterbrochen fort und von dem heißen Sprudelquell auf Island wird man erzählen, so lange die Erde steht; er sendet seinen ungeheuren Strahl gen Himmel wie damals, als Wulewaz mit ihm aus der Hölle empor geschleudert wurde.

Diesen hat nie eines Menschen Auge wieder erblickt. Wenn aber die feurige Nordlichtskrone seiner Königin im Wunderglanze über Island strahlt und weit über die ganze Erde, dann wissen wir nun ganz genau, wer uns Gruß und Zeichen damit sendet.



### Meine Anna.

Von Paola Lombroso.

Ich muß Euch, liebe Kinder, von der besten, theuersten Person erzählen, die ich in meiner Kindheit gekannt habe und jetzt noch wie damals meine Dame nenne.

Ach, Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie graufarbig der Himmel meiner Kindheit vom zehnten bis zum dreizehnten Jahre überzogen war. Wenn ich darüber sinne, mache ich mir selbst den Eindruck eines verdörrten, verkümmerten, armen Angestellten.

Ich war häßlich, klein und besonders rauh und unhöflich, wie die Kinder in der Regel sind, die sich ungeliebt glauben. Ach, Ihr könnt es Euch nicht vorstellen, wie schrecklich es ist und wie man leidet. Ihr sollt nie glauben, nicht geliebt zu sein; das ist nicht wahr, und Ihr sollt es auch nicht glauben, weil dieser Gedanke nach und nach so böse macht, daß einen die Leute deshalb nicht mehr gern haben.

Ich weiß es auch kaum, wie es so mit mir gekommen ist. Ich muß, wie es scheint, schon ganz klein ein rechter Tollkopf gewesen sein. Da ich

die Älteste war, hätte ich vernünftig und gefällig sein und meiner Mutter helfen sollen. Anstatt dessen aber war ich streitsüchtig, rechthaberisch gegen meine Geschwister und leicht empfindlich. Meine zwei einzigen guten Eigenschaften, Leidenschaft und glühendes Herz, dienten nur dazu, mich unleidlicher und empfindlicher zu machen.

Jetzt denkt Euch nur! Streitsüchtig, launisch, eigensinnig, wie ich war, hätte ich fortwährend (lacht mich nicht aus) liebkost, gehätschelt und verzogen werden wollen.

Uebrigens hätte ich noch gern besondere Liebkosungen für mich gehabt. Küßte mich meine Mutter nach den anderen, so machte es mich unzufrieden; gab sie mir einen Verweis, wenn auch durch gute Worte versüßt, wurde ich beleidigt, störrisch; überhaupt machte ich Anspruch auf eine bevorzugte Stellung. Ich wollte in der Seele anderer der Liebling sein und brachte es nur dazu, sie zu erzürnen und zu entfernen.

Das machte mich betrübt und lärmend zu gleicher Zeit. Manchmal spielte ich wie toll, führte meine Brüder zum Angriff — es waren schon fecke Jungen, da ich aber befehlshaberisch und streitsüchtig war, ließen sie mich bald bei Seite, und der Aufregung folgte der Rückschlag, dem höllischen Lärme stundenlange Unthätigkeit und eine so große Niedergeschlagenheit und Langweile, daß ich glaubte, todt zu sein.

Die oft zurückgehaltenen Thränen flossen beim unbedeutendsten Anlasse, ein Blick schon brachte mich dann zum Weinen; und die Anderen sagten: „Sie ist störrisch, launisch, eine Weinerin“. Mir aber war es eine bittere Wollust, mich selbst als ungeliebt, allein und verlassen anzusehen.

Da ich aber das Bedürfniß fühlte, auf irgend eine Weise meinem heißen Herzen Luft zu machen, schwärmte ich bald heiß für dies oder das und sprach bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit nur von dem, was mich gerade einnahm.

Eine Lehrerin besonders, die ich nur wenige Monate kannte und von der ich nach den Ferien nichts mehr hörte, hatte ich in mein Herz geschlossen; ich konnte mich über ihr Verschwinden nicht trösten und mit Herzklopfen lief ich jeder Frauengestalt nach, wenn sie ihre Statur zu haben schien, und war dann natürlich enttäuscht.

„Das hat man immer davon, wenn man sein Herz an fremde Personen hängt“, sagte mir mein Großvater, „glaubst Du denn, daß sie Dich lieb habe, sich um Dich kümmern? Du wirst früher oder später erfahren, was Freunde sind.“

Wie ich sah, daß Großvaters Worte sich bewahrheiteten, wie alle nur lau oder gar nicht meine Zuneigung erwiderten, während ich mich ganz gab, da zog ich mich in mich selbst zurück und verschloß meine Gefühle.

Der Großvater, ein braver Mann, der mich sehr liebte, aber meine Weise nicht verstand — ich war elf Jahre alt —, war überzeugt, daß ich einen großen Schatz an Talent besäße und daß „dieser große Schatz“ gepflegt werden müsse, und zwar mit klassischen Studien, mit Lateinlernen. Man nahm mich von der Schule weg, und ich bekam Privatstunden zuhause, allein. Stellt Euch vor, was für Interesse ich daran nahm — ich war noch ein ganzes Kind und durchaus kein Genie und unterhielt mich noch so gut mit wahren und erdichteten Erzählungen und Märchen.

Mein Professor hatte einen langen Bart und sah sehr streng aus, so daß ich zitterte, wenn ich ihn sah. Er gab mir Aufsätze wie: „Die Rede des Themistokles an seine Soldaten“ oder „Die Person des Horaz in der Geschichte“. Und ich armes Ding zerbrach mir den Kopf, um hohle, tönende Sätze zusammen zu schmieden; aber er war nie zufrieden, und mehr als die Note „sieben“ konnte ich nie erhalten. Ich ärgerte mich sehr darüber, denn ich war an die leichten Triumphe der Elementarschule gewöhnt.

Zuerst lernte ich mit großem Eifer Lateinisch und hielt es für so leicht wie das wenige Französisch, das mir die Paradiesespforten zu den hübschen Erzählungen der Segur geöffnet hatte. Statt dessen dekliniren, konjugiren, regelmäßige und unregelmäßige Zeitwörter, um — zu einem Kornelius Nepos zu gelangen.

Ich wußte ganz gut, daß dies unnütz und langweilig war und mir nie zu etwas helfen würde, aber ich hätte es um Alles in der Welt nicht gesagt. „Wenn alle sagen, das Lateinische wäre so schön, so muß ich mich irren“, dachte ich und fuhr so fort, mich gewissenhaft mit der unverdaulichen Speise vollzustopfen. Aber ich muß auch gestehen, daß ich dies that von wegen der Achtung! Zuhause genoß ich nur wenig Anerkennung, nicht nur weil ich ein schlimmes, ungehörjames Kind war, sondern auch wegen meines Verstandes, und es schien mir klug gehandelt, denselben zu pflegen, um die Achtung dafür zu steigern. Ach, wie gern hätte ich noch gespielt und getobt, aber ich machte mich kostbar und that es nicht, beneidete aber meine Geschwister, die in die Volksgärten gingen und sich belustigten.

„Willst Du nicht mit, Marie?“ fragte mich die Mutter. „Oh, die da, die bleibt daheim und lernt“, sagten die Jungen ein wenig ironisch. Da mochte ich nimmer sagen, daß auch ich lieber spielen möchte.

So plagte ich mich viel, ohne wirklich etwas zu lernen und ohne in der Liebe Anderer zu gewinnen, und wurde von Tag zu Tag, da ich mich abschloß, trauriger, unverträglicher, selbstüchtiger. Alle meine guten Empfindungen, meine kindlichen Phantasieen wurden seltener und verschwanden endlich unter dem trockenen, öden Wust des Alten.

Es war mir zur Gewohnheit geworden, immer mit etwas leisem Spott zu sprechen, als sähe ich nur die lächerliche Seite der Personen. Ich sagte Dinge, die ich nicht glaubte, nur, um für geistreich zu gelten, und dieses mich böshaft Stellen hätte mich mit der Zeit böshaft gemacht. Ach, ich war wirklich daran, ein pedantisches, widerwärtiges Kind zu werden.

Als sich mein Horizont immer mehr verengte, da lernte ich die kennen, die ich meine Dame nannte. Die Erinnerung an jenen Augenblick ist noch lebhaft und strahlend in mir wach.

Es war ein Februarnachmittag, als sie kam, und in Papa's Studierzimmer fiel ein glänzender Sonnenschein. Papa hatte uns gesagt, sie wäre eine russische Medizinerin, eine Nihilistin, und er habe sie für den Abend eingeladen.

Oh, die Gluth meiner Seele war noch nicht erloschen! Ich hatte sie schon lieb, bevor ich sie gesehen hatte. Kurze Zeit vorher hatte ich die Geschichte der russischen Nihilisten von Stepniaf gelesen und hatte eine Art leidenschaftliche Angst gefühlt, wenn ich daran dachte, wie gut, wie unerschrocken sie waren, wie sie so jung gestorben ohne ein Wort der Klage ums verlorene Leben, sondern nur darum, daß sie sich für ihre Sache nicht mehr hingeben konnten.

Es war ein Lied von einer Nihilistin, das mir so sehr gefiel, und das lautete:

„Gilet, o Richter, und verurtheilt schnell. Mein Verbrechen ist schwer und schrecklich.

Eingehüllt in graue und grobe Leinwand begab ich mich dahin, wo unsere Brüder ächzen und seufzen, dahin, wo Glend und Arbeit ewig sind.

Wozu dienen Worte und Reden? Bin ich nicht des Verbrechens überführt? Bin ich nicht das Verbrechen in eigener Person?

Noch ist mein Leib mit der Bauerntracht bedeckt, mit nackten Füßen und schwieligen Händen bin ich von der mühsamen Arbeit zerschlagen.

Und das schwerste Zeugniß gegen mich selbst liegt in meiner Brust: Es ist die Liebe für mein Vaterland.

Aber so sehr ich auch schuldig sei, gegen mich, Ihr Richter, seid Ihr ohnmächtig.

Ja, ich bin für jede Strafe unempfindlich, denn ich habe in dem Triumph meiner Ideen einen Glauben, den Ihr nicht habt.

Ihr könnt mich lebenslänglich verurtheilen, aber der Schmerz, der mich zernagt, wird meine Strafe verkürzen.

Ich werde sterben mit einem Herzen voll großer Liebe, und selbst die Peiniger werden die Kerker Schlüssel zur Erde werfen und in Schluchzen ausbrechen und an meinem Lager beten.“

Den ganzen Tag, an dem die Dame, die ich dann die meine nannte, kommen sollte, konnte ich nichts thun und dachte: „Wird sie kommen?“ Und ich hielt mich an meine kleine Schwester Lisa, sagte ihr jenes Lied auf und fragte: „Was meinst Du dazu? Wie stellst Du sie Dir vor?“

Endlich kam sie. Es war gegen sechs Uhr. Ach, ihre Augen! Welche Augen! Es waren außergewöhnliche, helle und große Augen, und ich sah eine ganze Minute in sie hinein, ohne mit der Wimper zu zucken. Jedes Mal, wenn ich sie ansah, fühlte ich zugleich sehnenndes Verlangen und Angst in mir. Ich konnte nichts zu ihr sagen; ich fürchtete, sie möchte nicht verstehen, wie sehr ich sie schon lieb hatte, oder sie könnte errathen, daß ich böse und ungezogen sei, und mich dann nicht mehr beachten.

Wie war ich an jenem Abend schnell bereit, die Teller zu wechseln, das Obst aufzutragen, dem Mädchen zu helfen, etwas, das ich sonst nie thun wollte. Und warum? Aus eitler Heuchelei, um mich als das zu zeigen, was ich nicht war, damit sie mich beachte und für brav halte.

Und was für ein Wonnegefühl war es für mich, als sie nach Tisch ihre Cigarette herauszog und mich um ein Bündholz bat. Ich stürzte mich auf die Schachtel, strich schnell eins an und hätte mir so gerne die Finger verbrannt, wenn sie es nur bemerkt hätte.

„Wie heißt Du?“ fragte sie mich. „Maria“, antwortete ich. Dann fingen wir an zu sprechen, und mit jenem Redeerguß, wie er den Schüchternen zuweilen eigen ist, erzählten wir beide, Lisa und ich, von Vielem, was sie kaum unterhalten konnte. Ich wollte witzig sein, wir lachten, sie lachte, und so hatten wir uns bald ganz mitgetheilt — sie war eine jener feinfühlenden Personen und kannte und verstand uns gleich.

Und von jetzt an hatte ich sie wirklich lieb, mit echter Hundetreue. Auch war ich froh, daß sie mich für keine Heilige hielt. Sie hatte das Schlimme in mir begriffen und die Nothwendigkeit, mir Liebe zu zeigen, und sogleich, denn sonst wäre mein Herz unfähig geworden, sie zu empfangen und zu erwidern. Nun aber drang durch sie frische Lebenslust in mein Innerstes.

Wie es gekommen, weiß ich nicht. Wir gingen alle Tage zu ihr. Das erste Mal erinnere ich mich, war es ein Nachmittag. Ihr kleines Zimmer war voll Rauch. „Oh“, sagte sie, „wie unbehaglich ist es mir, wenn ich Land und Leute wechseln muß. So von einer Stadt zur anderen, wie der ewige Jude ankommen und abreisen. Ueberall bleibt ein Stück Herz hängen.“ Sie schüttelte die Asche von der Cigarette und sah uns mit halbgeschlossenen Augen an.

Ehe ich sie kannte, schien es mir unschön, daß eine Fran rauche; aber alles, was Anna that, war mir geheiligt, so daß ich jetzt noch, wenn ich von einem Frauenzimmer höre, das raucht, für dasselbe einen Widerschein jener Sympathie fühle.

Sie war die erste, der es einfiel, mich mit einem Schmeichelnamen zu nennen. „Mariechen, mein kleines Mariechen!“ rief sie und wollte mich an ihrer Seite halten. „Mariechen“, wiederholte ich mir, und schrieb es auf alle meine Hefte, als könnte ich damit etwas von ihrer Stimme aufbewahren.

Jeden Abend ließ sie mir etwas von ihrem Obst auf dem Teller. „Für mein Näschermäulchen, nicht wahr?“ Und ich that, als ob ich nicht mehr dafür zu danken hätte, aber ich erwartete das Tellerchen mit einer Art Herzklopfen. Nicht aus Naschhaftigkeit — ich hätte Schuhsohlen verschlungen — sondern weil es ihr Tellerchen war und von ihr für mich bestimmt.

Wie? gut war sie! Wenn sie nach sechs Stunden Unterricht aus dem Spital kam, war sie müde, traurig, und wir waren immer um sie herum, Antwort verlangend und sie mit unserm Geplauder betäubend. Nie gab sie ein Zeichen der Ungeduld.

Manchmal hatten wir Erlaubniß, sie zum Essen bei uns abzuholen. Es war das erste Mal, daß Lisa und ich allein ausgingen. Wir liefen, als ob wir Flügel hätten. Noch höre ich unser Klopfen an ihrer Thüre und ihre liebe Stimme: „Oh, da sind meine lieben Kinder!“

Sie sah mir in's Gesicht, und es genügte, um mir in innerster Seele zu lesen. „Was für troziges Gesicht hast Du, was ist los?“ Sobald ich ihr erzählt hatte, was mich bedrückte, fühlte ich mich wieder neu aufleben.

Darauf plauderten wir von ihrem Spital, von den Kindern, von uns, von ihr, oder sie erzählte aus ihrer Kindheit, wie sie in die Moorbäder von Odeffa ging und der Liebling ihres Vaters gewesen war, der that, was sie wollte und wünschte. Später hatte sie ins Gymnasium eintreten wollen, denn schon als Kind war sie mit der Idee umgegangen, für die Befreiung ihres Vaterlandes zu lernen und zu arbeiten. Ihr Vater wünschte, sie möge ins Konservatorium eintreten, da sie viel Talent für Musik besaß. Aber sie erklärte, daß sie bevor sie das thäte, lieber keine Klaviertaste mehr berühren würde.

Sie besorgte alles selbst für sich; es schien ihr ungerecht, daß eine Person die andere bediene; sie aß weder Obst noch Süßigkeiten, weil die Armen es auch nicht thun könnten. Sie wollte ein schwarzes Kleid tragen. Wie schön ist ihr Bild aus jener Zeit! Wie ausgeprägt ihr Sehnen und Denken!

Mit vierzehn Jahren war sie allein nach Zürich gegangen, um zu lernen; sie wechselte immer die Wohnung, wie im Spiel. Nachdem sie in einen Nihilisten-Geheimbund aufgenommen worden war, kehrte sie nach Rußland zurück, um Propaganda zu machen, besonders auf dem Lande, wo sie als Bäuerin oder Wäscherin arbeitete. Man wollte sie verhaften, sie floh nach Paris. Dort nähte sie Schuhe und unterrichtete zugleich den Schustersohn in Mathematik.

Mit wie großer Traurigkeit im Herzen, allein, ganz allein, ohne Freunde brachte sie ihre Tage arbeitend in dem dunklen, luftlosen Hinterstübchen zu! Wir waren erstaunt, überwältigt, Lisa und ich; wir kehrten mit ihr nach Hause zurück und hielten sie fest an der Hand, lange ohne zu sprechen. Bevor wir hinaufstiegen, am Thore, küßte sie uns. Und es schien mir, als ob jener Kuß sagen wollte: „Die Kinder haben mich sehr lieb und ich sie auch.“

Wir waren einmal zu ihr gegangen, und die Mutter hatte uns gesagt, sie würde uns zu einer bestimmten Stunde abholen. Aber entweder ging die Uhr vor oder wir irrten uns — wir glaubten, daß die Zeit vorüber wäre, und die Mutter nicht kommen könnte. Und so gingen wir alle drei zusammen heim. Unterdessen kam die Mutter, um uns abzuholen und wurde böse, weil sie uns nicht fand. „Recht brav, alle drei!“ sagte sie, „Ihr laßt mich kommen und wartet dann nicht auf mich.“ Es that uns allen dreien leid, und ich suchte darüber zu scherzen, damit die Mutter lächle und nicht mehr zürne. Es schien uns aber etwas Prächtiges, daß wir alle drei eine gemeinsame Schuld auf dem Gewissen hätten.

Wenn wir sie nicht abholen konnten, warteten wir zwei Stunden vorher, den Kopf zum Fenster herausgestreckt, und strengten unsere Augen an. Einmal sahen wir sie in der Allee in schwarzem Kleide mit einem blauen Schleier, wie eine Amazone. Wir stürzten die Treppe hinunter, um schneller einen Kuß von sie zu erhaschen.

Wie war sie auch gut mit Lena! Jedes Mal, wenn sie kam, fragte sie: „Wie geht's Ihnen, Lena?“ Lena nannte sie „die Medizin“.

Ein anderes Mal hatten wir einen wunderschönen Abend. Vater und Mutter waren eingeladen worden, und sie widmete sich ganz uns Kindern. Während der ganzen Mahlzeit spielte ich die Hausfrau und gab den Kindern immer die größten Portionen. Als sie es bemerkte, lächelte sie und zog mich ganz an sich.

Die Kinder gingen zu Bett; wir gleich darauf in den Saal, zündeten die Lichter auf dem Klaviere an, und sie sang uns russische Lieder, das Lied des Kosaken, der durch die Steppe reitet, und das vom Mädchen, welches spinnt und immer spinnt, bis der Faden reißt, „und so reißt auch sie ihre Liebe aus dem Herzen“.

An jenem Abend hatte man uns auch erlaubt, sie nach Hause zu begleiten; Lena ging hinter uns her. Es war im Juni. Unsere blühende und duftende Allee war wenig erhellet. Sie blieb stehen und horchte auf das Wassergemurmel, indem sie mich und meine Schwester Lisa an der Hand hielt. Ich hielt den Athem an, beinahe wie man auf einer Schaukel thut im Augenblick des höchsten Schwunges. Ich hätte gewünscht, die Straße könnte mit uns fortgehen und sich verlängern immer fort.

„Kinder, geht Ihr gern mit mir?“ Wir waren so hingerissen von ihr, daß ich gar nicht reden konnte, und ich hatte Lust zu weinen, als Lena sagte: „Oh, diese Medizin ist wirklich brav, so viel Geduld mit Euch zu haben“.

Manchmal, wenn sie den ganzen Tag im Spital zugebracht hatte, war sie so müde, so schwach, daß sie fast nicht essen konnte. Sie rauchte, und von Zeit zu Zeit hatte sie einen trockenen und hohlen Husten. Mein Vater sagte einmal: „Ich weiß wirklich nicht, was Eurer Freundin das Studium der Medizin hilft, wenn es sie nicht verhindert, mit diesem Husten zu rauchen. Verstehst sie denn nicht, daß sie sich die Lunge ruiniert?“ Und er machte ihr Vorwürfe. Sie aber antwortete lächelnd: „Ich kenne meinen Fall sehr gut, ein Lungenflügel ist hin“.

Das alles schmerzte mich tief im Herzen. Ich schlang meine Arme um ihren Hals, und hätte ihr so gerne alle Heilmittel gegeben, um ihr diesen Husten zu verjagen. Und wenn ich sie am Abend mit fieberheißen Händen verlassen hatte, wachte ich oft in der Nacht auf und wenn ich mir vorstellte, daß sie bald sterben würde, ward ich so verzweifelt, daß sie mir am Tage darauf, wenn ich sie wieder sah, auferstanden schien, und ich ihr um den Hals fiel.

Damals hatte sie mich viel lieber als Lisa. Sie liebte uns beide gleich, aber mit mir sprach sie wie zu einer erwachsenen Person, und zugleich hatte sie Rücksicht mit mir wie mit einer Kleinen. Wenn ich mit meinen Brüdern eigensinnig stritt, lächelte sie mir über den Tisch zu, als ob sie sagen wollte: „Schäme Dich, mir gegenüber möchtest Du die Erwachsene spielen und da geberdest Du Dich wie ein Kind!“ Und ich hörte sogleich auf.

Schon der Gedanke, ihr Liebling zu sein, erfüllte mich mit großer Wonne. Ich hätte ganz allein ihre Seele einnehmen mögen, weil ich noch ganz Kind war. Und wie ich als ganz kleines Kind dachte, daß ich durch mein festes Wollen eine Person dem Tode entreißen könne, so dachte ich auch jetzt: „Wenn ich will, recht will, warum könnte ich nicht der einzige Liebling Anna's sein?“

Als ich da von ihr hörte, daß sie ein kleines Kind habe, entfiel mir der Muth, und zum ersten Male fühlte ich jene erstickende Bitterkeit, die das Gefühl des Unerreichbaren hervorruft. Ich glaube, daß ich damals

einen Augenblick wie eine erwachsene Person dachte, die tausenderlei verschiedene Zufälle des Lebens vor sich sah und erkannte, daß man auch mit dem besten Willen Unmögliches nicht erreichen könne. Und das fühlte ich, während ich sie eng umarmte und lange Zeit weinte.

Durch meine Hingebung war meine Seele weich geworden; ich wurde nicht gut, um ihr zu gefallen, sondern nur, weil ich ganz beschäftigt und stolz war, sie zu lieben; und wenn ich an sie dachte, konnten meine Brüder mich reizen und necken, so viel sie wollten, ich gab darauf nicht acht. Sie wußte mit leichter Hand zu heilen und zu lieblosen. Ich erinnere mich auch an die letzten Zeiten, die sie hier verlebte. Ich hatte mich einmal wieder von einem meiner gewöhnlichen Anfälle von Troß besiegen lassen. Ich wollte nicht arbeiten, weil mir die Näharbeit nicht gefiel; man hatte mich ausgezankt und ich war mürrisch geworden. Die Mutter beklagte sich bei Anna über mich; diese suchte mich zu entschuldigen und vertheidigte mich. Dann als die Mutter fort war, sagte sie zu mir: „Mariechen, die Mutter hat recht; ein Mädchen soll Handarbeiten verrichten können, und dann sollen wir nicht nur thun, was uns gefällt, sondern auch, was andere gern haben“.

Ich saß auf einem Fußschemel, sie auf dem Sopha und jetzt noch fühle ich ihren guten Blick, der voll Sanftmuth auf mich sah.

Da fing ich an mit Wärme zu sprechen und ihr alles zu erklären. Ich öffnete ihr mein Herz, ließ sie hineinsehen und mit der Hand berühren, damit sie es ganz verstände; und auch das Häßlichste und Wahrste von mir zu sagen, schämte ich mich nicht, denn ich war überzeugt, daß ihre Liebe für mich sich gleich bleiben würde. Ich sagte ihr von meinem Egoismus, von meiner Ungerechtigkeit und Hartnäckigkeit, ich sagte ihr, daß ich Dinge studire, die mir nicht gefallen, daß das Leben mir leer und verblaßt erscheine.

„Mein liebes Kind, mein liebes Kind!“ Sie sagte es mir so vielmals und liebte mich, bis ich weinte. Und sie fügte hinzu: „Entmuthige Dich nicht! Alles, was Du sagst, ist wahr, aber gerade, da Du Dich selbst kennst, sollst Du versuchen, Dich zu bestegen, und es wird Dir gelingen, Dich zu bessern. Du mußt besonders lernen, nicht immer an Dich selbst und an Dein Vergnügen zu denken, sondern auch an das der anderen. Sonst wirst Du streitsüchtig, traurig und Dir und anderen zur Last. Und wenn Du die Kraft nicht fühlst, Dinge zu lernen, wie zum Beispiel das Lateinische, so lasse es sein. Es ist nicht nöthig, unabhängig zu sein. Ein Mädchen muß ein festes Ziel vor sich haben, einen Lebensberuf, sei es als Lehrerin, Näherin, Telegraphistin, Medizinerin: dann darf sie sich nicht von den ersten Schwierigkeiten entmuthigen lassen, sondern muß gerade auf ihr Ziel losgehen. Du bist ein Kind, aber Du

wirst groß werden und deshalb sollst Du suchen, Dir selbst zu genügen und Niemandem zur Last fallen. Und dann giebt es noch vieles Andere auf der Welt — hast Du nie daran gedacht?

Es giebt Ideen, die wie unermessliche, unbefannte, wunderbare Länder sind, und der größte Theil der Menschen hat nicht einmal eine Ahnung davon, und läuft mit geschlossenen Augen umher. Du aber öffne Deine Augen, denn Du bist ein Kind. Du lebst bequem, warm im Winter, kühl im Sommer bekleidet, unterrichtet, hast Lehrer, speisest zwei Mal täglich, und Du hast noch nie die unendliche Anzahl Arbeitsleute gesehen, gerade jene, die Dir Brod, Kleidung, Schreibhefte und jede Bequemlichkeit verschaffen und im tiefsten Elend leben. Wenn Du groß sein wirst, wirst Du erkennen, was für eine Ungerechtigkeit das ist, und daß Du mit allen Kräften für das Aufhören dieser Ungerechtigkeit arbeiten sollst."

Sie sagte mir noch Vieles, sah mir in die Augen und fuhr fort: „Wirst Du das thun? Auf diese Weise wirst Du mein Kind bleiben, auch wenn ich fern bin!“ Und ich versprach es mir selbst.

\* \* \*

Oh, mit welcher Angst sah ich die Tage, einen nach dem anderen, entfliehen, und es kam jener, an welchem Anna fortging, fern von uns, zu ihrem eigenen Kinde. Ich erinnere mich, wie wir zum letzten Male zu ihr gingen. Sie sollte am nächsten Tage abreisen. Es war eine erstickende Hitze; es machte einen besonderen Eindruck auf mich, sie so müde zu sehen. Sie hatte alles selbst bereitet und gepackt, die Kisten mit dem Strick zugeschnürt. Wir fragten sie, warum sie sich nicht von der Bedienerin helfen ließ. Sie sah uns ins Gesicht. „Aber die Aermste ist alt und ich bin jung; sollte ich sie statt meiner anstrengen?“

Wir gingen nach Hause, und Nachmittags schlug Papa vor, auf den Kapuzinerberg zu steigen. Auf der Brücke ging Lisa zu ihr und Anna schob ihren Arm unter den Lissas. Schon war ich ganz betrübt, da nahm sie mich bei der Hand. Vater und Mutter benützten die Zahradbahn, wir Kinder und Anna kletterten einen Fußweg hinauf und bewunderten den schönen rothstrahlenden Sonnenuntergang.

Ach, jetzt ist sie noch hier, und morgen um diese Stunde wird sie fort sein! Wer weiß, auf wie lange! Ich werde sie nicht mehr sehen! So dachte ich betrübt und küßte ihre fieberheißen Hände. Wir begleiteten sie nach Hause; sie machte ihre Thüre auf und umarmte uns noch einmal. Wir gingen weg und hielten uns eng und fest umschlungen; unser Herz fühlte den gleichen Schmerz, denn wir hatten sie so sehr lieb gehabt!

\* \* \*

Und jetzt? Es giebt so viele Kinder, die da sind wie ich. Und mein Herz wäre längst eingetrocknet und verwelkt, wenn meine Anna es nicht für Vertrauen empfänglich gemacht hätte. Ihr meine Kinder, dürft es nicht so weit kommen lassen wie ich; Ihr sollt nicht warten bis andere in Euren Herzen lesen, denn es könnte vorkommen, daß es niemand thut.

Leidet und genießet, aber laffet keine Hefe sich festsetzen, die Eure Seele trüben könnte, sondern Euer Seelen Spiegel sei frisch und hell wie Quellwasser.



## Handwerksburschen — Vagabunden.

Von A. Bebel.

„Die Zeiten ändern sich und mit den Dingen auch die Menschen,“ sagt ein alter, wahrer Satz. Es wird nicht lange mehr dauern und der letzte „Handwerksbursche“ ist von unseren Landstraßen verschwunden und gehört, wie so vieles Andere, der Vergangenheit an. Die „Handwerksburschen“ sterben aus, wie die Indianer aussterben, wo der Weiße den Fuß hinsetzt. Aber es ist nicht irgend ein Mensch, der den „Handwerksburschen“ verdrängt, sondern es ist die Maschine, die ihn zum Aussterben bringt, weil sie das Handwerk, ohne das der „Handwerksbursche“ undenkbar ist, mehr und mehr aufhebt und beseitigt.

Einst war es anders. Da gab es keine Maschinen und auch keine Fabriken, in welchen die Maschine, verbunden mit dem Dampfkessel, den Haupttheil der Arbeit verrichtete, und der Arbeiter nur ein lebendiges Anhängsel der Maschine war, die er bediente. In früherer Zeit wurden alle Gegenstände für den täglichen Gebrauch mit der Hand angefertigt. Die Art, das Beil, der Hammer, die Säge, der Hobel, der Meißel, das Spinnrad, der Handwebstuhl u. s. w. u. s. w. waren die Werkzeuge, deren sich die verschiedenen Handwerker zur Herstellung der Gegenstände ausschließlich bedienten. Um die verschiedenen Handgriffe und Handfertigkeiten in einem Handwerk zu erlernen, bedurfte der Jüngling mehrerer Jahre. Die geschickte Bedienung einer Maschine erlernt man aber in einigen Wochen, oft schon in einigen Tagen, nicht selten schon in ein paar Stunden, und was die Maschine fertig stellt, ist in der Regel weit genauer und sauberer hergestellt, als eine geschickte, menschliche Hand es herzustellen vermag. Daher kann das Handwerk neben der Maschine in

der Fabrik auf die Dauer nicht bestehen. Das Handwerk geht unter und der Handwerksbursche mit ihm.

Wie schon angedeutet, wurde man Handwerksbursche nicht über Nacht. Um dieses zu werden, was gleichbedeutend mit „Geselle“ war, mußte man in einem Handwerk drei oder vier, ja selbst fünf und sechs Jahre lernen. Trat der aus der Schule entlassene Knabe in die Lehre ein, so fand das Aufgedinge statt. Unter allerlei Formeln wurde er vor Meister und Gesellen in die Lehre aufgenommen. In der Lehre hatte er es in der Regel sehr streng. Verfuhr der „Stift“, so hieß der Lehrling in der alten Handwerksprache, der Zunftsprache, das Geringste, so regnete es Scheltworte und Prüffe von Seiten des Meisters und der Gesellen. Milde gegen den „Stift“ galt für einen Fehler. War die Lehrzeit endlich glücklich vorüber, so wurde der junge Mann in feierlicher Weise zum Gesellen gemacht. Er wurde, wie es in der Handwerksprache hieß „losgesprochen“, nachdem er durch Anfertigung eines sogenannten Gesellenstückes gezeigt, daß er sein Handwerk richtig erlernt hatte. Die Gesellen nahmen ihn in ihren Bund, die sogenannte Bruderverlade auf, wobei er von all' den hergebrachten Gebräuchen in dem betreffenden Handwerk genau unterrichtet wurde. So wurde er unter anderem darüber unterrichtet, unter welchen Formen er „anzusprechen“ hatte, wenn er auf der „Walze“ (Reise, Wanderschaft) in einen Ort kam, um bei den Meistern seines Handwerks „Umschau zu halten“, d. h. nach Arbeit sich umzusehen. Jedes Handwerk hatte für diese wie andere Begrüßungen und Begegnungen — so z. B. wenn Gesellen desselben Handwerks auf der Landstraße oder in der Herberge sich trafen — besondere Zeichen und Sprüche, die jeder genau kennen und hersagen mußte, wollte er für einen ordentlichen zunftmäßig ausgebildeten Gesellen gelten.

Zum „Walzen“ (Wandern) waren aber in früheren Zeiten die Handwerksgefelln gezwungen. Es bestanden fast überall Zunftvorschriften, wonach der Geselle erst eine Reihe von Jahren gewandert haben, in der Fremde gewesen sein mußte, ehe er irgendwo als zünftig anerkannter Meister zur selbstständigen Ausübung seines Handwerks zugelassen wurde. Um nun nachweisen zu können, daß der Geselle zunftmäßig gelernt habe, erhielt er am Tage der Lossprache — der Entlassung aus der Lehre — den sogenannten „Gesellenbrief“, in welchem der Obermeister der zu einer „Zunft“ verbundenen Meister bescheinigte, daß der Betreffende ordnungsmäßig die Lehre überstanden und das vorgeschriebene Gesellenstück zur Zufriedenheit der Meister hergestellt habe. Mit diesem Gesellenbrief in der Tasche begab sich der Geselle auf die Wanderschaft, wobei er sein Hab und Gut — Kleidung, Wäsche und in manchen Handwerken auch

das vorgeschriebene Handwerkszeug — in einem großen Felleisen auf dem Rücken schleppte, manchmal aber auch dasselbe auf zwei niedrige, eiserne Räder gepackt, die an einem Stocke befestigt waren, vor sich herschob oder hinter sich herzog, was ihm den Transport erleichterte.

Später als die Eisenbahnen aufkamen und eine rasche und billige Beförderung des Gepäcks möglich wurde, übergab der Handwerksbursche in der Regel sein Felleisen oder seinen Koffer einem Expeditur zur Aufbewahrung und schrieb, sobald er Arbeit gefunden hatte, diesem, ihm sein Gepäck zu senden. Auf der Reise begnügte er sich jetzt mit einem sogenannten „Berliner“, einer wurstartig geformten Rolle, die in der Regel mit Wachstuch überzogen war, in der er das Nöthigste an Wäsche und Kleidung mit auf die Reise nahm.

Kam der Wandernde in einen Ort, in dem er „Umschau“ bei den Meistern seines Handwerks hielt, so erhielt er, falls er keine Arbeit fand, das sogenannte „Geschenk“. Dieses war eine fest bestimmte Geldunterstützung, um ihm die Weiterreise zu ermöglichen. Trat er an einem Ort außer Arbeit, so erhielt er ein vom Obermeister der Zunft und dem Meister, bei dem er in Arbeit gewesen war, unterzeichnetes Zeugniß, in dem ihm bestätigt wurde, daß er während der darin angegebenen Zeit „treu, fleißig, friedsam und ehrlich“, wie es einem ehrsamem Handwerksburschen gebühre, sich verhalten habe und wurde empfohlen, ihn nach Handwerksbrauch überall zu fördern. In späterer Zeit schrieben die Behörden vor, daß jeder Handwerksbursche ein Wanderbuch — in der Handwerksburschensprache „Flepp“ genannt — haben müsse, und wurde das erwähnte Zeugniß nunmehr in dieses eingetragen.

Dieses Handwerksburschenleben hatte den großen Vortheil, daß in einer Zeit, in der Eisenbahnen unbekannt waren und das Reisen theuer war, der Handwerksbursche reisen, fremde Länder und Völker besuchen und kennen lernen konnte, wobei er sich in seinem Gewerbe umzusehen und weiter auszubilden vermochte. Diese Handwerksburschenjahre gehörten in der Regel in der Erinnerung zu den schönsten Jahren des älter oder alt gewordenen Meisters. Aber neben den schönen und lustigen Tagen, die es bot, gab es auch trübe Tage. fand sich keine Arbeit und war das Geld zu Ende, regnete, schneite oder froh es Tage, oft Wochen lang, während welcher Zeit der Handwerksbursche in dürftiger Kleidung und in zerrissenem Schuhwerk die Lande zu durchwandern hatte, dann kam die Zeit des Trübsalblasens. Das sogenannte Geschenk reichte nicht aus, um das Leben zu fristen, der Handwerksbursche war also gezwungen, zu „fechten“, er sprach jetzt auch andere als seine Handwerksgenossen um eine Unterstützung an, mit einem Wort: er bettelte. Das Wort klingt

sehr häßlich und Betteln wird heute, obgleich man Wohlthun gegen den nothleidenden Nächsten als Christenpflicht lehrt und Hülfe in der Noth in Anspruch zu nehmen selbstverständlich ist, sogar bestraft. Früher wurde das anders angesehen und beurtheilt. Da wenigstens jeder Handwerksmeister aus eigener Erfahrung wußte, wie es einem hungernden und frierenden Handwerksburschen zu Muth ist, so gab man ihm gerne. Das „Fechten“ galt also durchaus nicht als etwas Unehrenhaftes; der war kein richtiger Handwerksbursche, der niemals in seinem Leben gefochten hatte. Ich kenne sehr ordentliche und angesehenen Leute, die noch leben, die einst auch als Handwerksburschen das „Fechten“ in allen Ehren betrieben haben und mit Genugthuung auf die Zeit zurückblicken, in der ab und zu ein gutherziges junges Mädchen oder ein die eigene Zukunft vorausahnender frischer Bub ihnen den Rath gab: „Nimm Dich in Acht, der Gendarm ist in der Nähe!“ Der Gendarm ist nämlich der geschworne Feind des fechtenden Handwerksburschen; denn er sieht von Amtswegen das „Fechten“ als Betteln an, und wehe dem Armen, den er dabei ertappt. Er verfällt ohne Gnade in eine Arreststrafe und außerdem wurde ihm früher, als es noch Wanderbücher gab, die „Strafthat“ in dasselbe eingetragen. Diese Eintragung war eine Art Brandmarkung, die um so schlimmere Folgen hatte, wenn der reisende Handwerksbursche durch Mangel an Arbeit lange Zeit auf der Wanderschaft zubringen mußte und er mehrfach bei dem „Fechten“ ertappt worden war. Um diesen üblen Folgen zu entgehen, „verlor“ er alsdann nicht selten das Wanderbuch, um ein neues zu erhalten.

In unserer Zeit wird der eigentliche Handwerksbursche immer seltener, die alten Zunftverbände der Handwerker sind längst aufgelöst und so sind auch die Formen und Gebräuche, die für den gegenseitigen Verkehr der Zunftgenossen vorgeschrieben waren, fast in Vergessenheit gerathen und außer Uebung gekommen. Das eigentliche Handwerk wird durch die Fabrik und die fabrikmäßige Herstellung aller Art von Waaren immer mehr aufgelöst und verschwindet vielfach gänzlich; also muß auch der Handwerksbursche alten Schlages verschwinden. Dafür wird aber statt der alten Handwerksburschen die Zahl der neuen Industriearbeiter, die auf den Landstraßen wandern und in unzähligen Fällen zum „Fechten“ gezwungen werden, immer größer. Die Einführung von immer mehr und immer verbesserten Maschinen in den Fabriken und Werkstätten macht häufig Arbeiter überflüssig. Die Maschine leistet jetzt, was früher der Mensch leisten mußte, und der Arbeiter wird arbeitslos. Dazu kommt für viele oft Arbeitslosigkeit von mehr oder weniger langer Dauer, weil aus verschiedenen Ursachen weniger Waaren verkauft werden können, als fertig gestellt wurden. In solchen Zeiten werden dann hundert-

tausende von Arbeitern, die gerne arbeiten möchten, wider ihren Willen arbeitslos auf die Straße gesetzt. Sind sie nun viele Wochen, ja oft Monate lang ohne Arbeit und zum Wandern gezwungen, und ziehen sie in Regen und Kälte hungernd und frierend, in unansehnlich und schäbig gewordenen Kleidern von Ort zu Ort, so werden sie nicht selten als „Bagabunden“ bezeichnet. Man sieht sie als Menschen an, welchen man scheu aus dem Weg gehen muß, weil man sie zum Schlechtesten für fähig hält. Es ist allerdings ungemein leicht, aber sehr wenig „christlich“ für diejenigen, die in ihrem Leben niemals in die Lage kamen, arbeits- und mittellos auf den Landstraßen wandern und nach Arbeit suchen zu müssen, über die armen, durch Noth und Entbehrungen aller Art äußerlich und manchmal auch moralisch herabgekommenen Nebenmenschen verächtlich die Nase zu rümpfen und hochmüthig auf sie herabzusehen. Und doch sind diese, meist ohne ihre Schuld in Noth und Elend gekommenen Leute mit wenig Ausnahmen ehrliche, brave Menschen. Freilich mancher wird schließlich Bagabund und manchmal noch Schlimmeres, weil die lange Arbeitslosigkeit mit all' ihren bösen Folgen ihm allmählig den moralischen Halt genommen hat. Darum, junger Leser, wenn Du einem solchen armen Menschen begegnest, urtheile nicht voreilig und lieblos über ihn. Bedenke, daß jene noch nicht schlecht sind, die äußerlich schlecht aussehen und weil sie in Noth gerathen sind, Fremde um Hülfe ansprechen müssen. Was sie sind, haben Zeit und Umstände aus ihnen gemacht. Du, der Du heute noch in erträglichen Verhältnissen bei Vater und Mutter lebst, halte Dir dies stets vor Augen. Du weißt nicht, ob Du nicht eines Tages in die gleichen Verhältnisse kommst und alsdann froh bist, die Hülfe Anderer zu erhalten. Also hilf Deinen Mitmenschen, so viel Du kannst. Handle mit einem Wort an Anderen, wie Du wünschest, daß in gleichem Falle Andere an Dir handeln möchten.



## Die Erdbeere.

Von Ferdinand v. Saar.

Bei heißen Sonnenbränden,  
Du Beere, duftig roth,  
Mit nimmermüden Händen  
Pflückt Dich das Kind der Noth.

Gehäuften Topf und Teller  
Trägt es zum Händler dann;  
Der geizt noch mit dem Heller —  
Er ist ein kluger Mann.

Es sieht die Fülle prangen  
Und unterdrückt dabei  
Das eigene Verlangen,  
Wie mächtig es auch sei.

Doch nicht bei seines Gleichen  
Vollendet sich der Kreis:  
Erst auf dem Tisch des Reichen,  
Der zu bezahlen weiß.

So wird zur Menschenhabe  
Und dient dem Wucher nur  
Selbst Deine freie'ste Gabe,  
O liebende Natur.



## Spitzl.

Von Maria Janitschek.

Ich wußte nicht, was ich ihm zum Geburtstag schenken sollte. Er war todtkrank und hatte an wenig mehr Freude. Da kam mir ein Einfall. Am Geburtstagsmorgen, ehe er sein Studirzimmer betrat, stellte ich zwischen seine Blumen ein zierliches Vogelbauer mit drei Tigerfinken. Die winzigen, roth uniformirten Kerls machten ihm helle Freude. Leicht gerührt, wie alle Kranken, dankte er mir mit feuchten Augen. „Nun aber zur Taufe“, sagte ich. „Der da so kokett seine Flüglein puzt und sich refelt und schüttelt, soll Strizzl heißen, der kleinste, eifrig den Futtertrog Studirende, Witzl, und der stille Betrachter, welcher der anderen zwei Thun und Treiben zusieht“, — „Spitzl“, flüsterte mein Kranker. Die Taufe war vollzogen. Strizzl, Witzl und Spitzl benahmen sich wie anständige Böglinge in einer Pension. Sobald sie einen in der Nähe wußten, saßen sie hübsch sittig neben einander und schienen sich erbaulichen Gedanken hinzugeben; sowie man aber das Zimmer verließ, brachen alle drei in ein ohren-

zerreißendes Gefreisch aus, stiegen einander auf die Köpfe und flatterten, daß die feine Hirse, die ihr Futtertröglein barg, nur so herumstob.

Strizzl war der eleganteste unter den Dreien; Strizzl war ein Fräulein und mußte auf Eleganz sehen, denn sie hatte zwei Herren zu bezaubern, was gar nicht so einfach ist, dieweilen der Geschmack der Männer sehr verschieden ist. Dem einen gefällt krauses Gefieder, dem anderen glattes, der liebt einen stets zwitschernden Schnabel, jener einen verschlossenen.

Strizzl löste das schwierige Problem folgendermaßen: An der Seite, an der Spitzl, der Philosoph, zu sitzen pflegte, hielt sie ihre Federchen in äußerster Glätte und Ehrbarkeit; Witzl, dem lustigen, ewig tänzelnden Zauser, zeigte sie ein krauses Neußere. So waren beide Männer zufrieden gestellt, und jeder küßte der Dame, die er nur sich gefallen wollend wähnte, die winzigen Fußzehen.

Ich und mein Liebster saßen stundenlang vor dem Käfig, sahen der durchtriebenen Eva zu und belustigten uns über die Familienähnlichkeit, die sie mit gewissen Damen unserer Bekanntschaft besaß.

Einnmal, Morgens um vier, weckte mich mein Kranker. Sein Gesicht war von tiefer Blässe überhaucht, die Augen glänzten . . . „Was ist denn?“ fragte ich erschreckt.

„Hörst Du, hörst Du?“ flüsterte er, „die Sehnsucht singt . . . . . hörst Du, wie sie lockt und ruft, wie flehende Thränen . . . . .“ Er phantasiert, dachte ich zitternd.

„Hörst Du denn nicht? So hör' doch“, sagte er, mich ungeduldig ansehend. Und da that ich ihm zu Liebe, als horchte ich, und richtig, ich vernahm Töne, die man wahrhaftig ein Singen der Sehnsucht nennen konnte.

Sachte öffnete ich die Thür zum Nebenzimmer. Da saßen die drei kleinen Rothen dicht aneinander geschmiegt in ihrem Bauer und riesen ganz leise mit langen, süßen Tönen nach etwas, und sahen dabei in das erwachende Licht.

„Hast Du es gehört?“ fragte der Lauschende mit großen, ängstlichen Augen, als ich zurückkehrte.

„Es sind Deine Vögel“, scherzte ich, „die den anbrechenden Tag begrüßen“.

Er schüttelte unzufrieden den Kopf. „Das ist mehr als ein Morgengruß.“

„Vielleicht ist's die Sehnsucht nach der Heimath“, sagte ich leise. Da flog ein wunderbares Lächeln über sein Antlitz. Er nickte:

„Die Sehnsucht nach der Heimath.“

In jenen Tagen war ich sehr lustig. Selten habe ich so oft und so laut gelacht. Ich hatte so viel Weinen in mir zu übertönen, ich hatte

ihn über seinen Zustand zu täuschen, und wenn mir während des Lachens plötzlich Tropfen aus den Augen drangen, sagte ich, es wären Lachthänen.

„Aber die Kerls will ich doch in eine andere Stube tragen“, meinte ich einmal zu ihm, „sie stören Deine Morgenruhe durch ihr Singen“. Er protestirte, aber ich stellte dessen ungeachtet das Bauer mit seinen Insassen drei Stuben weiter von dem Zimmer, in dem er schlief.

Mein Vorgehen war vergebens. Sterbende haben ein merkwürdig feines Gehör. Trat ich Morgens in sein Zimmer, so sah ich ihn mit angehaltenem Athem jenen Tönen lauschen, die ich nicht vernahm. Er hörte sie.

„Eigentlich bin ich böse über diese Störenfriede“, warf ich einmal in, „wären sie lieber in ihren afrikanischen Wäldern verblieben“.

„Afrika“, flüsterte er, „dort ist die Sonne wärmer als hier, dort sind die Tage so lang und so golden, . . . ob wir nicht —“.

„Mir scheint gar, mein Kranker will ausreißen“, scherzte ich, „möchtest Du nicht eine Sprichtour nach Kairo machen? . . .“

„Ich möchte fort!“ kispelte er mit bittenden Kinderaugen . . . . .

Das Wort schnitt mir ins Herz. „Gut, ich will's dem Arzt mittheilen; erlaubt er's, können wir reisen,“ sagte ich und verließ das Zimmer.

Und die Drei dort im letzten Gemach flüsterten ihre Sehnsucht dem erwachenden Morgen ins Ohr, und je näher der Frühling heranrückte, um so heißer und schmelzender wurden ihre kleinen Stimmen.

Indeß nur in erster Morgenfrühe erklangen diese stammelnden Sehnsuchtsrufe. Sowie die Sonne erschienen war, glichen die Sänger anderen heimischen Vogelsprößlingen, die voll Appetit sich auf das ihnen dargereichte frische Futter und Wasser warfen.

Fräulein Strizzl hatte immer den Vortritt. Man muß ihr nachsagen, sie aß dafür, daß es ohne Messer und Gabel und Serviette geschah, recht zierlich. Nach ihr kam der Philosoph und zuletzt Witzl, der, es thut mir leid, ihm so üble Nachrede halten zu müssen, mit beiden Füßen in den Futtertrog sprang, und sich geberdete, als sei er allein auf der Welt. Aber die Damen lieben zuweilen das Hemdärmelige in den Manieren der Männer, und so entzog Fräulein Strizzl dem Jüngling ohne Bildung keineswegs ihre Neigung.

Und einmal kam ein Morgen . . . . . Der Bäcker erschien mit seinen warmen Semmeln, der Zeitungsjunge erschien und später auch der Briefträger mit allerlei Neuigkeiten. Auf der Gasse liefen die Schulkinder lachend und schreiend dahin, und es war, als ob gar nichts geschehen wäre.

Ich hatte mir in letzter Zeit das Lächeln so angewöhnt, daß ich selbst jetzt lächelnd umherging, aus allen Zimmern an Blumen zusammenzuholen, um sie in sein Gemach zu stellen. Er lag ruhig und friedlich in seinem Bette, die lieben Hände weich und ergeben über der Brust verschränkt. Als man mir gesagt hatte, er stürbe, war ich aus dem Zimmer gegangen, denn mein schreiendes Herz hätte ihn nicht sterben lassen, und er hatte die Ruhe so nöthig. . . . .

Später, nach zwei Tagen, als er fort war, sagte ich meiner Dienerin: „Nun komm, nun wollen wir schlafen gehen!“ Wir sperrten die Wohnung ab, fuhren nach einem Hotel (ich konnte die Nähe Bekannter jetzt nicht ertragen), ließen uns ein Zimmer öffnen und legten uns zur Ruhe. „Niemand braucht uns jetzt“, bemerkte ich zu der Treuen, die mit gerötheten Augen mich auskleiden half, „schlaf so lang Du willst“.

Als wir erwachten war heller Tag. Später schickte ich sie nach einem Wagen fort. Wir fuhren spazieren. Als wir Nachmittags zurückkehrten, sagte ich: „Geh in unsere Wohnung, schließe die Fenster, packe mein Kofferchen mit dem Nöthigsten und komme wieder her. Wir wollen morgen nach Lanzendorf.“ Es war das eine unserer Stadt nahe Sommerfrische. Es konnten noch keine Fremden dort sein, denn es war noch sehr früh im Jahre. Ich aber mußte weiten Himmel über mir haben. . . . .

Drei Tage hielten wir uns in Lanzendorf auf. Die Wiesen grüntem im Frühlingsglanz, Bäume und Sträucher trieben Knospen und Blüten, es war unerträglich für einen Unglücklichen. . . . .

„Mit dem nächsten Zug fahren wir nach L. zurück, zahle, packe, mach' nur schnell, daß wir fort kommen“, sagte ich meiner Begleiterin.

Sie zog ein verwundertes Gesicht, gehorchte aber wie immer ohne zu fragen. In L. angekommen rief ich am Bahnhof dem Kutscher zu: „Rosenthalgasse zwölf“. Dort lag unsere Wohnung. Friederike sah mich erschreckt an.

„Sie wollen nicht im Hotel übernachten?“

„Nein, das will ich nicht“, gab ich zur Antwort, „einmal müssen wir doch zurück, weshalb dieses Hinausjhiben? Wir wollen beide tüchtig arbeiten, dann wird's schon gehen“.

„Aber — die Betten sind nicht überzogen“, wendete sie schüchtern ein, „der Staub liegt seit vier Tagen“.

„Sei ruhig“, sagte ich und winkte dem Kutscher, abzufahren.

Und dann waren wir oben. Die Zimmer noch einmal so groß als sonst, der Geruch nach welken Blumen, nach Aether . . . alle jene undefinirbaren zwischen Phantasie und Wirklichkeit schwebenden Bemerkungen, die wir zu machen glaubten, umfingen uns mit herzbeengender Bangigkeit.

Ich ließ die Fenster öffnen und die Gasflammen anzünden. Und plötzlich fiel mir etwas ein: „Wo sind denn die Vögel?“ wendete ich mich an Friederike. Da stieß sie einen Schrei aus und lief davon. Was hat sie nur? dachte ich. Ich wartete, sie erschien nicht. Ich wartete eine Viertelstunde lang, sie erschien noch immer nicht. Endlich ging ich nach rückwärts. Aus dem letzten Zimmer tönte mir ein Schluchzen entgegen. Ich öffnete die Thüre, Friederike kauerte am Boden und heulte. Neben ihr stand das Vogelbauer.

„Todt, verhungert, verdurstet!“ stotterte sie auf den Käfig deutend. Mir gab's einen schmerzhaften Ruck. Herrgott ja! Ueber unser großes Leid hatten wir der Gefangenen vergessen. Wir beide trugen an ihrem traurigen Ende die Schuld. Keine von uns hatte der armen Thierchen gedacht. Ich hob den Käfig hoch. Da lag Witzl mit emporgestreckten Beinchen auf dem Rücken, starr, kalt, regungslos; einen Fingerbreit hinter ihm, das Köpfschen mit leiser Kofetterie auf die Seite geneigt, das hübsche Gefieder zottig und aufgebläht, das kleine Fräulein. Wollte sie im Sterben nicht gesehen werden, und hatte sie sich deshalb hinter ihn geschleppt? Wo aber war der Philosoph? Ein rothes winziges Häufchen kauerte er in der ausgetrockneten Wasserschale. Traurig stellte ich das Bauer auf den Tisch, da — hatten mich meine Augen getäuscht? Mir schien, im Wasserschälchen der Rothe hätte sich gerührt. Ich tippte mit dem Finger auf ihn, ein schwacher, fast unspürbarer Biß war die Antwort. Im Nu eilte ich um Futter und streute es auf den Boden des Häuschens. Friederike brachte Wasser in einem Suppenlöffel, wir hielten ihn an den kleinen Schnabel. So trinken habe ich noch niemals gesehen. Langsam verschwand der Inhalt des Löffels, dann setzte sich der Philosoph auf seine beiden Füße, und blieb mit geschlossenen Neuglein so sitzen. Erst viel später nahm er Futter zu sich.

Vier Tage lang war er ohne Nahrung geblieben, hatte Freund und Frau sterben gesehen, war selbst so abgemagert, daß er bequem in meinem Fingerhut hätte Platz finden können.

Ich nahm seinen winzigen Leib in die Hand und drückte meine Lippen auf ihn. „Bleib bei mir, es soll Dich nicht gereuen“, sagte ich — ich glaube gar mit nicht ganz trockenen Augen. Hatten doch die Blicke meines Dahingeshiedenen so oft mit Liebe und Rührung auf ihm geruht, daß es mir schon erlaubt war, in ihm mehr als ein bloßes Pläfirthierchen zu sehen.

Mein erster Weg am nächsten Morgen war zum Vogelhändler. Ich kaufte ein neues Tigerfinkenfräulein und einen neuen Witzl. Was für freudige Augen wird mein Philosoph machen, wenn er die Beiden

gewahrt, dachte ich, sie in das Bauer setzend. In seiner Vogelseele erkannte er den Unterschied sicher nicht und hielt die neuen für die alten Freunde. Der Philosoph wandte lässig den Kopf gegen die beiden Ankömmlinge, musterte sie, stieg zum Futtertrog und begann mit mehr Hausherrnwürde, als ich in diesem Augenblicke sein an ihm fand, sein Diner zu halten. Die zwei Neuen schmiegeten sich aneinander und sahen ihm zu. Vom Essen ging er später zum Trinken über. Sodann begab er sich auf die höchste Sprosse des Hauses und begann sein Nachmittags-schläschen zu halten. Ich fand dieses Benehmen nicht sehr höflich. Man braucht ja nicht mit Enthusiasmus neue Freundschaften zu schließen, aber eine gewisse Zuvorkommenheit im Verkehr mit Fremden steht selbst einem Philosophen nicht übel an. Nun, sie würden sich schon an einander gewöhnen, tröstete ich mich.

Ich hatte die Gesellschaft in mein Schlafzimmer stellen lassen. In der Nacht weckte mich ein klägliches Gepipse. Am Morgen lag ein Häufchen rother Federn auf dem Boden des Käfigs. Der neue Witzel hatte in einer Nacht einen Kahlkopf bekommen. Sollten ihn böse Träume geplagt haben? Aber die herumliegenden Federn! In der folgenden Nacht abermals Jammergeschrei. Witzel war zur Hälfte — man entschuldige, ausgezogen, das heißt, er hatte dort, wo ein anständiger Vogel sonst Federn zu haben pflegt, keine mehr. Nach einer Woche war er wie ein neugeborenes Kind, wenn man es in die Badewanne setzt.

Ich ging zum Vogelhändler und erzählte ihm die Geschichte der nächtlichen Jammertöne, und in welcher freier Tracht der Jüngling Witzel in seinem Haus herumspazierte. Ob eine der beiden Herrschaften ihn etwa schlecht behandle und rupse. „Ah bah!“ meinte der Vogelmann, „die Tigerfinken sind die verträglichsten Vögel der Welt, die zausen einander nicht. Es ist Mauserzeit, und was das Geschrei betrifft, Vögel träumen oft.“ Aha, dachte ich, den Finger an die Nase legend, wie tief sinnig ist doch dieser Mann und wie thöricht ich. Und von seinen Argumenten überzeugt, ging ich nach Hause. Am folgenden Morgen — wer beschreibt mein trauriges Erstaunen — sehe ich Witzel den Zweiten mausetodt auf seinem Rücken liegend. Der Philosoph saß beim Futtertrog und das Weibchen hatte sich traurig auf die unterste Sprosse geflüchtet. Abends ging ich zum Vogelhändler.

„So, todt ist er?“ sagte der Mann lakonisch, „ja, das werden wir alle einmal.“

Wie recht hatte er wieder!

Ich ging nach Hause und beobachtete die Beiden. Sie schienen sich nicht im Geringsten um einander zu bekümmern. In der Nacht hörte ich

wieder ein klägliches Geschrei, das sich nun in jeder folgenden Nacht wiederholte. Nach einer Woche sah das arme Weibchen der Eva im Paradiese (vor der Apfelhaufe) ähnlich.

Der Philosoph begann zum Embonpoint zu neigen; so oft ich nach ihm sah, saß er beim Futtertrog.

Eines Morgens war das kleine Fräulein todt. Der Philosoph war allein.

Eine nie vorher an ihm wahrgenommene Heiterkeit schien sich seiner bemächtigt zu haben. Er zwitscherte den ganzen Tag, flatterte, schien sich in Wasser einen Kausch antrinken zu wollen, und nahm sogar ein Bad, welcher Keulichkeit sich nicht alle Philosophen sollen rühmen können.

Eines Tages fand ich Friederike sinnend vor dem Bauer stehen. Ihre Augen glänzten weich. „Ob Sie ihm nicht doch eine Frau kaufen sollten? Das Alleinsein . . . .“ Dieses zarte Köchinengemüth erschütterte und — überzeugte mich. Bedient sich die Wahrheit nicht oft des Mundes der Einfältigen, um zu uns zu reden? Wie wenn Friederiken's lebhaft entwickelter Instinkt die Wünsche errieth, die in Spizl's Seele lagen? Sie sollte sich nicht vergeblich an meine Menschenfreundlichkeit gewendet haben.

Nach drei Stunden hatte er eine blanke, schöngetupfte Gattin neben sich sitzen. Oh des Glends! Die nächtlichen Jammertöne begannen von neuem, und nach etlichen Tagen saß der Philosoph triumphirend neben der Leiche seines dritten Weibes. — Jetzt begann mein längst erwachter Verdacht zur Gewißheit zu werden.

„Du elender Blaubart“, sagte ich zu dem mich mit der Miene der Unschuld anblickenden Spizl, „glaubst Du, ich habe Dich nicht erkannt? Du bist ein Mörder, ein schnöder Egoist, der sein Haus, seine Tafel, seinen Sekt mit Niemandem theilen will, Du schaust voll Verachtung auf das, was man Liebe und Freundschaft nennt. Um Deine Mordgedanken vor den Dir zugeführten Freunden zu verbergen, stellst Du Dich als einen Freßsack, der Du in Wirklichkeit gar nicht bist. Du weißt es nur, daß man dicken Leuten keine grausamen Thaten zutraut.“ Friederike hinter mir stehend hatte meinen Monolog gehört. „Beurtheilen Sie ihn nicht falsch,“ sagte sie mit demselben Ernst in der Miene, wie man ihn bei ihr wahrnehmen konnte, wenn der Metzger statt eines Halsstückes ein Rippenstück gebracht hatte. „Vielleicht trägt etwas ganz Anderes die Schuld an seinem Benehmen. War er vom Anfang an zänkisch? Hat er früher seinen Kameraden Böses zugefügt? Hat Einer sie jemals klagen gehört? Nein, er war der zärtlichste Freund und beste Gatte. Er ließ immer den Anderen den Vortritt und begnügte sich, dem Freund einen vorwurfsvollen

Blick zuzuwerfen, wenn dieser seiner Frau gar zu sehr den Hof machte.“ Friederike fuhr, gerührt über sich selbst, über ihre Augen.

„Du hast recht,“ sagte ich, meine Hand auf das weiße Spitzenhäubchen legend, unter dem das gescheidteste Köchinengehirn seine Schlüsse zog, „jetzt fällt mir auch ein, erst seit jenen vier entsetzlichen Hungertagen hat sich Spizl zum Verbrecher entwickelt. Was mag in jenen endlosen, stillen Stunden, in der einsamen, verlassenem Wohnung, in seinem kleinen Vogel-Innern vorgegangen sein, als er Tropfen um Tropfen des Wassers versiegen, Körnchen um Körnchen verschwinden sah, bis das letzte aufgezehrt war. Als er Gattin und Freund an seiner Seite verdürsten sah, ohne ihnen helfen zu können, als Stunde um Stunde verrann, und ihre Körper immer steifer und steifer wurden, bis sie endlich ganz starr waren? Wie tapfer hatte er dem Tode getrotzt, als dieser endlich auch an sein kleines Herz pochte. Mit der letzten Anstrengung mochte er sich in jenes Wassertrögehen geschleppt haben, um zu sehen, ob nicht irgendwo ein vergessenes Tröpfchen hängen geblieben war. Denn ein braver Kerl streckt nicht gleich die Waffen. Dann war ein grauer Abend hereingebrochen, er fühlte, daß er nun sterben müsse wie die beiden Anderen, die neben ihm lagen, und schloß die Augen. Und da . . . da war's gekommen. Wie im Traum hatte das Leben sich zu ihm geschlichen und seine schon halb entflohenen Vogelseele zurückgeholt. Kühle Tropfen erquickenden Nasses begannen die vertrocknete Kehle zu laben, eine Viertelstunde später, und er wäre vielleicht nicht mehr gewesen.“

Als er aber getrunken und die Augen aufgeschlagen hatte, da war er — lebendig, aber — ein Anderer. Das Entsetzen hatte sein Vogelherz verhärtet.“

„Sagen sie das nicht!“ mahnte Friederike, sich heftig schneuzend, „er ist nur — treu, er kann sie und ihn nicht vergessen, er will keinen Ersatz für sie . . . .“

„Glaubst Du das? Nun, vielleicht hast Du abermals Recht. O Spizl, wenn Du also kein Mörder bist, Spizl, dann bist Du der — Nebervogel . . .“



## Das Dorfgericht.\*)

Von Maria Zebrikowa.

Zwei Proletarier, Iwan und Thomas, gingen den Wald entlang auf Arbeitsuche. Sie waren besitzlos und obdachlos, nur was sie am Leib hatten und ihre starken Hände nannten sie ihr Eigen. Sie wurden von Räubern überfallen, die ihnen ihre Hemden nahmen und ihnen Alles ausgezogen hätten, wenn sie nicht durch ein Geräusch gestört worden wären, das sie in die Flucht jagte. Die Bauern jammerten: „Wohin wollen wir nun gehen? Wie werden wir uns den Leuten zeigen können?“ Da sahen sie etwas Rothes im Grafe liegen — sie schauten näher hin — es war ein neues Hemd. Iwan faßte den einen Ärmel, Thomas den anderen. „Mir gehört es!“ rief Iwan. „Nein, mir!“ schrie Thomas. „Ich habe es zuerst gefaßt“, sagte Iwan. „Ich habe es zuerst bemerkt“, rief Thomas. Jeder begann das Hemd an sich zu reißen. Die Nähte krachten, sie warfen das Hemd auf den Boden und begannen zu raufen. „Wer den Anderen zu Boden wirft, dem gehört das Hemd!“ Beide waren aber gleich an Körperkraft, keiner konnte den Anderen unterkriegen, sie schlugen einander bloß Beulen. Endlich waren sie der Schlägerei müde und beschloffen nun: „Wir wollen das Hemd zugleich tragen, es ist ohnehin riesig weit, es wird uns bedecken, und wir werden uns nicht zu schämen brauchen“. Sie stellten sich Schulter an Schulter und krochen ins Hemd; in einen Ärmel steckte Iwan den rechten, Thomas den linken Arm und in den anderen Iwan den linken, Thomas den rechten. So standen sie wie zusammengebunden da. „Wie werden wir gehen?“ dachten sie und beschloffen endlich, daß erst Iwan etwa hundert Schritte mit dem Gesicht nach vorwärts gehen solle, und dann Thomas mit dem Rücken nach vormärts und so immer abwechselnd fort. Trotzdem es höchst unbequem war, gingen sie doch so mit einander. „Und wie werden wir arbeiten?“ Sie machten einen Versuch. Iwan bückte sich, als ob er den Hammer schwingen wollte, und Thomas neigte sich über seine Schultern. Aber Thomas' Arm hinderte den Arm Iwan's an der Bewegung, und das Hemd krachte. „Nein, so geht es unmöglich, wir werden nur das Hemd zerreißen!“ Sie überlegten, was sie nun machen sollten, und zogen schließlich das Hemd aus. „Wir werden zum Fürsten in die Stadt gehen, der soll entscheiden, wer von uns das Hemd besitzen soll.“

Aus dem Russischen übersezt von Emma Adler.

Sie kommen in die Stadt, an des Fürsten Hof, sehen durch die Fenster und gewahren den Fürsten, der mit seinen Kriegern tafelt. Am Thor steht die Schildwache, und wie sie die nackten Bauern sieht, jagt sie dieselben weg. „Wie traut Ihr Euch, Ihr nackten Bauern, dem allergnädigsten Fürsten unter die Augen zu treten, ungeschlachte Bauernlümme! Ihr!“

Zwan und Thomas gingen also unverrichteter Dinge fort. Es ging ihnen so wie dem Fuchs und dem Storch. Einst lud der Fuchs den Storch ein und strich für seinen Gast einen Brei ganz glatt auf den Teller, so daß der Storch mit dem langen Schnabel nichts fassen konnte, obwohl der Fuchs ihn sehr höflich immer und immer wieder aufforderte. Als nun der Fuchs zum Storch auf Besuch kam, da servierte dieser ihm die Mahlzeit in einer langen schmalen Flasche, so daß der arme Fuchs noch schlechter daran war als der Storch. So hatten auch Zwan und Thomas weder Brod noch Salz bekommen. „Dummköpfe sind wir, daß wir hergekommen sind im Glauben, Gerechtigkeit zu finden. Ist denn das die Sache des Fürsten, zu richten, wie es die Gerechtigkeit fordert? Seine Sache ist, Krieg zu führen und die Beute zusammen zu raffen. Gehen wir lieber zum Richter.“ Sie kamen ins Gerichtsgebäude. Beim Eingang unter dem Thorbogen saß der Richter in einem gestickten Kasten; er war kahlköpfig und sah drohend drein. Ueber seinen fetten Leib hatte er die Hände gekreuzt; neben ihm saß ein dürrer, armseliger, grauhaariger Küster an einem Tische und schrieb. Der Hof war voll von Bittstellern. Einer hält einen Hahn, der Andere eine Henne, der Dritte ein Lämmchen, andere haben auf dem Rücken einen Sack mit Broden oder Käpfchen mit Butter oder Honig. Sie nähern sich nach einander dem Tische, legen ihre Gaben nieder und besprechen dann mit dem Richter ihr Anliegen. Der Richter entscheidet. Wer mehr Geschenke bringt, dem wird das Recht zugesprochen. Auch Zwan und Thomas stehen ungeduldig und warten, bis die Reihe an sie kommt und meinen, es nicht erwarten zu können. Der Schreiber ruft immer wieder Andere auf, die später als die beiden Bauern gekommen sind. Die Sonne brennt glühend heiß, so daß Zwan und Thomas fast den Sonnenstich bekommen. Die Sonne geht schon unter und noch immer stehen sie dort. Ihre Füße zittern vor Müdigkeit, es schwindelt ihnen, schwarz wird es ihnen vor den Augen. Wolken ballen sich zusammen, Regen strömt hernieder und durchnäßt sie. Ein kalter Wind erhebt sich und trocknet sie wieder. Die Kälte durchschauert sie, sie zittern und sind ganz blau. Zum Schluß, als der Hof ganz leer ist, ruft man sie endlich auf.

Sie erzählten ihren Fall, verneigten sich tief und baten: Entscheide, gerechter Richter, wem das Hemd gehören soll!

„Habt Ihr Zeugen?“ fragte der Richter. „Wer sah, daß Ihr das Hemd gefunden habt? Habt Ihr Zeugen, daß Ihr es nicht gestohlen habt? Ich sollte Euch eigentlich in den Kerker sperren, bis sich der Besitzer des Hemdes meldet, und für meine Mühe solltet Ihr mir arbeiten!“

Die Bauern erschrafen heftig, als sie dieses richterliche Urtheil hörten, und liefen davon.

„Gehen wir zum Einsiedler in den Wald, man sagt ja, daß er ein sehr gerechter Mensch sei. Laßt uns von ihm das wahre Urtheil hören.“ Der Einsiedler lebte in einer kleinen Zelle, welche er sich selbst im dichten Walde gezimmert hatte. Viele Leute, besonders Frauen gingen zu ihm, seinen Rath einzuholen oder sich über dies und jenes belehren zu lassen. Als Iwan und Thomas hinkamen, saß der Einsiedler vor seiner Hütte und schlummerte eben nach dem Essen. Er war stämmig und rothwangig und hatte einen langen weißen Bart, eine lange Kutte, mit einem Riemen zusammengehalten und trug Bastschuhe. Sein Hund fing zu bellen an und dadurch erwachte er. Als er die Bauern sah, murmelte er in gewohnter Weise seine Gebete vor sich hin und ließ den Rosenkranz durch die Finger gleiten. Die Bauern warfen sich vor ihm nieder und brachten ihr Anliegen vor. „Entscheide Du, heiliger Vater!“ sagten sie. Der Einsiedler entschied nun: „Brüder, wozu bedürft Ihr eines Hemdes? Opfert es lieber zur Rettung Eurer Seelen; groß ist die Sünde, auf Erden Schätze zu sammeln.“ Die Bauern gafften erstaunt den Einsiedler an, krauten sich verlegen den Kopf und gingen fort. „Da schau, der möchte uns das Letzte noch nehmen,“ sagte Iwan. „Wer wird die Sache nun entscheiden?“ sagte Thomas verdrießlich. Endlich faßten sie den Beschluß, ins Dorf zu gehen und sich an das Dorfgericht zu wenden.

Unter den alten Linden war das Dorfgericht versammelt, um die strittigen Fälle zu prüfen und darüber zu entscheiden. Es wurde da laut durcheinander gesprochen und disputirt. Das Gemurmel war auf weite Entfernung hörbar und es schien, als hätte das Durcheinanderreden gar keinen Sinn, und als verspürten die Betheiligten Lust, mit einander zu raufen und einander in die Haare zu fahren. Allmählig aber wird die Stimmung ruhiger und das Dorfgericht entscheidet einstimmig nach Wahrheit, Recht und Gewissen.

Auch Iwan und Thomas kamen an die Reihe. Sie verneigten sich tief vor den Richtern und erzählten ihr Anliegen. Sie baten: „Entscheidet gerecht, Ihr Richter, wer das Hemd bekommen soll!“ Die Ältesten traten vor und sagten: „Du Iwan behauptest, der Erste gewesen zu sein, der das Hemd aufgehoben hat?“ — „Ich!“ antwortete Iwan. „Und Du Thomas behauptest, es zuerst erblickt zu haben?“ — „Ja, so ist es!“

„Ihr sollt also Beide das Hemd besitzen und tragen, der Eine nach dem Anderen. Also erst Jwan und dann Thomas, oder wenn Ihr wollt, auch umgekehrt.“

„Wird es so als recht entschieden, gerechtes Dorfgericht?“

„Ja, so beschließt das Gericht.“ Jwan und Thomas verneigten sich vor den Richtern und dankten für die Entscheidung. „Wie kommt es nur,“ sagten sie, „daß wir nicht selbst auf diesen Ausgleich verfallen sind? Er scheint doch so klar, so nahe liegend!“

Sie wanderten nun weiter und kamen in einen Markts Flecken. Sie gingen in eine Scheune und übernachteten dort. In der Früh loosten sie, wer als Erster das Hemd benutzen sollte, um in die Arbeit zu gehen. Das Loos fiel auf Thomas. Er ging fort, als es zu tagen begann, und kam zurück, als es bereits dunkelte. Er war satt und brachte auch Speise für seinen Kollegen mit. Am anderen Tage ging Jwan in die Arbeit und brachte Thomas das Essen heim. Bald konnte sich jeder ein neues Hemd kaufen, und das alte wurde zu Taschentüchern zerschnitten, und jeder bekam die gleiche Zahl.



### Im Krainer Karste.

Von Professor Friedrich Umlauf.

Wenn man Laibach mit dem Eisenbahnzuge in südwestlicher Richtung verläßt, fährt man zuerst auf mächtigem Viadukte über das ausgedehnte Laibacher Moor. Dann wendet sich die Bahn südwärts dem Gebirge zu, auf dessen Höhe sie allmählich hinansteigt. Dabei ändert sie nochmals ihre Richtung, indem sie bis in die Nähe von Oberlaibach nach Nordwest verläuft. In dieser Gegend erfreut unser Auge dichter, hochstämmiger Wald, durch dessen schattige Hallen wir lange dahinfahren. Daher denken wir kaum daran, daß wir das Alpengebiet hinter uns gelassen haben und uns bereits auf der Höhe des Krainer Karstes befinden. Aber auf einmal ändert sich das Bild. Sobald wir nur die Gegend von Unter-Loitsch erreichen, sehen wir uns auf einer öden Hochfläche, auf der nur mehr vereinzelte Bäume stehen, und endlich verschwinden auch die letzten derselben.

Eine wüstenartige Landschaft umfängt uns. Der Boden erscheint gewellt und erhebt sich in geringerer oder größerer Ferne nur zu mäßig

hohen Kuppen. Der Pflanzenwuchs beschränkt sich, so weit wir blicken, auf spärlich sprießendes, kurzstängeliges Gras, welches die heiße Sonne fahl gebrannt hat. Hier und da, an manchen Stellen dichter gedrängt, duckt sich niedriges, dunkles Buschwerk am Boden, welches sich zwischen den Rasen ausnimmt, etwa wie Sommersprossen in einem menschlichen Antlitz. Ueberall liegen Steinbrocken von verschiedener Größe umher, zuweilen in solcher Menge, daß von Vegetation fast nichts wahrzunehmen ist. Daß uns in solcher Einöde keine Menschen begegneten, nimmt uns nicht Wunder. Der Schienenweg ist auf lange Strecken das einzig sichtbare Menschenwerk; doch nein! Wir nähern uns einem mauernumschlossenen Platze, vielleicht einem Friedhofe. Aus den in übergroßer Zahl hier zur Verfügung stehenden Steinen ist eine Mauer im Geviert rings um einen kleinen in einer flachen Mulde liegenden Fleck Bodens aufgeführt. In einer Ecke steht ein Baum und trauert. Vom Sturme verbogen und gewendet streckt er nur wenige Aeste mit armseligem Grün in die Luft. Jetzt sind wir nahe genug, um über die Mauer blicken zu können und gewahren zu unserem Staunen, daß hier ein bedauernswerther Bauer seinen Acker mit dieser Mauer geschützt hat. Der kleine Fleck Erde ist mit Mais bebaut, der nur kümmerlich gedeiht; die Mauer wurde wohl aus den Steinen aufgeführt, welche der fleißige Mann von seinem Acker auflas, um ihn ertragfähig zu machen.

Eine Strecke weiter sehen wir Baumwipfel in größerer Zahl. Aber auch hier sind ihre oberen Theile entblättert, entrindet. Wir stehen am oberen Rande einer trichterförmigen Vertiefung, einer sogenannten Doline. Ihre Abhänge sind mit Wald bedeckt, der ziemlich dicht den Grasboden beschattet. Die tiefer stehenden Bäume, welche nicht mehr über den Rand der Doline emporragen, sind ganz gesund und gedeihen gut. Das traurige Aussehen ihrer höher stehenden Kameraden läßt auf die furchtbaren Stürme schließen, welche zu Zeiten über dieses Land hinwegfegen. In der That ist es der eisigkalte Nordostwind, die berüchtigte Bora, welche den Bäumen ihr Leben verkümmert. Auf dem Grund der Doline ist Raum für Ackerland; da sieht man kleine Mais-, Weizen- oder Kartoffelfelder.

Solche Dolinen giebt es im Karste in ungeheurer Zahl, sowohl auf der Oberfläche des Plateaus, wie auf den Abhängen der Berge. In der Regel treten sie gefellig auf, oft so dicht nebeneinander, daß die Karstoberfläche einem blatternarbigen Gesichte gleicht. Die Form dieser Löcher ist bald kreisrund, bald unregelmäßig, ihre Tiefe verschieden, ihr Durchmesser meist 50 bis 75 Meter groß.

Die Entstehung der Dolinen hängt mit dem Charakter des Gebirges innig zusammen. Der Karst besteht aus einem Kalkstein, welcher der aus-

waschenden Wirkung des Wassers wenig Widerstand bietet. Daher bahnt sich dieses leicht einen Weg durch das Gestein; es entstehen Höhlungen, die stets an Ausdehnung gewinnen. Wo der Stein fester ist, bildet sich ein engeres, unterirdisches Rinnsal, an anderen Stellen kommen weite Hohlräume zustande, deren Decke endlich einstürzen kann. So erklärt sich die Bildung ebensowohl der zahllosen Höhlen im Karste, die bisher nur zum geringen Theile bekannt sind, als auch der meisten Dolinen. Denn manche der letzteren scheinen durch chemische Zersetzung des Gesteins entstanden zu sein.

Setzen wir unseren Weg auf der Bahn oder dieser entlang weiter fort, so erreichen wir die Station Planina. Hier verlohnt es sich jedenfalls der Mühe, den Bahnzug zu verlassen und in das nahe Thal der Unz, mit dem Orte Planina hinabzusteigen. Wir befinden uns in einem trogförmigen Thale, welches von Südost nach Nordwest streicht, wie die meisten dieser Thäler im Karste, welche den Namen Poljen, das ist Felder, führen. Denn hier dehnt sich am Laufe der Flüsse größerer, fruchtbarer Boden aus, der den Ackerbau besser lohnt, als in den kleinen Dolinen. Der Kalk, aus dem das Karstgebirge besteht und der selbst durch Verwitterung keine Ackerkrume bildet, enthält nämlich in Adern und Nestern eine rothe, ockerhaltige Thonerde, welche, durch das Wasser fortgeschwemmt, sich auf dem Grunde der Dolinen und Poljen ansammelt; diese bildet anbaufähigen Boden. Die Poljen verlaufen in derselben Richtung wie die Gebirgsfalten und sind somit als Stücke von Längenthälern aufzufassen. Da sie an ihren beiden Enden geschlossen sind, muß der Fluß seinen weiteren Weg unterirdisch nehmen, wie dies ja auch bei der Unz der Fall ist. Diese ist nur das mittlere, oberirdische Stück eines ausgedehnten Flußlaufes. Sie entspringt als Poik unweit der Ortschaft St. Peter in der Mulde von Adelsberg und stürzt dann in die berühmte Adelsberger Grotte, welche sie durchfließt. Nun tritt sie in dem Thalbecken von Planina wieder zu Tage und erhält den Namen Unz. Doch abermals verschwindet sie im Schoß der Erde und kommt nach längerem unterirdischen Laufe zum letzten Mal bei Ober-Laibach an die Oberwelt. Nun heißt sie Laibach.

Auch das Birknitzer Thal mit seinem berühmten See, der gewöhnlich im Hochsommer all' sein Wasser verliert, ist eine solche von Südost nach Nordwest streichende Mulde.

Der Aufbau aus Kalkstein, die Plateauform, die zahllosen Höhlen, Trichter und Einsturzthäler, die unterirdischen Flüsse sind für den Karst charakteristisch. Dagegen ist die Waldarmuth des Gebirges, welche auf weiten Strecken sich bis zur Waldlosigkeit gesteigert hat, erst später entstanden.

Ursprünglich war der ganze Karst dicht mit Wald, zumeist von Eichen und Schwarzföhren, bedeckt. Unzweifelhaft gingen schon die ersten Ansiedler, um Raum für Felder zu gewinnen, an die Rodung dieser Wälder. Aus ihnen nahmen dann die Römer einen Theil ihres Bedarfes an Bau- und Schiffsholz; dasselbe thaten dann später und in weit größerem Maße die Venetianer; denn viele ihrer Gebäude und Paläste, sowie ihrer Pfahlroste und bei weitem die Mehrzahl ihrer Schiffe haben sie aus den Stämmen dieser Wälder erbaut, und wohin ihre Herrschaft nicht reichte, dort kauften sie Holz in großen Massen. Das Zerstörungswerk ist bis heute ununterbrochen im Gange geblieben. Ein neuerer Reisender macht auf den Holzbedarf für den Fischfang aufmerksam, nämlich beim Stechen mit der vierzackigen Gabel bei Kienfeuer, auf die durch grenzenlosen Leichtsinm hervorgerufenen Waldbrände, auf das barbarische Entrinden der jungen Bäume behufs Gerbung und Festigung der Netze, endlich auf das Kaldbrennen, wozu man die letzten Stümpfe und Wurzeln ausrodet. Auch die große Gewinnung von Binderholz trägt zur Waldverwüstung am Karste bei; Millionen von Faßdauben werden jährlich über Triest und Fiume nach Frankreich ausgeführt. Nun fanden leider rechtzeitig keine Anpflanzungen von Wald mehr statt und die entblößten Flächen wurden noch dazu beweidet, namentlich von den für Waldanbau so schädlichen und in jenen Gegenden so zahlreichen Ziegen. Jetzt konnte der gewaltsame Luftstrom der Bora, der oft mit solcher Heftigkeit wüthet, daß er selbst Pferde und Lastwagen niederwirft, ja sogar schon Eisenbahnwagen von den Geleisen geschleudert hat, platzgreifen und wehte nach und nach das Erdreich von all' den Stellen weg, die er bestrich; der Regen schwemmte den kostbaren Humus hinab, und so trat auf der Hochebene und ihren Hügeln der nackte Fels zu Tage, derart, daß nur noch in seinen Fugen und zwischen und unter seinen Blöcken sich Erdreich erhalten hat. Erst in neuester Zeit wurden geregelte Versuche gemacht, die Verwüstung der Wälder hintanzuhalten, und mit der Wiederaufforstung einzelner Karstflächen begonnen. In den binnenländischen Gebieten ist aber der Waldbestand noch ausgedehnt; auf dem Tarnovaner und Birnbaumer Walde, wie auf dem Krainer Schneeberge dehnen sich herrliche Buchen- und Tannenwälder mit mächtigen Bäumen aus.



## Recht und Unrecht.

Ein magyarisches Märchen. Uebersetzt von Dr. L. Katona.

Es ging einmal ein Mann seines Weges. Am Kreuzwege traf er einen zweiten Mann; sie sagen sich gegenseitig guten Tag, dann fragt der eine den anderen: „Wer bist Du, Kamerad?“ Sagt darauf der andere: „Ich bin der Träger der Wahrheit. Und wer bist denn Du, Freund?“ „Ich bin die Falschheit und der Träger der Falschheit.“ „Nun,“ entgegnet darauf die Wahrheit, „dann passen wir schlecht zusammen.“ — „Warum sollten wir nicht passen?“ versetzte die Falschheit. „Kann man doch mit der Falschheit besser auskommen als mit der Wahrheit.“ — „Das will ich nicht glauben,“ meint die Wahrheit, „ist doch der falsche Mensch und eine falsche Seele stets in Aengsten.“ — „Das sollst Du nicht glauben,“ entgegnet der Falsche, „denn der Unlautere hat weniger zu fürchten als der Redliche.“ — Da streiten nun die Beiden über diese Frage so lange herum, bis sie recht hart an einander gerathen. Doch meinte endlich der Falsche, es wäre des unnützen Streites genug und weit besser, wenn sie sich nach einem Nachtlager umsähen, ehe es noch ganz finster geworden. Damit gingen sie auch weiter, beide in derselben Richtung, wo sie eine Stadt in der Nähe wahrnahmen. Ehe sie aber noch die Stadt erreichen konnten, wurde es späte Nacht, so daß der Träger der Wahrheit zum Falschen gewendet meinte, das Beste, was sie nunmehr thun könnten, wäre, hier auf dem Wege, unterm Kreuze zu übernachten, da sie zu so später Nachtzeit in der Stadt kein Obdach finden dürften. Dem Falschen war auch dies recht. Meinetwegen, so sprach er, können wir wo immer übernachten und sei es in der tiefsten Hölle, denn ich fürchte mich vor gar nichts auf dieser Welt! Nun gingen sie richtig unter das Kreuz am Wegestrande und legten sich schlafen. — „Warte nur,“ dachte der Falsche bei sich, „Du wirst es bald zu wissen bekommen, wer von uns Beiden recht gehabt. Schlafe nur schön ruhig, ich werde Dich schon lehren, daß Dir die Lust am Wahrheitstragen vergeht!“ — Nachdem sie noch eine Weile geplaudert, fiel der Gerechte bald in einen tiefen Schlaf.

Nun denkt der Falsche, die Zeit seiner Rache sei gekommen. Er nimmt sein Taschenmesser hervor und sticht damit dem Schlafenden beide Augen aus. „Nun kannst Du gehen und mit Deiner Wahrheit den Weg suchen, so lange Du willst,“ spottete seines Opfers der Falsche. Der Wahrhaftige aber entgegnete ruhig, daß er auch geblendet nur der Wahrheit nachhängen und sie nimmer aufgeben werde. Hierauf wurde er vom

Träger der Falschheit verlassen. Er lag nun mit ausgeronnenen Augen unter dem Kreuze und dachte darüber nach, was er fortan beginnen sollte. Er ginge von dannen, doch wie soll er sich ohne Führer von der Stelle rühren? — „Ich bleibe noch eine Weile hier sitzen,“ so meinte er schließlich, „und warte getroßt, bis Jemand kommt, der mir hilft.“

Da saßen zur selben Stunde drei Raben auf dem Kreuze, die gerade aus ihrem Schlafe erwacht waren. „Schläfst Du noch, Kamerad?“ fragt der erste Rabe den anderen. „Ich habe schon längst ausgeschlafen,“ entgegnet der andere. „Nun denn,“ so spricht der erste, „wenn Du nicht mehr schlafen kannst, so könnten wir uns die Langeweile der Nacht mit Gesprächen über den Weltlauf verkürzen.“ „Was sollen wir aber besprechen?“ fragt der andere. „Die nächste Stadt hier vor uns,“ meint der erste. „Du weißt doch von der tiefen Trauer, die dort herrscht, und von der großen Wassernoth, der Ursache dieser Trauer? — „Und wie leicht wäre es ihnen doch in der Stadt, der Noth ein Ende zu machen,“ versetzte der zweite Rabe. „Wenn sie nur wüßten, wie es anzufangen!“ „Vielleicht, daß Du darum weißt?“ fragt der erste weiter. „Wie sollt' ich es nicht wissen,“ entgegnet der zweite. „In der Mitte jener Stadt, auf dem mit Steinen gepflasterten Hauptplatze ist ein großer, viereckiger Stein. Nur diesen brauchten sie zu heben und darunter ein wenig zu graben, so hätten sie eine Quelle, die ihnen Wasser im Ueberfluß spenden könnte.“ — Das hört der arme Blinde unterm Kreuze mit an, doch spricht darauf der andere Rabe: „Nun will auch ich ein Märlein sagen: Zehn Schritte von diesem Kreuze befindet sich ein Brunnen, von dem Niemand etwas weiß; und doch ist sein Wasser so heilkräftig, daß der Blinde sich damit nur ein einziges Mal die Augen zu waschen hat, wenn er sein gesundes Gesicht zurückerhalten will.“ Da will zum Schlusse auch der dritte Rabe was Neues erzählen. „Des Königs Tochter,“ so spricht er, „ist bereits seit drei Jahren todtkrank. Kein Arzt der Welt kann ihr helfen. Und doch ist nichts leichter, als ihr Uebel zu heilen, wenn man nur um das Mittel wüßte! Vor drei Jahren war nämlich das Mädchen bei der Kommunion. Nach Hause zurückgekehrt, war es ihr übel und sie mußte sich übergeben. Die Hostie kam dabei auf die Erde zu fallen und eine Kröte, die unterm Bette verkrochen war, schnappte dieselbe auf und hält sie noch heute im Munde verborgen. Wenn man nun diese Hostie dem Thiere entreißen und sie der Königstochter eingeben würde, so wäre diese im selben Augenblicke genesen.“

Bei Tagesanbruch flogen die Raben davon. Der arme Blinde aber zerbrach sich den Kopf darüber, wie er den Brunnen finden könnte, von dem der zweite Vogel gesprochen hatte, und der ihm nach seiner Ueber-

zeugung das Gesicht wiedergeben könnte. Das Kreuz will er auch nicht verlassen, in der Furcht, es nicht mehr finden zu können. Da fällt ihm auf einmal ein, sich auszuziehen, seine Kleidungsstücke zu einem zehn Schritt langen Leitseil zusammenzubinden und das eine Ende desselben ans Kreuz geknüpft, am anderen sich festhaltend den Brunnen aufzusuchen. Gedacht, gethan. Nachdem er den Brunnen in der besagten Entfernung richtig angetroffen, wusch er sich in demselben und — siehe da! er sah wieder eben so gut wie vor seiner Blendung. Man kann sich seine Freude denken. „Nun weiß ich,“ so sprach er bei sich, „daß die Raben die Wahrheit geredet.“ Damit kleidete er sich an und ging in die Stadt.

Da sieht er die Einwohner in der größten Bestürzung; der eine paßt nach dieser, der andere nach jener Seite auf. „Was lauert Ihr so ungeduldig und worauf wartet Ihr denn mit solcher Sehnsucht?“ so fragt er die Bürger, die er in den Straßen antrifft. „Wir warten auf ein Wasserfaß,“ wird ihm zur Antwort, „denn nicht einmal zum Waschen haben wir das nöthige Wasser.“ — „Und könnt Ihr denn keinen Brunnen graben?“ so fragt weiter der Fremde. — „Der könnte sich bei uns ein schweres Geld verdienen,“ entgegnet die Städter, „der uns einen Brunnen graben könnte. Doch haben sich schon manche bei uns damit versucht, ohne auch nur auf einen Tropfen Wasser zu stoßen.“ — „Was würdet Ihr guten Leute mir wohl geben, wenn ich Euch einen Brunnen graben würde?“ fragt der Wahrhaftige. — „O Freund, Du könntest kaum so viel fordern, daß wir es Dir nicht gerne gäben, wenn Du wirklich einen zu graben vermöchtest!“ — „Ihr sollt keine weitere Sorge haben,“ meint der Fremdling, und damit läßt er sich nach dem Stadthause bringen, wo der Stadthauptmann ihn sofort ins Verhör nimmt. „Wer bist Du?“ so fragt ihn der gestrenge Herr. — „Ich bin nur ein armer Wanderer, doch rechtschaffenen und milden Herzens,“ erwidert ihm der Träger der Wahrheit. — „Und was ist hier Dein Begehren? — „Ich will Euch einen Brunnen graben, denn ich sehe, daß Ihr kein Wasser habt und in Folge dessen die größte Noth leidet.“ — „Freund,“ sagt hierauf der Hauptmann, „wenn Du die Wahrheit sprichst und uns wirklich Wasser verschaffen kannst, so warst Du die längste Zeit ein armer Teufel.“ — „Seid getroßt, wenn ich einmal sage, daß Eurer Noth abgeholfen werden soll; gebet mir nur einige Männer zur Aushilfe, die mir beim Graben beistehen sollen.“ — „Du sollst so viele haben, als Du nur benötigst,“ versetzt der Hauptmann. — „Zehn Männer dürft ich wohl brauchen,“ sagt der Wahrhaftige, „um mit der Arbeit rascher fertig zu werden.“ — „Und wenn Du deren hundert fordern würdest, so wären sie Dir sofort zur Hand, wenn Du nur einmal begonnen. Wo willst Du aber den

Brunnen graben?" — „In der Mitte des Hauptplatzes sollt Ihr ihn haben," meinte der gute Mann, „damit ihn ein Jeder gleich weit und gleich nah habe." — „Das wäre gerade das Rechte, wenn Du ihn auf dieser Stelle graben könntest!" — „Wenn ich Euch einmal mein Wort gegeben," meint der arme Fremdling, „so könnt Ihr Euch darauf verlassen."

Damit geht er auf den Platz und sucht die Stelle mit dem viereckigen Steine auf. Kaum war dieser emporgehoben, als bereits nach einigen Spatenstichen das Wasser in einem starken Strahl hervorquoll und in alle Richtungen zu rinnen begann. „Nun könnt Ihr," so spricht der Wahrhaftige zu den Bürgern, „Kanäle für eine jede Gasse graben und Ihr werdet fortan das Wasser nicht mehr für theures Geld kaufen müssen." Sein Rath wurde auch sofort befolgt, und das Wasser rann ganz lustig in allen Gassen der Stadt, wo eitel Freude über den reichen Segen herrschte. Der Hauptmann ließ nun den armen Mann zu sich bestellen und fragte ihn, was er für seinen guten Dienst fordere. — „Ihr mögt nur geben, was Euch beliebt," war die Antwort des Wahrhaftigen. „Nun, da hast Du diesen Strumpf voll Geldes, dies sei Dein Lohn; und mit der Bedingung, daß Du das Geld nur auf rechtem Wege verausgabest, sollst Du von mir immer einen neuen bekommen, so oft er leer geworden." — Der arme Mann steckt den Strumpf zu sich, und nachdem er sich beim Hauptmann schön bedankt, zieht er seines Weges. — „Nun," so denkt der Wahrhaftige bei sich, „jetzt werd' ich noch die Königstochter auffinden, von der mein dritter Rabe gesprochen. Vielleicht wird auch dieser Spruch sich bewähren."

Am Königshofe angekommen, spricht er beim Hofmeister vor, der ihn nach seinem Begehren fragt. „Ich möchte die Tochter des Königs besuchen," antwortet der Fremde. „Und wozu das?" fragt ihn der Hofmeister weiter. — „Ich habe gehört, daß sie krank sein soll, und ich möchte sie heilen." — Sagt darauf der Hofmeister: „Ja, Freund, das meinst Du, ginge so leicht! Waren doch andere und berühmtere Leute, die ersten Aerzte der Welt vor Dir mit demselben Vorhaben da und konnten alle mit einander nichts ausrichten." — „Doch hat man sie darum nicht gehenkt, wenn ich fragen darf?" — „Da kannst Du ohne Sorge sein", entgegnet der Hofmeister, „kein Haar wurde ihnen gekrümmt und man hat ihnen noch den doppelten Lohn ihrer Mühe ausbezahlt." — „Nun, dann werden sie wohl auch mich nicht henken, zumal ich gar keine Belohnung heische, sondern recht gern mit dem zufrieden bin, was man mir nach Belieben der königlichen Eltern zu spenden für gut finden wird." — „Wohlan denn", so spricht der Hofmeister, „hab' ich doch mehr als einmal gehört, daß mancher Bauer mehr weiß als viele von den studirten Herren." —

Damit gingen sie zum König hinein. Der Hofmeister meldet der Majestät, es wäre ein Mann vor der Thüre, der sich anheischig mache, die Königstochter zu kuriren. Dem König wäre keine Nachricht willkommener gewesen; auch wurde der Fremde sofort hereinbestellt. — „Was bist Du denn, guter Mann?“ so fragt ihn der König. — „Ich bin nur ein armer Wanderer, Herr, doch ohne Falschheit und guten Herzens.“ — „Was ist Deines Kommens Zweck?“ — „Ich möchte mit Eurer Majestät gnädiger Erlaubniß Ihre Tochter heilen.“ — „Wie sollte ich dies nicht erlauben?“ entgegnet der König, „wenn Du es nur fertig bringen könntest! Kostet mich doch diese Krankheit meiner Tochter mehr als eine Million!“ — „Nun dann, Majestät und gnädiger Vater“, sagt der arme Mann, „dann möge man mich zur Prinzessin hineinführen.“ — Man führt ihn sofort zur Königstochter. Er sieht die Kranke an, die schon so trocken und ausgezehrt im Bette aussah, wie das Bild des heiligen Johannes in Suczawa. Der Fremdling schiebt nun die Hoffräulein aus dem Zimmer, hebt unter dem Bette eine Diele auf, findet darunter die Kröte und in ihrem Maule die Hostie. Kaum hatte die Königstochter die Hostie verschluckt, so reckte und streckte sie sich im Bette, daß ihr alle Glieder krachten und wollte gleich aufstehen. Dies mußte sie aber für eine Weile noch bleiben lassen, da sie von der Krankheit sehr entkräftet war. Dann verlangte sie aber sofort etwas zu essen, was ihr auch ohne Aufschub gewährt wurde; und sie aß mit einem Appetit, der den König in größtes Staunen versetzte. Nachher war sie schon soweit gestärkt, daß sie im Bette sitzen konnte. Auch sagte sie, daß ihr eigentlich gar nichts mehr fehle, daß sie nur noch zu schwach sei, um gehen zu können. Der König meinte, dies wäre kein so großes Uebel mehr, daß es sich durch kräftige Nahrung nicht bald beseitigen ließe. Darauf führte er den armen Mann mit sich und fragte ihn, was er für seinen Dienst wolle. Dieser gab zur Antwort, man möge ihm geben, was man eben wolle, ihm sei alles recht. Da gab ihm der König einen Strumpf voll Geldes und sagte, er möge nur das Geld ruhig und unbekümmert ausgeben, und wenn es alle wäre, so könne er wann immer bei ihm vorsprechen; für den Fall, daß seine Tochter ihre Gesundheit wirklich erlange, solle er für seine Lebenszeit reichlich versorgt sein. — Der Fremde ging mit bestem Danke aus dem Hause des Königs und zog weiter.

Draußen vor dem Thore traf er mit dem Falschen zusammen, der ihn seines Augenlichtes beraubt hatte. Sie erkannten einander sofort, und der Wahrhaftige hub, zum Falschen gewendet, an: „Nun siehst Du, daß ich dennoch Recht gehabt, und daß Du falsche Seele mir umsonst die Augen ausgestochen, da ich heute eben so gut sehe wie ehemals. Was

hast Du aber außerdem mit Deiner Falschheit gewonnen? Ich habe mir unterdessen zwei Strümpfe voll Geldes verdient." — „Und wie denn?“ fragte ihn der Falsche. Da berichtete nun der Wahrhaftige den ganzen Hergang von dem Gespräche der Raben und das Weitere. — „Warte nur“, denkt sich der Falsche, „wenn ich zum Kreuze gehe und den Raben erzähle, wie Du ihrem Gespräche gelauscht, werden sie es Dir schon heimzahlen. So that er auch und traf die drei Vögel gerade zur Zeit, wo sie, aus ihrem Schläfe erwachend, ein Gespräch anknüpfen wollten. Sagt der eine zum anderen: „Höre, Kamerad, neulich sprachen wir da über so manches und wurden dabei belauscht, wie ich darans entnehme, daß man in der nahen Stadt bereits keine Noth mehr am Wasser leidet. Jetzt wollen wir vorsichtig sein und schweigen, denn es könnte wieder ein unwillkommener Horcher aufpassen.“ — Darauf fliegt einer von den Raben vom Kreuze herab und bemerkt unter demselben einen Menschen. „Holla! Kameraden“, so ruft er, „da ist der Schuft, der uns neulich belauscht hat und jetzt wieder aushorchen möchte!“ —

Damit werfen sich die drei Raben wüthend auf den Falschen, zerzausen und zerfezen ihn in so viele kleine Stücke, daß man heute überall, wo man nur hinblickt, nichts als Falsches und Falschheit sieht. Wer es nicht glauben will, der kann sich davon überzeugen, wenn er nur die Augen aufmacht; überall wird ihm die Falschheit in der Welt entgegentreten.



### Meine Firmung.

Von Johann Kessel.

*Einführung v. Klappenfuß*

Obwohl es erst vier Uhr Morgens war, regte es sich schon in unserem Heim, einem etwas vernachlässigten Häuschen, das mitten in Obstgärten lag. Ein ziemlich lautes „Schani, auf!“ machte meinen halbwachen Träumen von Meth, Bethüchern, Lebkuchen, Rosenkränzen, weißen Mädchen, Kirchen, Uhren, einer schönen Kalesche, in der ich stolz angelehnt fuhr, ein jähes Ende. Die Mutter war es, die mich rief; sie stand vor meinem Bette und sagte, nachdem ich den Schlaf von meinen Augen gerieben hatte: „Schani, es ist schon Zeit, der Kutscher vom Hacker ist schon vorbeigefahren.“

Dies wirkte um so mehr elektrisirend auf mich, da es mir zeigte, daß ich nur geträumt, und daß demnach all' die schönen Dinge, die mir im Traume erschienen waren, erst kommen sollten. Schnell schlüpfte ich in Hosen und Schuhe, die Mutter besorgte das Uebrige, und schon saß ich in meinem schönsten, trotzdem freilich etwas ordinären und schleißigen Sonntagsgewande vor einer Schale Kaffee. Der Kaffee und das halbe Zweikreuzerbrod bewiesen, daß heute ein ungewöhnlicher Tag sei; denn Kaffee gab es bei uns nur an hohen Festtagen; sonst aßen wir nur Milchsuppe.

Der Tag, an welchem unsere Pfarre zur Firmung eingetheilt war, war zwar schon vorüber. Ich war ein Nachzügler, da ich warten mußte, bis die Tochter des reichen Steinmeßes Hacker zur Firmung kam, die sich die Frau meines Firmpathen zur Pathin ausersehen hatte. Unsere Pfarre war für Montag, die der Hackerin für Mittwoch bestimmt. Die zwei Tage brachte ich in Gängen und Bangen hin, in Fürchten und Hoffen — was würde ich wohl als Angebinde zur Firmung erhalten? Wenig oder werthlos konnte es nicht sein, denn mein Firmpathe war einer der reichsten und als sehr „splendid“ bekannte Leute in der Gegend, und als man erfuhr, daß er mein Pathe sein werde, wurde ich von allen Schulkollegen um ihn oder vielmehr um die zu erhoffenden Firmgeschenke beneidet.

Der Kaffee war alle, meine Mutter zupfte mir nochmal mein Gewand zurecht; und ich wanderte der Behausung meines Firmpathen, der nahen Mühle, zu.

Dort war auch schon alles in größter Thätigkeit; die Pferde waren geschirrt, der schöne, große Hobelwagen (Landauer) stand blank gepuzt bereit. Ich konnte mich nicht enthalten, mich zum Borgenuß in den Wagen auf die schönen, weichen, blauen Polster zu setzen, — und schwamm in Wonne. Aber der Kutscher, der die Pferde anspannte, riß mich aus meinem Wonnegefühl, denn er befahl mir, gleich auszustiegen, und meinte: „Wirst schon sehen, wo Dein Platz ist!“ Allzuviel Eindruck machte das aber nicht auf mich, denn er war als barscher Mann bekannt; man sagte, er bilde sich ungeheuer viel darauf ein, daß er des reichen Müllers Kutscher sei.

Ich ging nun in die Mühle; in der Küche duftete, sott und prasselte es, und wieder begannen meine Gedanken in der Vorstellung von Torten, Gugelhupf, Kaffee, Braten, Krapsen, gesottenen Zwetschgen und dergleichen feste Formen anzunehmen. Die Köchin, eine Freundin meiner Mutter, fragte freundlich, „ob ich schon da sei,“ was die Mutter mache, und gab mir versthohlen einen Krapsen. Sie erzählte mir, daß die Hacker-Julie

mit ihrer Mutter schon da sei, daß sie soeben beim Frühstück saßen und gleich fertig würden. Da trat die „Frau Godel“, die Frau meines Firmpathen, mit einem Teller in der Hand in die Küche und verlangte Backwerk. Ich wünschte ihr etwas beklommen einen guten Morgen und dachte: „Nun wird sie mich mit in das Zimmer nehmen und ich werde Kaffee und Gugelhupf bekommen.“ Meine Mutter hatte mir nämlich eingeschärft, auf die Frage, ob ich schon etwas gegessen habe, zu antworten: „Nur ein wenig Suppe,“ damit ich nochmals Kaffee bekäme. Aber die List war überflüssig — die Godel fragte mich nicht, sondern sagte nur: „Warte, wir fahren gleich!“

Also bekam ich auch diesmal die schönen Zimmer nicht zu Gesicht, die ich so oft durch die Fenster oder die Thürspalte bewundert hatte, und auch der Kaffee schien auszubleiben. Nach einer Weile traten die Godel, die Frau Hacker und ihre Julie aus dem Zimmer, sorgsam ihre Kleider zusammensaltend, und begaben sich zum Wagen, auf dessen Boock der Kutscher bereits saß. Sie stiegen ein, rasch kam dann noch mein Firmpathe vom ersten Stock herunter, an mir, der ich an der Vorhausthüre lehnte, vorbei und stieg in den Wagen. Schon wollte der Kutscher die Pferde antreiben, als sein Blick auf mich fiel und er auf mich zeigend meinte: „Na, den müssen wir ja auch mit nehmen!“ Jetzt erinnerte man sich meiner, denn die Frauen schienen bisher nur für ihre Kleider und für Julie Aufmerksamkeit gehabt zu haben, mein „Göd“ aber schien noch nicht recht ausgeschlafen zu haben. „Steig auf den Boock!“ rief man mir zu, und all' die schönen Träume von den gepolsterten Sitzen, vom nobeln Wagenfahren, waren dahin — denn auf dem Boock war ich schon oft gefahren, dazu brauchte ich keine Firmung.

Der Kutscher fuhr rasch, bald tauchten die Thürme der Stadt vor uns auf, der Thurm des Bischofspalastes zuerst, da er der höchste war. Dort wohnte der firmende Bischof. Meine Gedanken weilten aber nur kurz bei ihm, viel mehr dachte ich an die Verkaufsstände auf dem Bisthumsplaz, wo die schönen Uhren und Betbücher, die Rosenkränze und Lebkuchen feilgeboten wurden. Das hatte ich alles im Vorjahre gesehen; damals war ich nur deshalb nicht zur Firmung gelangt, weil ich dem Pfarrer den letzten Absatz des Firmgebetes nicht hatte herfagen können. Ich versuchte nun, ob es wohl jetzt gut gehe und sagte das Gebet eifrig einige Duzend Male still vor mich hin, so daß ich gar nicht merkte, daß wir bereits in der Stadt waren.

Wir fuhren in den besten Gasthof ein, stiegen aus, und da sich um mich Niemand kümmerte, ging ich still hinter dem Göden und der Godel — die Frau Hacker und ihre Tochter hatten den Vortritt — ins Extra-

zimmer hinein. Sie nahmen an einem halbbefetzten Tische Platz. Der Kellner brachte Wein und Backwerk und ich stand abseits, neben dem Hunde eines Herrn, der am selben Tische saß.

Als man gegessen und getrunken hatte und sich zum Kirchgang anschickte, bemerkte man auch mich, gab mir einen Schluck Wein und einige Ueberbleibsel vom Backwerk, die man mir schnell zu essen befahl.

Auf dem Wege zur Kirche führte die Frau Godel die Hacker-Julie bei der Hand, wie es alle Firmpathen mit ihren Firmlingen thun — nur ich trottete hinter meinem Firmpathen einher. Die Firmlinge waren zumeist schön gekleidet, jeder trug sein Firmband in der Hand. Ich aber bekam keins und meine Kleider waren sehr armselig zu nennen.

Die Zeremonie war bald vorüber; sie hatte mich auch nicht sonderlich angeregt; mechanisch sagte ich mein Firmgebet her, ohne zu stocken. Der Bischof machte sich auch nicht lange zu schaffen, denn er hatte viel zu thun, die Zahl der Firmlinge war groß.

Als wir aus der Kirche gingen, hielt ich die Hand meines Firmpathen fest — ob es ihm recht war oder nicht; denn verlor ich ihn, so war es mit den Geschenken und den Lebkuchen vorbei. Langsam drängten wir uns durch die Menge auf den Platz, dessen Herrlichkeiten mehr als alles meine Sinne beschäftigten. Jetzt kam doch der Augenblick, der mich für meine Enttäuschungen entschädigen sollte!

Mein Göd schritt mit mir an einem Uhrmacherstande vorüber und that nichts dergleichen, als wollte er hier Halt machen. „Aber,“ tröstete ich mich, „es giebt deren hier mehr, dieser Uhrmacher hat überhaupt keine so schönen Uhren, die sind dem Göden wahrscheinlich zu schlecht. Wir kamen an dem zweiten Uhrenverkäufer vorbei und waren indessen auch an den Betbücher- und Rosenkranz-Ständen, an den Meth- und Lebkuchenhütten vorüber gewandert, aber noch immer machte der Göd keine Miene, stehen zu bleiben und etwas zu kaufen.

Thränen drangen mir in die Augen, als wir am Ende des Platzes in ein Gäßchen, unserm Gasthose zu, einbogen. Hätte der Göd auch nur ein Wort an mich gerichtet, ich wäre in Schluchzen ausgebrochen.

Da die Godel mit den Hackerischen noch nicht im Gasthose war, hieß mich mein Firmpathe im Hofe warten und ging fort. An unseren Wagen gelehnt, wartete ich, immer mit den Thränen kämpfend. Aber schließlich überwog die Hoffnung, daß der Göd nunmehr mit Geschenken beladen zurückkehren werde; ich setzte mich in den Wagen, schloß die Augen, und — schlief ein. Ein barsches: „Sag' dem Göden, daß eingespannt ist!“ weckte mich. Es war unmöglich, undenkbar — alles sollte ich verschlafen haben? Das gute Essen, den guten Wein? Und nicht einmal

auf dem Ringelspiel war ich gefahren, ohne daß es doch keine Firmung gab! Aber zum Glück fielen mir die Geschenke ein — die konnte ich nicht verschlafen haben, die mußte der Göd ja erst gekauft haben!

Ein wenig verdrossen, aber doch erwartungsvoll ging ich ins Extrazimmer, um den Auftrag des Kutschers auszurichten. Da saßen sie alle, der Göd und die Godel, die Frau Hacker und ihre Julie. Auf dem Tisch befanden sich Ueberreste von gebackenem Fleisch, Torten, gesottene Zwetschgen, Salat; vor der Julie waren allerlei Dinge ausgekrant: Ein silberbeschlagenes Gebetbuch mit Elfenbeindeckel, ein mit Perlmutter eingeleger Rosenkranz und andere mir unbekannte Gegenstände. Von ihrer Brust hing ein schönes, goldenes Kettchen herunter, sie hatte ohne Zweifel bereits eine Uhr bekommen, denn sie sah eben darauf. Auch ein schönes Goldkreuz hing an einem Seidenbände um ihren Hals. „Hei,“ dachte ich, „nun sind meine Geschenke auch nicht mehr weit!“ Auf einem Stuhle neben dem Göden lag ein großes Paket, auf welches sich meine Gedanken konzentrierten, so daß ich beinahe vergessen hätte, dem Göden mitzutheilen, daß schon eingespannt sei.

Ich zupfte ihn am Rockärmel, um ihn auf mich aufmerksam zu machen und richtete den Auftrag aus. Als der Göd meiner ansichtig wurde, machte er ein etwas verwundertes Gesicht und fragte, wo ich denn gesteckt hätte. „Jetzt wirst Hunger haben,“ meinte er dann und nahm das Paket vom Stuhle, hieß mich niedersitzen, schob einen Teller vor mich hin und gab mir aus einer Schüssel ein großes Stück Rindfleisch und Sauce. „Dummele Dich aber, wir fahren gleich fort!“

Selten bekam ich sonst Fleisch, und ich aß es gerne, ob es Rindfleisch oder anderes war. Aber diesmal wollte es nicht recht hinunter; ich hatte doch ganz andere Träume gehabt! Nun hatte ich alles versäumt, sogar das Ringelspiel, und Niemand hatte sich um mich gekümmert; ja ich wußte noch nicht einmal, was für Firmungsgeschenke ich erhalten würde. Man ließ mir aber nicht viel Zeit, bald brach man auf; die Ueberbleibsel vom Backwerk ließ man auf den Tellern liegen — wie gern hätte ich sie zu mir gesteckt!

Auf dem Heimwege saß ich wieder auf dem Bocke; da es trüb geworden war, hatte man den Wagen ganz geschlossen; als es zu regnen begann, war mein dünnes Gewand bald so naß, daß es mir am Leibe flebte. Die in der Kutsche aber blieben ganz trocken.

Endlich fuhren wir in die Mühle ein. Ich stieg ab und stellte mich zur Hausthüre in der Erwartung, jetzt doch in die schönen Zimmer geladen zu werden, die Geschenke zu sehen und Torte zu bekommen. Da kam mein Göd mit dem Paket auf mich zu und sagte: „Na, da hast auch Du,

geh' und trag' es geschwind nach Hause, damit es nicht inzwischen nochmals regnet und das Paket naß wird!" Vom Wiederkommen sagte er nichts, sondern ging durchs Vorhaus ins Zimmer. Ich blickte ihm nach und konnte einen Augenblick einen mit Tellern und Backwerk bedeckten Tisch sehen — dann schloß er die Thüre hinter sich.

Aber — ich hatte nun doch wenigstens meine Firmungsgegenstände. Ich ging klopfenden Herzens, aber doch traurig fort. Wäre das Gras nicht so naß gewesen, ich hätte mich gleich hinter der Mühle niedergesetzt, um das Paket zu untersuchen.

Als ich nach Hause kam, eilten meine Geschwister, meine Eltern und eine Menge Nachbarkinder herbei, denn alle waren auf die Geschenke des reichen und splendiden Müllers neugierig. Um die Kirche und den Bischof fragte niemand. Die Mutter löste den Umschlag, alle Augen richteten sich gespannt darauf, im Geiste sah ich die lang ersehnte Uhr an der silbernen Kette baumeln, sah ich ein Betbuch mit Goldbuchstaben, einen schönen Rosenkranz, ein seidenes Halstuch, Leibkuchen und Backwerk, und dem Franz des Nachbarn, der Montag bei der Firmung war und nur eine Uhr ohne Kette erhalten hatte, warf ich einen triumphirenden Blick zu. Das Paket war seiner Hülle entledigt und allen Umstehenden ein lautes — Hm, hm. Es enthielt einen gewöhnlichen Stoff zu einem Gewande, ein einfaches Gebetbuch und einen ordinären Rosenkranz. Da stürzten mir die Thränen wie ein Wildbach hervor und schluchzend zählte ich auf, was die Hacker-Julie alles erhielt, sie, die ohnehin reiche Eltern habe. Des Nachbarn Franz meinte, mich höhnißch anblickend: „Na ja, das sind reiche Leute, die haben Gewänder genug, denen kann man nur eine Uhr kaufen; Du aber bist arm, und darum haben sie Dir einen Stoff gekauft, Ihr armen Leute braucht ihn.“

Mir schnitt es in die Seele; Vater und Mutter wollten mich dadurch trösten, daß sie sagten, es sei ein theurer Stoff; aber das half nichts, ich ging ins Zimmer und weinte und weinte, denn zum ersten Male hatte ich es zu fühlen bekommen, daß wir schlechter als Andere wären, weil wir arm waren.



## Eine Erinnerung an Norwegen.

Von Emil Vandervelde.

Die Begleiterinnen der Nautilaa waren kaum weniger erstaunt, als sie an ihren stillen Felsenufeln des Ulysses ansichtig wurden, als die drei Schäferinnen, die hoch im Norden, im einsamen Fjord den Fremden sahen, der an ihre Hütte klopfte. Der Frühling zieht dort später ein als in wärmeren Gegenden, und nur in geschützten Mulden sah man dort und da Frühlingsboten aus der Erde hervorlugen.

Ich verlangte Milch, doch war meine Sprache zu verunstaltet, um für Flämisch, und zu formwidrig, um für Norwegisch gelten zu können. Seltsame, fremde Laute, lautes fröhliches Lachen, das nicht enden zu wollen schien, war die Antwort auf meine Bitte. Ich wollte mich eben anschicken, weiter zu wandern, als ich zurückgerufen wurde. Man brachte mir eine Schüssel frischer Milch — sie brachten, ohne mich verstanden zu haben, das Gewünschte. Als ich aber meinen Dank in klingender Münze ausdrücken wollte, wurden sie böse und thaten beleidigt.

Es ist ein sonderbares Ding um die Uneigennützigkeit, die zu wachsen scheint, je höher man hinaufsteigt und sich von bewohnten Gegenden entfernt. Die Luft der Berge macht die Menschen heiterer und feinfühlicher. Ich erinnere mich, daß ich in den kalkigen weißen Felsen der Dauphinee einst einen alten Hirten um Brot und Wasser bat. Der Mann bot mir alles, was er in seiner Vorrathskammer besaß, gastfreundlich an; da gab es Kastanien und Schafkäse; ich aß tüchtig und wollte dann auch bezahlen, wie das in den Thälern überall Sitte ist. Da fiel er mir ins Wort und sagte: „Wenn ich in Euer Land käme und von Euch etwas verlangte, würdet Ihr dann von mir eine Bezahlung fordern?“ — „Nein!“ — „Also warum bietet Ihr mir eine an?“ . . . .

Es giebt nur zwei Arten von Moral. Die ursprüngliche und die übertünchte, die des Naturmenschen, der leicht seine Bedürfnisse befriedigen kann, des zivilisirten Menschen, der höhere Ansprüche und Ideale erreichen will, und dazwischen die des Menschen, der um die Nothdurft des Alltagslebens kämpft. Ein geringer Grad von Zivilisation entfernt die Menschen von der ursprünglichen Moral und vieler Zivilisation bedarf es, sie wieder zurückzubringen.



## Hrycio's Schulweisheit.

Ein galizisches Kulturbild.

Aus dem Kleinrussischen des Iwan Franko.

### I.

Die Gänse wußten gar nichts davon. Noch an demselben Morgen, als der Vater den Entschluß gefaßt hatte, Hrycio\*) in die Schule abzuführen, wußten die Gänse nichts von diesem Vorhaben. Ebenso wenig wußte es Hrycio selbst. Wie gewöhnlich wurde er früh geweckt, kraute sich den Kopf, nahm eine Weidengerte und trieb hüpfend und schreiend die Gänse aus dem Hof auf die Weide. Der alte weiße Gänserich streckte ihm wie gewöhnlich seinen kleinen, rothäugigen und breitschnabeligen Kopf entgegen, zischte energisch und ging dann laut schnatternd voran. Die alte scheckige Gans wollte wie gewöhnlich nicht in Reih und Glied marschiren, sondern wackelte in den Straßengraben hinab, wofür ihr Hrycio mit einer Gerte eins auf's Gefieder versetzte und sie „Schinderknecht“ schalt — so pflegte er gewöhnlich alles zu schelten, was sich auf der Hutweide seiner Oberhoheit nicht fügen wollte. Mit einem Worte, alles ging wie gewöhnlich an diesem Morgen und alles spricht dafür, daß weder der weiße Gänserich, noch die scheckige Gans, noch sonst Jemand in der ganzen aus 25 Gänseköpfen bestehenden Heerde etwas, und sei es auch nur ein Sterbenswörtchen, von dem nahen Avancement ihres Gebieters zu einer anderen, weit weniger ehrenvollen Stellung wußte.

Als aber plötzlich und unverhofft die neue Kunde kam, das heißt, als der Vater selbst, von der frühen Feldarbeit zurückkehrend, den Hrycio nach Hause berief und ihn dort der Mutter übergab mit der Weisung, ihn zu waschen, zu kämmen und einzukleiden, und als ihn nachher der Vater bei der Hand nahm und, ohne ein Wort zu sagen, den Zitternden quer über die Hutweide ins Dorf führte, und als die Gänse ihren ehemaligen Oberfeldherrn in einer ganz veränderten Gestalt, in neuen Stiefelchen, mit neuem Filzhut auf dem Kopfe und mit einem neuen rothen Riemen umgürtet sahen, erhoben sie allesammt ein plötzliches und sehr lautes Geschnatter der Verwunderung. Der weiße Gänserich lief mit vorgestrecktem Kopfe ganz an Hrycio heran, als wollte er sich ihn einmal ganz nahe ansehen; die scheckige Gans streckte auch den Kopf vor

\*) Hrycio — kleinrussischer Kosenname, statt Gregor.

und konnte aus plötzlicher Gemüthsbewegung lange kein einziges Wort vorbringen, bis sie endlich rasch ihr fragendes: „Geh, geh, geh, geh?“ hervorstieß. „Dumme Gans!“ antwortete Hrycio stolz. „Sie will wissen, wohin ich geh!“ Verachtungsvoll wandte er sich von ihr ab, als ob er hätte sagen wollen: „Na warte nur, bis ich nichts Besseres zu thun haben werde, als Dir auf Deine dummen Fragen zu antworten!“ Vielleicht aber antwortete er ihr auch darum nicht, weil er es selbst nicht wußte.

Sie gingen das Dorf entlang. Der Vater sprach nichts und Hrycio sprach auch nichts. Endlich kamen sie vor ein großes, altes, strohbedecktes Gebäude, mit dem Schornstein auf dem Dache. In dieses Gebäude gingen viele Knaben hinein, so alte oder auch ältere wie Hrycio. In dem Garten ging ein Herr in einem Drilllich-Anzuge ohne Hut umher.

„Hrycio!“ sagte der Vater.

„Ja,“ sagte Hrycio.

„Siehst Du dieses Haus?“

„Ich seh' es.“

„Merkt Dir's, es ist die Schule.“

„Ja,“ sagte Hrycio.

„Du wirst hierher lernen gehen.“

„Ja,“ sagte Hrycio.

„Halte Dich gut, mache keinen Schabernack, sei dem Herrn Lehrer gehorsam! Ich gehe zu ihm, daß er Dich einschreibe.“

„Ja,“ sagte Hrycio, und verstand fast nicht das Mindeste von dem, was ihm der Vater gesagt hatte.

„Geh Du nur mit diesen Knaben. Seid so gut, Ihr Knaben, nehmt ihn mit!“

„Komm!“ sagten die Knaben und nahmen Hrycio in ihre Mitte, während der Vater in den Garten ging, um mit dem Herrn Lehrer zu sprechen.

## II.

Die Knaben gingen in ein Vorzimmer, wo es ganz dunkel war und grauslich nach vorjährigem Kohl roch.

„Siehst Du, dort?“ sprach ein Knabe zu Hrycio, indem er auf die dunkelste Ecke hinwies.

„Ja, ich seh',“ lispelte Hrycio zitternd, obwohl er gar nichts sah.

„Dort ist eine Grube,“ sprach der Knabe.

„Grube!“ wiederholte Hrycio.

„Wenn Du Dich schlecht beträgst, wirst Dich der Lehrer in jene Grube, und Du wirst dort die ganze Nacht sitzen müssen.“

„Ich will nicht!“ rief Grycio. Unterdeffen lispelte der erste Knabe dem zweiten etwas in Ohr, beide sicherten, worauf der erste tastend an die Schülthür herantrat und zu Grycio sagte:

„Klopf' an die Thür, rasch!“

„Wo zu?“ fragte Grycio.

„Es ist Brauch so. Wer zum ersten Mal in die Schule kommt, muß anklopfen.“

In der Schule war ein Gesumme wie in einem Bienenstocke. Als aber Grycio mit geballten Fäusten etliche Mal an die Thüre schlug, wurde es ganz still. Langsam öffneten die beiden Knaben die Thür und stießen Grycio hinein. Im selben Augenblick klatschten tüchtige Birkenruthen auf seinen Rücken herab. Grycio erschrak über alle Maßen und schrie aus Leibeskräften.

„Sei still, Du Narr!“ riefen ihm die Mitschüler zu, dieselben, welche ihm vor einem Augenblicke die Neulingstaufe bereitet hatten.

„Au, au, au, au!“ schrie Grycio.

Die Knaben bekamen Furcht, daß Grycio's Gezeter dem Lehrer zu Ohren kommen könnte, und begannen Grycio zu beschwichtigen.

„Still, Du Narr, es ist ja Brauch und Sitte! Wer an die Thür klopft, muß auch auf den Rücken geklopft werden. Wußtest Du denn das nicht?“

„Nein! Ich — wuß — wußte — das — nicht!“ schluchzte Grycio.

„Warum hast Du das nicht gewußt?“

„Ich bin ja das erste Mal in der Schule!“

„Das erste Mal!“ riefen die Knaben, gleichsam unendlich verwundert darüber, daß Jemand das erste Mal in der Schule sein könne.

„Ja, da müssen wir Dich bewirthen!“ sagte einer von ihnen, lief zur Tafel, nahm aus der Schachtel ein tüchtiges Stück Kreide und reichte es dem Grycio.

„Da, nimm, Du Narr! Iß es, aber schnell!“

Alle schwiegen und blickten erwartungsvoll den Grycio an, welcher etliche Augenblicke die Kreide mißtrauisch in den Händen hin und her wendete und dieselbe schließlich langsam in den Mund legte.

„Iß, Du Narr, aber schnell!“ ermahnten ihn die Spaßvögel, während sie fast bersten wollten vor verhaltenem Lachen.

Grycio begann zu knuspeln und aß endlich mit einigen Ueberwindungen die Kreide auf. In der Schule erscholl ein Gelächter, daß die Fenster klirrten.

„Was lacht Ihr da?“ fragte Grycio verwundert.

„Nichts, nichts! Vielleicht willst Du noch mehr?“

„Nein, ich will nicht. Was ist denn das?“

„Weißt Du denn das nicht? So ein Erzejel! Es ist ja Jerusalem! Es ist sehr gut.“

„Nein, sehr gut ist es nicht,“ meinte Grycio.

„Du hast noch keinen richtigen Geschmack. Ein jeder muß das essen, der zum ersten Mal in die Schule kommt.“

In diesem Augenblick kam der Lehrer herein. Alle Knaben huschten wie erschreckte Spazier in einem Nu in ihre Bänke, nur Grycio blieb mitten im Schulzimmer stehen, die Augen voll Thränen und mit kreideweißem Munde. Der Lehrer näherte sich ihm etwas unwirsch.

„Wie heißt Du?“

„Grycio.“

„Was für ein Grycio? Ach ja, Du bist der Neuling. Und warum sitzt Du nicht auf der Bank? Weshwegen weinst Du? Woher ist Dein Mund so weiß? He?“

„Ich habe Jerusalem gegessen.“

„Was? Was für ein Jerusalem?“ forschte der Lehrer.

Alle Knaben wollten fast bersten vor Lachen.

„Die Knaben haben mir's gegeben.“

„Welche Knaben?“

Grycio sah sich in der Schule um, konnte aber keinen einzigen von jenen erkennen.

„Na, na, geh' und setz' Dich dort! Lerne fleißig, sei brav und iß kein Jerusalem mehr, sonst bekommst Du Schläge!“

### III.

Der Unterricht begann. Der Lehrer sprach etwas, zeigte etwas wie dünne Bretterchen vor, auf welchen etwas wie Stäbchen und Häkchen gemalt war; die Knaben schrieten von Zeit zu Zeit etwas, sobald der Lehrer ihnen ein neues Brettchen vorzeigte; Grycio aber verstand gar nichts davon. Er achtete sogar nicht auf den Lehrer, so lächerlich erschienen ihm die um ihn herum sitzenden Knaben. Der eine schnupperte mit dem Finger in der Nase, der andere bemühte sich von hinten dem Grycio einen kleinen Strohhalm leise ins Ohr hinein zu stecken, der dritte arbeitete lange Zeit sehr fleißig, indem er aus seinem alten Rock Fäden, Unterfutter und kleine Tuchlappen abriß und dieselben fein ordentlich vor sich auf der Unterbank aufschichtete. Schon lag vor ihm ein schönes Häuflein von diesem Material, er aber zerrte, riß und zupfte noch immer ohne Unterlaß.

„Wozu zupfst Du das?“ fragte ihn Grycio.

„Ich werd' es zu Hause mit der Suppe essen,“ antwortete ganz ernst der Knabe, und Grycio dachte lange darüber nach, wie denn die Suppe mit solchem Zubehör schmecken möge.

„Ja, mein lieber Grycio, Du giebst mir aber gar nicht Obacht!“ rief im Vorbeigehen der Lehrer und zupfte ihn beim Ohr so sanft, daß dem Grycio unwillkürlich die Thränen in den Augen standen. Er erschrak so, daß er lange Zeit nicht nur nicht Obacht geben konnte, sondern auch alles in der Welt vergaß. Als er endlich seine Geister etwas gesammelt hatte, begannen die Knaben schon auf beweglichen Täfelchen die Silben zu lesen. Der Lehrer setzte eben eine längere Reihe jener Täfelchen zusammen und die Knaben lasen halb singend:

„A — ba — ba — ga — la — ma — ga.“ Wohl hundert Mal wiederholten sie den Unsinn. Dem Grycio gefielen, wer weiß warum, diese Worte sehr gut, und er begann mit seiner zitternden Stimme mit den anderen um die Wette zu schreiben: „A — ba — ba — ga — la — ma — ga.“

Der Lehrer war schon nahe daran, ihn deswegen für einen fleißigen und gelehrigen Schüler zu halten; um sich noch fester davon zu überzeugen, veränderte er die Ordnung der Buchstaben. Unverhofft legte er den Schülern die Buchstaben „Ba ba“ vor, Grycio aber, der nicht auf die Buchstaben, sondern nur auf den Lehrer sah, schrieb mit seiner schrillen Singstimme: „Gala maga.“ Alle lachten laut, auch der Lehrer lachte, nur Grycio sah sich verwundert um und sprach ebenfalls laut zu seinem Nachbar: „Warum schreibst Du nicht „gala maga“?“ Erst dann bemerkte der Ärmste seinen Irrthum, als der Lehrer seinem Fassungsvermögen mit einem Ruthenstreich auf die Schultern nachhalf.

„Na, was hat man Dich denn in der Schule gelehrt?“ fragte der Vater, als Grycio gegen Mittag von der Schule nach Hause kam.

„Wir haben „A ba ba ga lamaga“ gelernt,“ antwortete Grycio.

„Und Du hast es gewußt?“ fragte der Vater, ohne näher zu forschen, was das für eine wundersame Wissenschaft sei.

„Natürlich hab' ich's gewußt,“ sprach Grycio stolz.

„So, sei nur immer recht brav!“ ermahnte ihn der Vater. „Wenn Du hier im Dorfe alles gut auslernst, wirst Du in die Stadt in die höhere Schule gehen und wirst hernach ein Geistlicher. Frau, gib ihm doch etwas zu essen!“

„Ja,“ antwortete Grycio.

#### IV.

Eben war ein Jahr vergangen seit jenem denkwürdigen Tage. Vaters glänzende Hoffnungen auf Grycio's Zustand waren längst verraucht. Der Lehrer hatte ihm offen gesagt, Grycio sei ein ganz

stupider Kopf und der Vater werde am besten thun, wenn er ihn gleich aus der Schule nähme und wieder Gänse hüten ließe.

Und in der That kam Hrycio nach ganzjährigem Schulbesuch ebenso flug nach Hause, wie er vor einem Jahre war. Zwar das „A ba galamaga“ wußte er fein auswendig, so daß manchmal sogar im Traume dieses wunder-same Wort aus seinem Munde ertönte. Es war gleichsam die Schwelle seiner Buchweisheit, es war ihm aber nicht vergönnt, diese Schwelle zu überschreiten. Ueber dieses Wort kam er in der Wissenschaft keinen Schritt vorwärts. Die Buchstaben verwirrten sich in seinen Augen, so daß er sie nie genau erkennen konnte und immer n und u, t und l verwechselte. Daß es unter solchen Umständen mit dem Lesen nicht vom Fleck gehen konnte, versteht sich von selbst.

Ob die Ursache davon in seiner angeborenen Stupidität oder in der schlechten Lehrmethode des „Herrn Professors“ lag, ist schwer zu entscheiden. Es soll nicht verschwiegen werden, daß der Lehrer sich um Hrycio und seinesgleichen die ehrlichste Mühe gab und es an Ruthenstreichen, Haarzupfen, Ohrendrehen und ähnlichen Aufmunterungen gewiß nicht fehlen ließ. Leider aber war seine Mühe größtentheils verloren, denn unter dreißig Schülern gab es außer Hrycio noch achtzehn eben solche „bodenlos stupide Köpfe“, welche in dem dumpfen Schulzimmer das ganze Jahr nur daran dachten, wie schön und herrlich es doch wäre, wenn sie statt unnützer Plackerei in der Schule sobald als möglich mit ihrer ganzen Autorität auf der Hutweide auftreten dürften.

Besonders aber dachte Hrycio gewiß am öftesten daran. Das verfluchte A-B-C-Buch, welches er im Laufe der ganzjährigen Arbeit über den wissenschaftlichen Problemen fast in Fetzen zerrissen und zerschliffen hatte, das verfluchte „Ababagalamaga“ und die verfluchten freiwilligen Zugaben und Aufmunterungen des Herrn Lehrers hatten ihn mit solchem Widerwillen gegen die Wissenschaft erfüllt, daß er ganz blaß und mager wurde und immer wie im Traume umherging. Endlich erbarmte sich Gott und schickte den Monat Juli, erbarmte sich der Vater und sprach an einem Morgen: „Hrycio!“

„Was?“ fragte Hrycio.

„Von heute an wirst Du nicht mehr in die Schule gehen.“

„Ja!“ sagte Hrycio.

„Zieh die Stiefel aus, nimm den Hut und den Riemen ab, man muß sie für den Sonntag aufheben. Du aber gürtete Dich mit einer Basttschnur, nimm die alte Mütze auf den Kopf und treibe die Gänse auf die Hutweide.“

„Ja!“ sagte Hrycio freudig.

## V.

Die Gänse — was soll man von dummen Gänsen anderes erwarten — wußten auch diesmal nichts von der freudigen Neuigkeit, welche ihnen zu Theil werden sollte.

Während des ganzen Jahres, als Hrycio die Schule besuchte, hütete sie der kleine Nachbarsbube Lukas, welcher gewöhnlich nichts anderes that, als Löcher graben, Brote aus Lehm kneten und mit dem Sande spielen. Um die Gänse kümmerte er sich gar nicht, und sie gingen, wohin sie wollten. Oft geschah es, daß sie auf Saatfelder kamen, weswegen sie von den geschädigten Bauern viele Flüche, manchmal auch viele Schläge über sich ergehen lassen mußten. Außerdem aber rauschte das Unglück mehrere Mal mit verderbenschwangeren Fittigen über die Gänseherde hin. Fünf junge Gänseriche und zehn Gänse verkaufte die Bäuerin in der Stadt; schwer fiel es den übrigen, sich von ihnen zu verabschieden. Die alte aschgraue Gans wurde von einem Nachbar auf dem Saatfelde mit einem Baumast todtgeschlagen, worauf der Barbar die entseelte Leiche erbarmungslos mit einem Fuße an denselben Ast band, die ganze Hutweide entlang am Boden schleppte und dem Eigenthümer vor die Fenster warf. Einen jungen Gänserich, der gewiß die Zierde und der Stolz der ganzen Heerde geworden wäre, tödtete und fraß ein Geier, als er sich von der Heerde irgendwo absetzte. Allein trotz aller dieser schweren und unerseßlichen Verluste war doch die Heerde in diesem Jahre größer als im vorigen. Dank dem weißen Gänserich, der scheckigen Gans und ihren zwei oder drei hoffnungsvollen Töchtern betrug die Heerde in diesem Jahre mehr als vierzig Stück.

Als Hrycio unter ihnen erschien, mit der Weidengerte, dem Abzeichen seiner Oberfeldherrschaft in der Hand, wandten sich alle die röthlichen Gänseaugen ihm zu und einstimmig ertönte ein verhallendes Geziß der Bewunderung. Weder der weiße Gänserich, noch die scheckige Gans hatten ihren ehemaligen guten Hirten vergessen und erkannten ihn bald wieder. Mit lautem freudigen Geschnatter und Geflatter eilten sie ihm entgegen.

„Geh — geh — geh — geh!“ jubelte die scheckige Gans.

„Ich war in der Schule,“ antwortete Hrycio stolz.

„Ei, ei, ei, ei!“ verwunderte sich der weiße Gänserich.

„Glaubst Du's nicht, Du Erzesel?“ herrschte Hrycio ihn an und schlug nach ihm mit der Gerte.

„Und was, was, was? Und was, was, was?“ wisperten die übrigen Gänse, sich um ihn schaarend.

„Fragt Ihr, was ich gelernt habe?“ formulirte Grycio ihre Frage.

„Was, was, was?“ wisperten die Gänse.

„A ba ba ga la ma ga!“ antwortete Grycio.

Wieder ertönte ein Gezisch heller Verwunderung, als ob keine von diesen vierzig Gänseköpfen im Stande gewesen wäre, diese tiefe Weisheit zu verstehen. Grycio stand stolz, unerreicht da. Endlich aber ergriff der weiße Gänserich das Wort:

„A ba ba ga la ma ga! A ba ba ga la ma ga!“ schrie er mit seiner durchdringenden Stimme, indem er sich hoch aufrichtete, den Kopf emporstreckte und mit den Flügeln um sich schlug. Und hernach wandte er sich dem Grycio zu, als wollte er ihn noch tiefer erniedrigen und beschämen und zischte höhnisch:

„A kshi! A kshi!“

Grycio war beschämt, gebrochen. Der Gänserich merkte und wiederholte in einem Augenblick diese Weisheit, welche ihn ein ganzes Jahr Studirens gekostet hatte.

„Warum hat man ihn doch nicht in die Schule geschickt?“ dachte er in seinem Inneren und trieb die Gänse auf die Hutweide.



## Schuhengel.

Von Sladef.

Aus dem Böhmischen übersezt von Marie von Ebner-Eschenbach.

Es wallt zu meinem Bettchen  
Ein lieber Engel her;  
Ich glaub', wir sind mit Kettchen  
Verbunden, ich und er.

Ich seh' ihn oft im Traume  
Bewachen meine Ruh,  
Mit warmem, weichem Flaume  
Deckt er mich liebeich zu.

Und wird mir manchmal bange,  
Im Schlaf, halb unbewußt,  
Da küßt er meine Wange,  
Drückt mich an seine Brust.

Wie Sommerluft so milde  
Haucht er: Mein Sternelein!  
Wenn nicht ein Traumgebilde,  
Ist's wohl — mein Mütterlein.



## Kleine Barfüßler.

Von Guillaume Vandekerckhove.

Mit einem Nachwort von Dr. Victor Adler.

Ich denke mir, daß es auch in Eurem Lande Sitte ist, des Abends im Zwielficht Geschichten und Märchen zu lauschen, die Euch die Großmutter erzählt.

Ich denke mir, daß Ihr recht neugierig seid, außergewöhnliche Dinge zu erfahren.

Erst wollte ich Euch, meine lieben, unbekanntem Leser, ein Märchen voll unglaublicher Wunder mittheilen, aber dann dachte ich mir, es werde Euch die Erzählung einer wahren Begebenheit, deren Held noch lebt, mehr Freude machen. Habe ich richtig gerathen? Leset die Geschichte vom kleinen Tello und sagt mir nachher, ob sie Euch nicht besser gefallen hat als manche Feen- und Geistergeschichte.

Wer ist Tello?

Ein kleiner Knabe von sieben Jahren war er damals, als unsere Geschichte begann. Er lebt in New-York.

Tello war von Kindheit an ein Knabe voll Mitgefühl und Liebe für alle Unglücklichen. Die Leiden Anderer betrübten ihn, als wären sie seine eigen. Voll Mildthätigkeit wollte er alle Schmerzen lindern, alle Traurigen trösten, alle Thränen trocken! Aber wie sollte er das anstellen? Er war selbst arm wie eine Kirchenmaus, und wieviel er auch gehabt hätte, es würde ja doch nicht gereicht haben, all' den Elenden und Armen zu helfen!

So überlegte er denn und versuchte zu thun, was in seinen geringen Kräften stand. Es war ein strenger Wintertag, als Tello ohne Oberrock heimkam. Seine Eltern fragten, was das bedeuten sollte, worauf er ihnen bescheiden und einfach erklärte, er hätte noch einen Sonntagsrock im Kasten und habe deshalb den seinigen einem armen, halb nackten Kinde geschenkt, das vor Kälte zitterte.

Bald darauf brachte er einige barfüßige Knaben seines Alters in die elterliche Wohnung. Ihre Füße waren von Kälte und Frost erstarrt und wund von den spitzen Steinen der Straße. Er nahm, was er vorfand, und schenkte es den Kindern. Von diesem Tage an hat er seine Schulkameraden, ihm alle alten Schuhe, deren sie nicht mehr bedürften, zu schenken, um seine armen Freunde von der Straße damit zu kleiden. Bald war seine kleine Stube voll von alten Schuhen und abgetragenen Kleidern, mit denen er die beschenkte, welche ihm der Zufall entgegen führte.

Damit nicht zufrieden, verfertigte er Papierblumen und verkaufte diese auf der Straße, um den Erlös für die Barfüßler zu verwenden. Damals war er sieben Jahre alt.

Als er älter war, verband er sich mit einem Schulkollegen, und sie verfertigten allerlei Zeichnungen für fremde Leute. Das Glück war den muthigen Kindern hold, so daß sie schon Weihnachten 1885 einen Weihnachtsbaum für ihre armen, kleinen Freunde errichteten und sie mit alten Schuhen und Kleidern reichlich beschenken konnten.

Einige Jahre später stellte sich die Nothwendigkeit heraus, den Kreis ihrer Wohlthätigkeit zu erweitern. Tello gründete eine Zeitung, „Sonnige Stunden“ genannt, welche er und seine jungen Freunde redigirten. Dank den Subskriptionen und Inseraten gelang das Blatt ausgezeichnet. Die im April 1889 erschienene erste Nummer hatte eine Auflage von tausend Exemplaren. Dieser erste Versuch brachte einen Reingewinn von 34 Franken ein. Das Unternehmen gedieh und im Jahre 1893 hatte das Journal eine Auflage von 23 750 Exemplaren. Dieser Erfolg übertraf alle Erwartungen Tello's und seiner Mitarbeiter. 1890 vertheilten die Kinder 2000 Paare alter, gestickter Schuhe, 1891 3020 Paare und einen Weihnachtsbaum, bei dem 700 Kinder reichlich beschenkt wurden. 1892 sammelten sie 4892 Paare alter Schuhe und hatten die nöthigen Mittel aufgebracht, 400 Paar neue zu kaufen.

Tello, unermüdlich und erfinderisch im Auffuchen neuer Quellen für seine menschenfreundlichen Ideen, beschloß, seinen Bestrebungen eine dauernde Stätte zu errichten. Am Tage, als er seinen sechszehnten Geburtstag feierte, war es ihm möglich, dank der vielen Spenden, die zu diesem Zwecke eingelaufen waren, ein eigenes „den kleinen Barfüßlern“ gewidmetes Lokal zu eröffnen, mit einem großen Kleider- und Stiefelmagazin, sowie einem Spiel- und Lesezimmer, das sehr traulich mit Bildern, Statuen und Lampen geziert war.

Jenen, die Tello fragten, ob sein Unternehmen auf der Grundlage irgend eines religiösen Bekenntnisses beruhe, antwortete er, daß alle, die Noth und Elend drücke, bei ihm Hilfe fänden, gleichviel welcher Religion oder Rasse sie angehören. „Kälte und Hunger fühlen alle Kinder gleich bitter. Ich verlange von den Reichen bloß, was sie nicht mehr benötigen, und die Annoncen für mein Blatt.“

Auf diese Weise wurde Tello der Begründer eines segensreichen Unternehmens, dessen Ruf in andere Länder gedrungen ist und in Paris, London, Athen und Brüssel Nachahmung gefunden hat.

Als Herr Vandekerckhove seine Erzählung beendet hatte, waren die Kinder tief ergriffen und gerührt; zwei Mädchen hatten Thränen in den Augen.

„Ein braver Bursche, der Tello!“ rief einer der Knaben; „und Muth hat er auch,“ setzte ein anderer hinzu. „Ich habe mich schon oft geschämt, daß ich zwei dicke Röcke im Winter habe und der Bub' neben mir auf der Bank hat nur eine dünne Leinenjacke. „Ja, bei uns,“ fiel ihm ein Mädchen ins Wort, „da können im argen Winter, wenn es viel schneit, viele Kinder gar nicht in die Schule kommen, weil sie keine Schuhe haben; dann bleiben sie immer so zurück hinter uns, denen es gut geht. Ja, so was müßten wir auch machen, wie der Tello —“

— „Ja, aber“ begann der hoch aufgeschossene, blonde Hans in seiner schwerfälligen Weise.

„Was aber? Du hast immer ein Aber,“ schnappte ihm die kleine, schwarze Gretche ab.

„Ja aber, warum haben denn eigentlich alle die Kinder keine Schuhe?“ brachte Hans endlich heraus.

„Bist du aber dumm — weil sie ganz arm sind, natürlich.“

„Ja, aber warum sind sie denn arm?“ fragte Hans hartnäckig, und nun gab's eine lange Pause.

„Vielleicht sind ihre Väter faul und wollen nicht arbeiten,“ rückte endlich ein wenig schüchtern Paul heraus.

„Unsinn,“ fuhr Hans fast beleidigt dazwischen, „in meiner Klasse ist der kleine Peter der ärmste, er hat den ganzen Winter nie eine Frühstücksemmel mit. Glaubt Ihr, sein Vater ist faul? Oh nein, er ist Maurer, und der Peter trägt ihm täglich Mittags einen Topf mit Essen auf den Bauplatz, das weiß ich, weil ich ihn oft gesehen habe. Und der Vater von Rudi, der ist Schneider, und doch hat Rudi keinen Winterrock. Und faul ist Rudi's Vater auch nicht. Erst vor ein paar Wochen ist Rudi vierzehn Tage ausgeblieben, weil er seinen Vater zu Hause pflegen mußte, der die Schwindsucht hat, weil er ganze Nächte bei der Nähmaschine sitzt. Seine Mutter aber ist den ganzen Tag in der Fabrik. Also das mit der Faulheit ist ein Unsinn.“

„Wißt Ihr, was Hans da erzählt, das ist doch gar zu merkwürdig. Rudi's Vater ist Schneider, warum macht er denn seinem Sohne keinen Winterrock?“

„Ja, das hab' ich Rudi auch gefragt,“ fuhr Hans fort, aber er sagt, sein Vater habe kein Geld, um Stoff zu kaufen. Wenn er seine Arbeit abgeliefert, kriegt er gerade so viel, um die Schulden beim Bäcker und Kaufmann zu zahlen; den Zins sind sie auch schon lange schuldig.“

„Aber da arbeitet ja der arme Schneider immer für andere Leute, und ihm bleibt gar nichts, das ist ja schrecklich. Da muß er ja arm sein!“ meinte Elsa, welche die Älteste war, und fügte nachdenklich hinzu: „Jetzt weiß ich auch, warum ich mich immer schäme, wenn ich mit meinem Schinkenbrot neben mir eine Kameradin sehe, die nichts für die Vesperpause mitgebracht hat.“

„Ja, ich gebe immer die Hälfte weg; du nicht?“ meinte Grete.

„Aber freilich, aber ich schäme mich doch! Mir ist immer, als wäre ich der armen Marie etwas schuldig, und ich könnte es ihr nicht zurückgeben. Aber jetzt weiß ich, warum das ist. Mariens Vater arbeitet eben auch nur für andere Leute.“

„Ja, meinst du denn, die Väter von Rudi und Marie arbeiten für uns? Ja, dann gehört ihnen doch alles, was wir am Leibe haben — das wäre doch schrecklich. Da zieh ich mein neues Kleid nie mehr an. Nein, nie mehr. Ich gebe es gleich der Marie zurück!“

Alle riefen nun: „Ja, wir wollen Alles zurückgeben!“

Nur Hans fing wieder an: „Aber —“.

„Was, du Widerspruchsgeist!“

„Aber seid nur ruhig, ich gebe ja auch her, was ich übrig habe; aber — es ist nicht genug. Ihr werdet sehen, es giebt so fürchterlich viel arme Kinder, viel mehr als reiche!“

„Da hat Hans recht, das ist wahr,“ meinte Paul, „ja, aber was thun?“

Hans machte ein ganz verzagtes Gesicht, dann wurde er plötzlich feuerroth und fing an: „Aber, mir fällt was ein: Könnte man denn das nicht so einrichten, daß die armen Leute nicht für andere arbeiten? Ich finde das unrecht, daß Mariens Vater erst das Kleid hergeben und daß Marie erst warten muß, ob ihr Elsa das Kleid wieder zurückgiebt.“

„Ja, das wäre freilich schön, wenn das ginge, aber wie sollen wir das machen?“ meinte Elsa.

„Das weiß ich nicht, aber — es muß möglich sein,“ so schloß Hans das Gespräch; „ich habe den Vater unlängst sagen gehört: Den Armen geben ist gut, aber dafür arbeiten, daß die Armuth aufhört, ist besser. Jetzt verstehe ich erst, wie der Vater das gemeint hat.“



## Der sonderbare Pachtzins.

Altenglische Sage, nacherzählt von Emma Adler.

„Ach, ach, die Welt ist groß und schön, aber was sollen wir in ihr anfangen? Wohin sollen wir uns wenden?“ murmelte Bill Kennedy vor sich hin. Er saß auf einem Felsen und blickte sorgenvoll auf den See, der sich zu seinen Füßen ansdehnte. „Was werden wir anfangen? Morgen ist das Pachtgeld zu zahlen und der Gutsherr hat schon gedroht, uns das Letzte, was wir besitzen, fortzunehmen, wenn wir nicht zahlen können. Um mich ist mir's ja nicht so sehr zu thun, aber mein krankes Weib und die armen halbverhungerten Kinder. . . Er wird uns auf die Landstraße hinauswerfen, denn ich habe keinen Pfennig. Ach, daß man solche Qualen erleben muß!“ So jammerte Bill verzweifelt laut, als wollte er seinen Kummer in den Wellen begraben; aber die glänzenden, sich hoch aufthürmenden Wellen schienen über sein Glend nur zu spotten und blinkten und schimmerten noch heller unter dem blauen wolkenlosen Himmel an jenem Maimorgen. Der im Sonnenschein glitzernde See, die grünen Felseninseln, die mächtigen Bergriesen mit ihrer immer wechselnden Färbung hätten mit ihrer zauberischen Schönheit manchen seine Traurigkeit vergessen lassen können; aber ein Verzweifelter sieht nur in sich hinein und hat keinen Blick für das, was ihn umgiebt.

Aber Bill war nicht so verlassen, als er glaubte. Jemand hörte seine Klagen und Hilfe war von einer Seite nahe, von der er sie nicht erwartet hätte.

„Was fehlt Euch, armer Mann?“ sagte ein großer, magerer, fahl aussehender Mann, der aus dem Ginstergesträuch hervorkam. Da Bill von seinem erhöhten Sitz alles überblicken konnte, war er nicht wenig erstaunt über des Herrn unbemerktes Hervorkommen. Er dachte gleich an Gespensterspuk und es ward ihm angst und bang. Doch nahm er seinen Muth zusammen und ließ sich nichts merken. Er erzählte dem theilnehmenden Fremden, wie die Ernte schlecht gerathen sei, wie wenig Milch die Kühe gäben und wie er nun das Pachtgeld nicht zahlen könne, und der Gutsherr gedroht habe, ihn auf die Straße zu werfen, wenn er bis morgen Mittag die Pacht nicht bei Heller und Pfennig gezahlt habe.

„Eine traurige Geschichte,“ sagte der Fremde. „Aber wenn Ihr Eure Lage dem Gutsherrn so schildern würdet, wie Ihr es eben gethan, so würde er gewiß sein Herz vor Eurem Leid nicht verschließen können!“

„Sein Herz, Verehrtester! Haben Sie schon gehört, daß Gutsherren ein Herz für die Leiden der Pächter haben?“ schrie Bill. „Ich sehe, daß

Sie den Herrn nicht kennen. Ueberdies will er längst die Pachtung einem Verwandten übergeben und sucht nach einem Vorwande, mich los zu werden."

"Nehmt dies, armer Mann! Nehmt es!" Dabei warf der Fremde eine Börse voll Goldstücke in den alten Hut, der neben dem Bauern lag. „Zahlt damit Euren Zins, ich werde schon dafür sorgen, daß ihm das Geld nicht gut bekommt."

Bill war vor Freude wie gelähmt, und als er das Gold aufhob und dem Fremden danken wollte, war dieser lautlos verschwunden, so wie er gekommen war. Der verwirrte Bauer schaute rings um sich, um seinen Wohlthäter zu finden, und glaubte zuletzt, ihn auf einem weißen Roß über den See reiten zu sehen.

"Der gute Seenix O'Donoghue!" jubelte Bill und ramte mit dem Golde zu seinem Weibe, ihr Herz zu erfreuen und über die guten Aussichten für die Zukunft zu sprechen.

Am anderen Tag machte sich Bill auf den Weg zum Gutsherrn, nicht kriechend, mit dem Hut in der Hand, gesenkten Blickes, mit zitternden Knien, sondern aufrecht und selbstbewußt, wie ein Mann im Gefühl seiner Unabhängigkeit.

"Warum nehmt Ihr nicht den Hut ab, Kerl? Wißt Ihr nicht, mit wem Ihr redet?"

"Ich weiß, daß ich nicht mit dem König rede, und sonst nehme ich blos vor jenen Leuten den Hut ab, die ich achte und liebe. Der Herrgott aber weiß, daß ich weder einen Grund zur Liebe noch zur Achtung für Euch haben kann!"

"Ungezogener Bengel!" schrie der Gutsherr und biß sich wuthschraubend auf die Lippen bei dieser unerwarteten Auslehnung. „Ich will Euch Respekt lehren! Ich habe die Gewalt, merkt es Euch!"

"Ja, was das Eintreiben des Zinses betrifft, so weit reicht Euere Macht," antwortete Bill und behielt den Hut weiter auf dem Kopf.

"Gut, daß Ihr wenigstens das wißt, und nun, wie steht's mit Eurer pünktlichen Bezahlung? Es ist jetzt der äußerste Termin und wenn ein Pfennig von der Summe und den laufenden Zinsen fehlt, so macht Euch darauf gefaßt, daß Ihr am Längsten hier gewohnt habt — keine Stunde laß' ich Euch weiter da!"

"Da ist das Geld und die schuldigen Zinsen obendrein! Ihr thätet besser, das Geld zu zählen und mir eine Bescheinigung auszustellen!" . . .

Der Gutsherr schaute ganz verblüfft das hellglänzende Gold an. Das war nicht wie sonst das armselige, schmutzige, zerfetzte Papiergeld, das kaum gut genug gewesen war, die Tabakspfeife anzuzünden. Es blieb

nichts übrig, als das Geld zu nehmen, eine Bescheinigung auszufertigen und mit dem Hinauswerfen bis zum nächsten Zinstag zu warten.

Als der Gutsherr nach einiger Zeit das Gold aus der Schublade nehmen wollte, fand er es in Pfeffernußkücheln verwandelt. Er raste, fluchte, aber das half nichts, die Goldstücke hatten sich in Pfefferküchen verwandelt, und jedes Stück zeigte das Bildniß des Königs und die Inschrift gerade wie die Goldstücke, und, was das Aergste war, der Bauerntölpel hatte die Bescheinigung in der Tasche! Er entschloß sich, die Sache für sich zu behalten, denn es war nichts zu machen und er fürchtete, zum Schaden noch den Spott zu fügen.

Bill hatte von dieser Stunde an Glück in allen seinen Unternehmungen, er wurde wohlhabend, und dankbar gedachte er des hilfreichen Waffernix O'Donoghue, der dort unter den Wogen des Sees lebte und der, wie es schien, sein Schutzpatron geblieben war.



### Der uninteressante Fall.

Eine Scene aus dem Spitale. Von Ego Armiger.

*Ammerling'sche Folge*

Der junge Arzt, der diese Nacht in der Aufnahmestanzlei Dienst hatte, langweilte sich sehr. Er hatte seine Uhr vor sich auf dem Tische liegen, und wenn er sah, wie langsam der Stundenzeiger vorrückte, verwünschte er sein Unglück, das ihm zum zweiten Mal in dieser Woche zu dem öden Nachtdienst verholpen hatte. Ein älterer Kollege hatte ihn gebeten, für ihn den Dienst zu übernehmen, und da derselbe beim Professor großen Einfluß hatte, blieb nichts übrig, als die Zähne zusammenzubeißen und trotz der inneren Wuth mit freundlicher Miene so zu thun, als wäre der Nachtdienst in der „Aufnahme“ das größte Glück, das einem jungen Anfänger in der Heilkunde widerfahren könnte.

Der junge Mann trommelte nervös auf dem Tisch, sprang auf, machte ein paar Runden durch das unfreundliche Zimmer, sah auf die Uhr, setzte sich wieder und seufzte tief auf. Wie langsam die Zeit verging! Ein schrecklicher Dienst! Dazu hatte man acht Gymnasialjahre abgefessen und sechs Jahre Medizin studirt, um hier mutterseelenallein vor Längeweile zu sterben? Nun, Gott sei Dank, dieses Martyrium sollte nicht mehr lange dauern. In einem Jahre konnte man wohl hoffen, dieses Sklavenhoch abzuwerfen und die Privatpraxis zu gewinnen. Wenn man

Glück hatte, konnte man bald eine reiche Patientin bekommen, welche einen ihrer noblen Bekannten empfahl, und so brauchte man sich nicht ewig mit solchem Volk abzugeben wie da im Spital. Oh, dieses Spital! Wenn man dort nicht die Möglichkeit hätte, interessante Fälle zu sehen, könnte man gar nicht begreifen, wie man von einem jungen gebildeten Manne verlangen darf, mit den schmutzigen Leuten zu verkehren und gar Nachtdienst zu leisten. . . .

So gingen die Gedanken dem Arzte durch den Kopf, als die Thüre geöffnet wurde. Zwei Männer brachten auf einer Tragbahre eine Frau, die regungslos dalag. Neben der Bahre stand schluchzend ein etwa zehnjähriger Knabe, während eine andere Frau ihn zu beruhigen suchte.

„Heul' nicht so! Ist das Deine Mutter?“ fragte der Doktor, und tauchte seine Feder in die Tinte.

„Ja, mein armes Mutterl, sie ist . . .“

„Wie heißt sie und wo wohnt sie,“ unterbrach der Arzt, „alles der Reihe nach, Ordnung muß sein.“

Die Frau, eine Nachbarin, die theilnahmsvoll mitgegangen war, gab Namen, Beschäftigung und Adresse der Kranken an und der Journalhabende schrieb ordnungsgemäß alles ein.

„Nr. 2140; die Patientin kommt auf Saal 18, und Du, Junge, geh' ruhig nach Hause.“

„Bitt' schön, Herr Doktor, könnt' ich nicht bei meinem Mutterl bleiben? Ich fürcht' mich allein zu Hause und die Mutter wird auch böse sein, wenn sie morgen früh wieder gesund ist und mich nicht sieht.“

„Das geht nicht; geh' zur Nachbarin, und Deiner Mutter werden wir schon sagen, wo Du bist. Adieu!“

Die Nachbarin zog den Knaben von dem bewegungslosen Körper weg, auf den er sich weinend geworfen hatte, und während die Kranke im Saale von der Wärterin umgekleidet wurde, entfernte sich das Kind mit der Nachbarin.

\* \* \*

Kurz bevor der Wachdienst des jungen Arztes zu Ende ging, kam sein vorgefertigter Assistent in die Aufnahmskanzlei. In einer Ecke stand schon seit einiger Zeit der Knabe und wartete auf eine Nachricht über das Befinden seiner Mutter. Niemand kümmerte sich um ihn — hatte man doch ganz andere Dinge zu thun, als einem Kinde gleich zu Diensten zu stehen.

„Herr Doktor, ist denn während Ihres Dienstes gar kein interessanter Fall vorgekommen? Der Herr Professor ist schon wüthend, da er seinen Hörern immer das gleiche Material vorzeigen muß.“

„Ich habe doch heute Nacht einen Fall hinaufgeschickt, eine Frau — wie hieß sie nur schnell — da steht's ja, Nr. 2140, Marie Jasol, Wäscherin. Was war's mit der?“

Wie der unbeachtet in der Ecke stehende Knabe den Namen seiner Mutter hört, nähert er sich gespannt laufend den beiden Ärzten.

„Ach was, ein ganz uninteressanter Fall, eine ganz gemeine Hirnblutung, langweiliges Zeug. Ist übrigens schon heute früh gestorben.“

Ein Aufschrei ertönt, und wie sich die Ärzte umdrehen, sehen sie das Kind des „uninteressanten Falles“ todtenbleich die Hände zusammenschlagen, und während ihm die salzigen Tropfen über die Wangen fließen, ruft der Knabe jammernd: „Meine arme Mutter, oh mein liebes Mutterl, warum hast du mich hier gelassen?“ Und mit dem Egoismus des Kindes fragt er schluchzend: „Oh, oh, wer wird mir jetzt zu essen geben?“

\* \* \*

Ja, wer wird dir fortan zu essen geben, du arme Waise, wer wird fortan für dich sorgen, da deine Mutter nicht mehr ist, die von früh bis spät für dich arbeitete, die durch Ueberanstrengung ihre Kräfte frühzeitig aufrieb, die sich trotz eines Herzleidens keine Stunde Ruhe gönnte, um dich zu erhalten? Wer wird fortan für dich sorgen? Wer kümmert sich darum? Niemand, niemand; ist es doch ein ganz gewöhnlicher, ein täglich vorkommender Fall, ein ganz uninteressanter Fall . . . . .



### König Mensch.

Von Friedrich Stampfer.

Märchen noch so wunderbar,  
Unser Wille macht es wahr.

Vor vielen tausend Jahren lebte ein König, groß und weise, stark und gewaltig, wie es keinen zweiten auf Erden je gegeben hat. Er war der einzige, der unbeschränkte Beherrscher der Welt. Kein Wesen kannte er, das gewaltiger war als er, keines, das ihm gleich war — kein Gesetz beschränkte seine Macht. Willenlos ihm ergeben lag zu seinen Füßen alles, was da lebte im unendlichen Reiche der Natur.

Er war der Einzige — das All sein Eigenthum! Der Baum im Walde und der Halm im Felde gehörten ihm. Für ihn nur erschien des Morgens die Sonne, ihn aus süßen Träumen zu erwecken, für ihn nur sangen des Abends die Vögel, ihn in sanften Schlaf zu wiegen. Da gab

es keine Blume, die er nicht brechen durfte, wenn sie ihm gefiel, keine Frucht, die ihm zu pflücken verwehrt war, wenn es ihn nach ihr gelüstete.

Draußen in unendlicher Ferne standen die dunkelblauen Grenzpfähle seines Reiches. Was drüben lag, wußte er nicht, was kümmerte es ihn, wenn er diesseits Herr war?

Keine Krone schmückte sein Haupt — er kannte noch nicht das blinkende Metall — kein Purpurmantel fiel um seine Schultern. Seine stolze, aufgerichtete Gestalt war sein Königsornat, sein Titel Mensch.

Zu seiner Zeit ehrte man noch nicht den Namen des Königs, verachtete noch nicht den Namen des Menschen.

Vier Söhne wurden ihm geboren.

Die beiden älteren waren Zwillingenbrüder. Vieles unterschied sie von einander, vieles war ihnen gemeinsam. So wurden sie einander unentbehrlich.

Der Eine schmückte sich mit glänzendem Harnisch, lernte Schwerter schwingen und Bogen spannen und trieb sich auf stolzem Rosse auf den Feldern umher. Der Andere saß inzwischen in dunkle Gewänder gehüllt zu Hause, grübelte und sann und murmelte unverständliche Worte vor sich hin.

So gewaltig sein Bruder durch ritterliche Kraft und Gewandtheit war, so unüberwindlich war er durch die Verschlagenheit seines Sinnes, die Süßigkeit der Zunge und die Falschheit des Herzens. Und nur an Eines dachten die beiden Brüder, den altgewordenen Vater zu entthronen und seines Reiches zu berauben.

Einst trat der König in den Hof seiner Burg und fand dort den Sohn in härenem dunklen Kleide auf einem Steine hockend. Der, scheinbar ohne den Vater gewahr zu werden, flehentlich gegen die blaue Grenz wand seine Hände streckte, sie rang, in die Leere starnte und dann wieder wie in tödtlicher Angst schrie.

Entsetzt eilte der Vater herbei.

„Vater“, schrie er, „Vater! Er kommt! Er kommt, uns zu verderben. Vater! Warum hast Du Zeit Deines Lebens in trotziger Bosheit Dein Auge der ewigen Wahrheit verschlossen? Warum wolltest Du ihn nicht anerkennen, den Zaubergewaltigen, der jenseits der Grenze Deines Reiches wohnt? Tausendmal gewaltiger ist er als Du. Vor seiner Macht zerbrechen Deine Schwerter, bersten Deine Schilde. Ein frecher Knecht warst Du, der seinen Herrn bestohlen hat. Das Land, das Du in frevler Eitelkeit Dir zugesprochen, es gehört ihm. Furchtbar strafen wird er Dich ob Deiner Schuld. Und auch uns wird er verderben, uns Beide und die theuren zarten Brüderchen, die dort in der Wiege schlafen. Denn unerbittlich ist seine Rache und an Kindern und Kindeskindern straft er die Schuld der Väter.“

Dem armen Greise rollten die Thränen über die Wangen, als er den geliebten Sohn also sprechen hörte.

„Wahrlich“, sprach er, „nicht edel handelt mein Nachbar an mir, wenn er seine Heere gegen mich sendet und mich züchtigen will, weil ich nicht gewußt habe, daß er da ist. Doch es sei. Aber Euch, meine armen unschuldigen Kinder soll er verschonen. Einen Weg möge er mir zeigen, Euch zu retten, und was er von mir fordert, ich will es thun.“ Der Sohn umarmte den thörichten Alten, der ihm so prächtig in die Falle ging.

„Vater, der Mächtige hat Dich erhört, er will Deine Kinder schonen, aber desto härter wird Deine Strafe sein. Fern von den Genüssen der Erde, in denen Du sündlich geschwelgt hast, fern von Lust und Licht in der Tiefe der Berge mußt Du Dein Leben in Abgeschiedenheit und Stille verbringen, täglich auf den Knieen um Verzeihung bittend, den Du so übermüthig beleidigt hast.“

So sprach er in sich lachend, packte den Greis unter den Armen und führte ihn mit sich fort. Er zog ihm die Schuhe aus, schleppte ihn über Distel und Dorn und rauhes Gestein, durch enge Schluchten und finstere Höhlen. Bei einem Abgrund machten sie Halt „Da steig' hinab, alter Sünder!“ rief der fromme Sohn und stieß den Vater in die Tiefe. Dann eilte er spornstreichs nach Hause und erzählte dem edlen Bruder von seiner trefflichen List und dem einfältigen Alten, der sich so prächtig übertölpeln ließ.

Doben aber auf dem Berge, in dem der Vater lebendig begraben war, bauten sie ein stolzes Schloß und lebten herrlich und in Freuden.

Oft in der Nacht, wenn der Lärm der Bankette und Turniere verhallt war, hörte man's drunten seufzen und stöhnen. Dann ließen sie des Morgens Steine in die Tiefe rollen, damit es unten stille werde.

Und es ward unten stille.

Menschenkinder haben den Menschen, den König der Welt, entthront, verrathen und beraubt. Sie haben ihn eingekerkert und gepeinigt und mit Steinen seine Klagen erstickt. Sie haben den Glauben an Andere geschaffen und den Glauben an den Menschen in der Brust seiner Kinder getödtet.

Unten war es stille.

Jahre vergingen. — — —

Drunten am Fuße des Berges stand eine strohgedeckte Hütte. Dort wohnten die beiden jüngeren Söhne des gefangenen Königs.

Sie waren noch Kinder gewesen, als ihr Vater entthront ward. Die Brüder sagten ihnen, er sei todt — und sie glaubten es auch. Sie wußten nichts vom Königthum des Menschen, sie hatten den König nie gefannt und hatten nie Gutes von ihm gehört. Aber in ihren Adern

rollte sein Blut. Das süße Wort „Freiheit“ kannten sie noch nicht, stets waren sie Knechte der beiden älteren Brüder gewesen. Was der eine der Herren mit dem Schwerte in der Faust nicht auszurichten vermochte, das brachte der andere durch seine List zuwege. Alles Land hatten sie in ihren Besitz genommen und hielten die jüngeren Brüder in harter Frohne. Karg war der Lohn und ärmlich die Nahrung.

Da brauste des Menschen Blut in ihnen auf. Nach einem tollen Gelage, als droben Alles in Verwirrung und Erschöpfung dalag, stürmten sie das Schloß. Schrecklich klangen die Schwerter.

Als sie des Morgens ihre Wunden besahen, fanden drei von den vier Kämpfern, daß es ihnen leidlich gut ergangen war. Der vierte, der jüngste, aber lag, aus schweren Wunden blutend, betäubt auf dem Boden.

Da sprach der schwarze Bruder: „Wozu, geliebte Brüder, sollen wir uns weiter befehlen? Friede sei zwischen uns. Sind wir doch Kinder eines Vaters! Du bleibe getrost als dritter in unserem Bunde, auf unserem Schloß. Den Burschen aber, der da am Boden liegt, behalten wir als unseren Knecht. Er ist stark und wird sich bald von seinen Schlägen wieder erholen.“

Und so geschah es. Der verruchte Dritte verkaufte den Bruder, der für ihn gelitten und geblutet hatte.

Und er war der ruchloseste der drei Tyrannen.

Als der vierte der Brüder erwachte, fand er sich in einem finsternen Gelaß, schwere Ketten an Händen und Füßen. Vor ihm stand ein schwarzes furchtbares Ungethüm, an das er gefesselt war und das er speisen, warten und pflegen mußte. Eine unendliche Menge der seltensten Schätze spie dafür der eiserne Riese aus, nicht für seinen treuen Wärter, sondern für seine Herren. Ihn aber, den Sklaven, der ihn wartete, spie er an mit seinem heißen Schaum und umathmete ihn mit glühendem Gifthauch. Oft griff er nach ihm mit tausend Armen und grub seine Zähne ihm ins Fleisch. Aber je elender er ward, desto stärker und klüger wurde er, und desto mehr sann er auf Befreiung.

Das bemerkten seine Brüder und erschrafen.

Immer schärfer schliß der Eine seine Schwerter, immer verschlagener ward die List des Zweiten, immer schwerer wurden die Ketten, die der Dritte dem Bruder aufstod.

Der aber, wenn sein schrecklicher, lärmender Pflegling stille geworden war, sann und träumte.

Eines konnte er nicht vergessen.

Als die Schwerter klrirten, als sie im Kampfe standen, die Knechte gegen die Herren, da tönte es so seltsam von unten herauf. Da bebte

der Berg, als ob drinnen jemand an seinen Säulen rüttelte, da klang es herauf wie fernes Rufen und Jauchzen . . .

Rufen und Jauchzen einer Stimme — hatte er sie noch nie gehört?

Er entschlief. Aus dem Boden hob sich langsam eine Gestalt. Ein weiß umrahmtes Antlitz beugte sich über ihn. „Sohn?“ spricht die Stimme aus dem Berge. „Vater!“ murmelt er. „Vater! Längst ahnt mir, daß Du noch lebst, daß sie Dich betrogen und gefangen wie mich, Deinen treuesten Sohn. Nicht zu sagen habe ich's gewagt, daß ich an ihre Lüge nicht glaubte, daß ich nur an Dich glaubte, an Dich, herrlicher Vater, König Mensch. Ach, wie gern möcht ich Dich erlösen und nur Dich anbeten und nur Dir dienen. Doch sieh, ich bin selbst elend und gefangen — doch nein, ich bin stark; wenn Du noch lebst, dann fühl' ich die Kraft in mir, die Fesseln zu brechen — Deine wie meine. Hilf, Vater, rathe mir, wenn Du kannst, Dein Reich, Deine Herrlichkeit neu zu begründen. Vater rathe, Vater hilf!“

Und hoch auf richtete sich die Gestalt. „Ja, Menschenkind, König Mensch ist noch nicht todt. Sohn, Einziger, der meiner würdig ist, ich komme mit Rath, uns zu erlösen. Hör' meine Worte. „Fern von hier im Sand vergraben, liegt ein Schwert, das mir einst zauberkundige Zwerge geschmiedet haben. „„Dies Schwert““, hat mir der Zwergenkönig gesagt, „„wird Dich einst aus großer Noth erlösen. Denn es bricht alle Fesseln, schneidet alle Mauern. Einfach ist seine Klinge, aber gewaltig der Zauberspruch, der darauf eingegraben ist:

Der Du so heiß begehrest,  
Und nie Dein Sehnen stillst,  
Sei einig in Dir selbst,  
Dann kannst Du, was Du willst.““

Ich verstand den seltenen Spruch nicht und lachte. „Behalte Dein Geschenk für Dich“, sprach ich zu ihm. „Ich brauche es nicht. Nie werden mich Freigeborenen Mauern umschließen und Ketten binden. Bin ich nicht König, bin ich nicht Mensch?“ Und achtlos warf ich es in den Sand. „„Stolzer König““, antwortete mir der Zwerg, „„auch Deine Stunde schlägt. Das Zauberschwert der Einigkeit, das Du verschmähst, weil Du seinen Werth noch nicht klar zu erkennen vermagst, wird Dein Sohn einst mit tausend Schmerzen und Gefahren wieder suchen müssen.““ So sprach er und ging grollend von dannen. Heute, Sohn, ist die Stunde gekommen. Nicht vermag ich es, den Weg zu zeigen, den Du gehen mußt; wenn Du mein Sohn bist, wird Dein Herz Dich führen. Und fragt man Dich, wohin Du gehst, dann sprich: „Ich wandle die Wege des Menschen!“ — —

Und der Sohn machte sich auf den Weg und ging, wohin das Herz ihn führte.

Mit Entsetzen sahen die Brüder den entlaufenden Knecht.

Sie faßten ihn am Kleide und er riß sich loß, sie warfen Bäume über seinen Weg, sie stellten Fallen auf, sie untergruben den Boden, auf den er den Fuß setzte. Er aber schritt fort.

Da griffen sie wieder zu Trug und Hinterlist.

Auf dem Wege stellten sie ihre Knechte auf, die riefen und schrienen, ihn zu verwirren: „Armer Träumer! Wozu wanderst Du über Stock und Stein und schlägst Dich blutig im Falle. Das ist der rechte Weg nicht. Sieh' dort hinüber. Die Straße sind schon Tausende gewandelt, sie ist der Weg zum Heile.“ „Hinweg, Tyrannenknechte! Ich wandle den Weg des Menschen!“ Und immer wieder kommen sie und immer wieder spricht er seinen Zauberspruch.

Die Sonne brennt und er fühlt es nicht, der Nordwind umbraust ihn, er merkt ihn nicht. Und je lauter sie schreien, desto höher schlägt sein Herz, desto näher fühlt er sich dem Ziele — — — bis die Meute in Todesangst verstummt, bis er das blitzende Zauberschwert schwingt, bis die Kette kllirrt und der Felsen dröhnt, bis der Vater ans Licht steigt und wieder auf Erden herrscht, dem allein die Erde gebührt, der erwachte Todte — König Mensch.



## Idyll.

Von Emanuel Hans Say.

Kommt mir Alles eigen vor, Liegt wohl in der Luft —	Meister Specht, den Stamm hinan Läuft er regelrecht,
Sonnenleuchten, Blumenflor Und der Waldesduft.	Hämmert, hämmert fleißig dran, Ob der Forst auch echt.
Diese Wiese, gar so rein Ist sie tannungrenzt,	Eichhorn schaut ihm drollig zu, Nicht nur mit dem Kopf,
Tausendsacher Edelstein An den Gräsern glänzt.	Holt sich eine Nuß im Nu, Wirft's ihm auf den Schopf.
Zirpt und summt um mich herum Allerhand Getön,	Und da lachen schmetternd auf Häher, Blaumeiß', Fink;
Und ich gäbe was daruin, Könnt' ich es versteh'n.	All' der bunte Vogelhauf' Zwitschert guter Ding'.



## Mensch und Bär.

Eine bosnische Thiersage. Von Friedrich S. Krauß.

In alter Zeit begegneten einander im Walde einmal der Mensch und der Bär. Damals verstanden die Menschen die Thiersprache und die Thiere die menschliche Rede. Nun, was soll ich Dir sagen, Bär und Mensch schlossen Wahlbruderschaft und blieben von da ab immer beisammen. Der Bär pflegte eine Beute zu erjagen, der Mensch den Braten zuzubereiten und zu vertheilen. Ei, ihnen ging es wahrhaftig ganz gut! Sie hatten alles im Ueberfluß und nichts mehr zu wünschen.

Da traf es sich zufällig, daß ein dicker Gewitterregen fiel, und sie krochen in eine unheimliche Höhle in einer Felsenwand hinein. Hier bargen sie sich und legten sich nieder, um die Ermüdung zu bannen. Es liegt der Better neben dem Menschen, wie eine Mutter neben ihrem Säugling. Plötzlich ruft der Mensch aus: „Geh', Better, lehr' Dich auf die andere Seite um!“ — „Ja, warum denn?“ fragt der Bär. „Geh', lehr' Dich um, Du stinkst aus dem Munde!“ Der Bär kehrte sich um und muckte sich nicht mehr.

Als am Morgen die Sonne aufging, weckte der Bär seinen Wahlbruder, den Menschen, auf: „Steh' schleunig auf und nimm jene Axt und zerschlage mir den Schädel!“ — „Um Himmelswillen, haben Dich etwa die bösen Geister erfaßt? Laß das sein, wie sollte ich Dir den Schädel zerschlagen!“ — „Ich hab' es gesagt, und thust Du es nicht, so erwürge ich Dich!“

Was sollte der ärmste Mensch anfangen? Gezwungen nimmt er die Axt und schlägt damit den Brummbar auf seinen Dickshädel. Hat ihm auch ein Stück vom Schädel abgeschlagen. Jetzt sagt der Bär: „Geh' Du ruhig, Wahlbruder, Deines Weges, ich gehe meinen Weg. Heute über ein Jahr sollst Du wieder herkommen, damit wir uns wieder treffen.“

Auch dieses Jahr verging, und die Wahlbrüder trafen einander. Da sprach der Bär: „Schau' mal, Wahlbruder, ob das auf dem Kopfe schon zugewachsen ist?“ — „Ja, bei Gott, kaum merkt man noch etwas, es fehlt Dir schon nichts mehr.“ — „Da siehst Du, Mensch, diese Wunde ist mir vernarbt, doch jene, so Du mir mit Deinem Worte geschlagen, noch immer nicht! Pack' Dich schleunigst von hinnen, sonst zahlst Du Blutgeld!“

Seit jener Zeit vertragen sich Mensch und Bär auf keine Weise.



## Die Luftschiffahrt.

Von Dr. Anton Lampa.

Ein Stein, welchen man ins Wasser wirft, sinkt sofort unter; ein Stück Holz dagegen wird wohl durch die Wucht seines Falles unter die Oberfläche des Wassers herabtauchen, dann aber wieder zum Vorschein kommen und auf dem Wasser schwimmen. Diese Thatsachen kennt jedes Kind; die Erklärung für diese auch den Naturvölkern wohlbekannte Erscheinung fand aber erst Archimedes (geboren im Jahre 287 vor Christi Geburt in Syracus, ermordet im Jahre 212 v. Chr. daselbst bei der Eroberung der Stadt durch den römischen Feldherrn Marcellus), indem er den Satz aufstellte, daß ein Körper bei Eintauchung ins Wasser so viel an Gewicht verliert, als das Gewicht des von ihm verdrängten Wassers beträgt. Ist nun dieser Gewichtsverlust kleiner als das Eigengewicht des Körpers, so muß der Körper im Wasser untergehen, ist er aber größer, so wird er auf dem Wasser schwimmen. Wir wollen uns diesen physikalischen Satz an zwei Beispiele klar machen.

Ein Würfel reinen Wassers von 1 Decimeter Seitenlänge, das ist ein Liter Wasser, bildet bekanntlich die Einheit des metrischen Gewichtssystems; wir nennen dieses Gewicht ein Kilogramm (kg). Verfertigen wir nun aus verschiedenen Stoffen Würfel von 1 Decimeter (dm) Seitenlänge und prüfen dieselben auf ihr Gewicht, so zeigt sich, daß dieses für die verschiedenen Stoffe verschieden ist. So wiegt zum Beispiel der Eisenwürfel  $7\frac{1}{2}$  Kilogramm, ein solcher aus Blei  $11\frac{1}{3}$ , einer aus Kupfer  $8\frac{1}{2}$ ; dagegen ein Würfel aus trockenem Tannen- oder Lindenholz  $\frac{1}{2}$ , ein solcher aus Kork nur  $\frac{1}{3}$  kg u. s. f.

Ein Bleiwürfel von 1 dm Seitenlänge verdrängt, ins Wasser getaucht, natürlich einen gleich großen Wasserwürfel, d. i. ein Liter Wasser; dieser wiegt 1 Kilogramm; nach dem Satz des Archimedes verliert also der Bleiwürfel im Wasser 1 kg seines Gewichtes, im Wasser wiegt er demnach nicht mehr  $11\frac{1}{3}$ , sondern nur mehr  $10\frac{1}{3}$  kg; das können wir aber auch so ausdrücken: Während der Bleiwürfel durch das Eigengewicht von  $11\frac{1}{3}$  kg heruntergezogen wird, erleidet er durch das Wasser einen Auftrieb von 1 kg, so daß er in der That nur durch ein Gewicht von  $10\frac{1}{3}$  kg heruntergezogen wird. Er wird demnach natürlich unter sinken.

Ganz anders ist aber die Sache bei Tannenholz; ein Würfel (immer von 1 dm Seitenlänge) aus diesem Stoffe verdrängt selbstverständlich unter Wasser gebracht auch einen Liter Wasser, erleidet daher auch einen

Auftrieb von 1 kg; da er aber nur durch das Eigengewicht von  $\frac{1}{2}$  kg heruntergezogen wird, so überwiegt jetzt der Auftrieb, und der Tannenhölzwürfel wird mit einem Auftrieb von  $\frac{1}{2}$  kg im Wasser emporgehoben. Das geschieht so lange, bis das Gewicht des verdrängten Wassers gleich wird dem Eigengewicht des Würfels. In unserem Falle wird also der Würfel so weit emporsteigen, bis er zur Hälfte aus dem Wasser herausragt; die untere Hälfte verdrängt dann einen halben Liter Wasser von  $\frac{1}{2}$  kg Gewicht; dies ist aber gleich dem Eigengewicht des Würfels; jetzt halten sich Eigengewicht und Auftrieb Gleichgewicht; keines überwiegt das andere, der Würfel wird jetzt weder hinuntergezogen noch hinaufgetrieben, d. h. er wird in der angegebenen Lage auf dem Wasser schwimmen.

Das Gewicht eines Würfels von 1 dm Seitenlänge eines Stoffes nennt man sein spezifisches Gewicht; das spezifische Gewicht des Wassers ist also 1, jenes des Eisens  $7\frac{1}{2}$ , des Bleies  $11\frac{1}{3}$ , des Kupfers  $8\frac{1}{2}$ , des Tannen- oder Lindenhölzes  $\frac{1}{2}$ , des Korkes  $\frac{1}{5}$  u. s. f. Und wir können sagen, daß alle diejenigen Körper auf dem Wasser schwimmen können, deren spezifisches Gewicht kleiner als 1 ist.

Wenn wir nun einen Körper, welcher ein größeres spezifisches Gewicht hat als das Wasser, vor dem Untersinken bewahren wollen, brauchen wir ihn nur mit einer entsprechenden Menge eines Körpers von geringerem spezifischen Gewicht zu verbinden. Nehmen wir z. B. einen Bleiwürfel von 1 dm Länge; dieser muß, um gerade noch schwimmen zu können, einen Auftrieb erfahren, welcher seinem Eigengewicht d. i.  $11\frac{1}{3}$  kg gleich ist; er erfährt aber bloß einen Auftrieb von 1 kg,  $10\frac{1}{3}$  kg sind daher noch zu decken. Will ich das mit Tannenholz bewerkstelligen, so brauche ich mindestens 21 Würfel von 1 dm Seitenlänge; diese wiegen  $10\frac{1}{2}$  kg, erfahren aber einen Auftrieb von 21 kg, so daß  $10\frac{1}{2}$  kg Auftrieb zur Verwendung übrig bleiben, welche für das Schwimmen des Bleiwürfels verwendet werden können. Ich habe die sehr einfache Berechnung: Der Bleiwürfel mit den 21 Tannenhölzwürfeln wiegt  $11\frac{1}{3}$  kg mehr  $10\frac{1}{2}$  kg =  $21\frac{5}{6}$  kg; diese 22 Würfel erfahren aber einen Auftrieb von 22 kg; der Auftrieb überwiegt also um  $\frac{1}{6}$  kg, d. h. diese 22 Würfel zusammen werden auf dem Wasser schwimmen.

Die technische Ausführung einer solchen Verbindung spezifisch schwerer und spezifisch leichter Körper zum Zwecke des Schwimmens der spezifisch schwereren haben wir in dem Floß vor uns. Das Floß ist jedenfalls das älteste und ursprünglichste Wasserfahrzeug, dessen Gebrauch der Mensch schon im Zustand der Wildheit kannte. Von einer „Erfindung“ läßt sich da nicht mehr sprechen; denn auch die Thiere suchen bei Ueberschwemmungen auf treibenden Baumstämmen Rettung.

Das Floß ist aber ein sehr unvollkommenes Fahrzeug, da es unverhältnißmäßig große Mengen des spezifisch leichteren Körpers braucht, um den angestrebten Zweck zu erreichen; es muß nothwendiger Weise schwerfällig ausfallen, wodurch seiner Lenkbarkeit großer Eintrag gethan wird. Die Nachtheile des Floßes überwand der Mensch durch die Erfindung des Bootes, zu welcher ihm hohle Baumstämme mögen Veranlassung gegeben haben. Bei diesem Fahrzeug ist der Auftrieb, d. i. das Gewicht der verdrängten Wassermenge, welche dem ganzen Bootkörper gleich kommt, sehr groß, während das Eigengewicht der Bootswandungen im Vergleich dazu sehr gering ist; man kann daher auch Boote oder Schiffe aus Metall bauen; bekanntlich verwendet man zu großen Seeschiffen heute nur Eisen. Ein Eisenschiff wiegt sogar weniger als ein Holzschiff, wie aus folgenden, der Zeitschrift *Le Yacht* (die Yacht) entnommenen Zahlen hervorgeht, welche eine gleich große Holz- und Eisenjacht von  $8\frac{1}{4}$  Meter Länge betreffen; der Rumpf der Holzjacht wiegt 350 000, jener der Eisenjacht bloß 300 000 kg.

Das spezifische Gewicht des Menschen ist nicht viel größer als jene des Wassers, und diesem Umstande verdankt der Mensch die Möglichkeit, sich durch passende Bewegungen schwimmend über Wasser zu halten. Der Wunsch, nicht nur auf dem Wasser, sondern auch in dem Luftmeere zu schwimmen, mußte sich dem Menschen öfter aufdrängen, wenn er Vögel und geflügelte Insekten in der Luft schweben sah; der naheliegende Gedanke war, gleichwie man das Schwimmen im Wasser von den Fröschen gelernt hatte, so das Fliegen den Vögeln nachzumachen. Kam aber der Mensch in dem ersten Falle mit seinen eigenen Extremitäten aus, so war er in dem zweiten Falle schon auf künstliche Vorrichtungen angewiesen, welche ihn dazu tauglich machen sollten. Denn die atmosphärische Luft hat ein spezifisches Gewicht, welches 770 Mal leichter ist als jenes des Wassers, und um sich in ihr schwebend zu erhalten, sind die fliegenden Geschöpfe mit den breiten Flügeln ausgerüstet, mittels welcher sie sich auf eine große Fläche der Luft stützen können. Aber die Lösung des Problems, zu fliegen, war nicht so leicht; was nicht zu verwirklichen gelang, das vollbrachte die dichtende Phantasie, und griechische Sagen erzählen von dem Bildhauer Daedalus, welcher sich und seinem Sohne Ikarus Flügel machte, deren Federn durch Wachs zusammengehalten wurden; mit Hilfe dieser Flügel entflohen sie aus der Gefangenschaft des Minos; Ikarus aber, im tollen Uebermuth, flog der Sonne zu nahe, das Wachs schmolz und er stürzte hinab.

Diese und ähnliche Dichtungen fanden hie und da Leute, welche sie glaubten und durch sie zur Ausführung ihrer eigenen Ideen angeregt

wurden. Gewöhnlich nahmen sie auch einen itarischen Flug, nicht nur in Gedanken, sondern auch in Wirklichkeit; so Giovanni Battista Dantes aus Perugia zu Ende des 15. Jahrhunderts, welcher sich mit seinem Flugapparat von einer Anhöhe über die untenliegende Ortschaft hinwegschwingen wollte, herunterstürzte, aber mit einem gebrochenen Bein davonkam, während ähnliche Flugversuche dem Olivier de Malmesburg in England und dem Backwelle in Padua den Tod brachten.

In Folge solcher traurigen Resultate suchte man dem Problem auf eine andere Weise beizukommen, welche im Prinzip dem Floß gleichartig ist; Lana in Brescia und Sturm zu Altdorf bei Nürnberg sprachen (zwischen 1670 und 1680) den Gedanken aus, daß die Erhebung eines festen Körpers in die Luft vielleicht dadurch bewerkstelligt werden könnte, daß man denselben mit Hohlfugeln verbände, welche leichter seien als die von ihnen verdrängte Luft und daher in ihr einen Auftrieb erfahren müßten, so wie die Körper, deren spezifisches Gewicht geringer ist als das des Wassers, in diesem einen Auftrieb erfahren.

Die Erfindung der Luftpumpe, welche Otto von Guericke zwei Jahrzehnte vorher gemacht hatte, schien ein Mittel zur Ausführung dieses Gedankens darzubieten. Denn eine luftleer gemachte Hohlfugel von entsprechend dünner Wandung müßte sich in die Luft erheben; dazu wäre bloß nothwendig, daß das Gewicht des Materials geringer sei als das Gewicht der verdrängten Luft. Diese Ueberlegung war ganz richtig; aus welchem Stoffe sollte man aber diese Hohlfugel herstellen, damit sie den ungeheuren Luftdruck, welcher für einen Quadratcentimeter etwas über 1 kg beträgt, aushalten könnte? Ein dünnes Metallblech — und etwas anderes konnte nicht in Betracht kommen, da die luftleere Kugel ihre Form durch eigene Festigkeit bewahren sollte — mußte durch den äußeren Luftdruck zusammengepreßt werden. (Ist die Kugel mit Luft gefüllt, dann hält der Druck der Luft innen dem Druck der Luft außen Gleichgewicht; diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß wir den äußeren Luftdruck unter den gewöhnlichen Verhältnissen nicht wahrnehmen.) Man mußte daher diesen Gedanken aufgeben. Einen weiteren Fortschritt stellt der Vorschlag des Pater Galien zu Avignon dar, indem derselbe im Jahre 1755 aussprach, daß solche Hohlfugeln nicht leer, sondern nur mit einer spezifisch leichteren Luftart gefüllt sein müßten; diese würde dem äußeren Luftdruck Gleichgewicht halten, die Hohlfugel daher beliebig groß gemacht werden können, so daß man der Bedingung genügen könnte, daß die Hohlfugel sammt der eingefüllten Luftart leichter sein muß als die verdrängte Luft. Diesen richtigen Gedanken wollte Galien durch den abenteuerlichen Plan verwirklichen, jene Luftart aus den oberen, luftdünneren Schichten

der Atmosphäre herabzuholen. Wie — blieb dahingestellt, abgesehen von dem inneren Fehler dieses Gedankens; denn wenn man die dünnere Luft von oben herunterbringt, gelangt sie unter den unten herrschenden größeren Druck und wird durch diesen verdichtet. Galien's Vorschlag wurde ausführbar, als der berühmte englische Naturforscher Henry Cavendish (1731—1810) im Jahre 1766 die große Leichtigkeit des Wasserstoffgases entdeckte. Damit war für das Problem der Luftschiffahrt eine neue Bahn gebrochen.

Es war jetzt die verhältnißmäßig nur noch kleine Schwierigkeit zu überwinden, welche in der Zubereitung eines luftdichten, entsprechend leichten Stoffes lag, aus welchem die Hohlkugel, oder wie wir jetzt sagen, der Ballon, gebildet werden sollte. Dieser letzte Schritt gelang bald hernach zwei Männern, welche sich einen bleibenden Namen in der Geschichte der Erfindungen erworben haben, den Brüdern Stephan und Robert Montgolfier, Besitzern einer Papierfabrik zu Annonay in Bivarais (Frankreich). Bereits im Jahre 1782 war es ihnen gelungen, kleine Ballons blos durch erhitzte Luft zur Zimmerdecke, dann bis zur Höhe der Häuser emporzutreiben; schon diese Versuche, so gering sie heute erscheinen mögen, erregten in der Nähe und in der Ferne große Theilnahme, welche sich noch steigerte, als den beiden Brüdern die Fertigung eines ziemlich luftdichten Leinwandballons gelang, dessen Inneres mit Papier gefüllt war und dessen Umfang 37, dessen Durchmesser also beiläufig 6 Meter betrug. Dieser Ballon hatte unten eine Oeffnung, in welche man die erhitzte Luft eines Feuers, das mit Stroh und gekremelter Wolle unterhalten wurde, hineinsteigen ließ. Das geringere spezifische Gewicht der durch die Wärme verdünnten Luft bewirkte nicht blos, daß der Ballon, welcher 230 Kilogramm wog, emporstieg, sondern daß er auch eine Last von mehr als 200 Kilogramm mit sich emporführte, und zwar so schnell, daß er in der Zeit von 10 Minuten eine Höhe von beiläufig 2000 Metern erreichte, wobei er durch die an jenem Tage nicht sehr starke Luftströmung eine Wegstrecke von drei Viertel Stunden hinweggeführt wurde und dann zu Boden fiel.

Die Zeitungen waren voll von den Berichten über diese erste gelungene Ballonfahrt. Wenige Monate nachher hatten sie aber von viel wichtigeren Errungenschaften dieser Art zu reden. Professor Charles in Paris ließ aus Taffet einen Ballon fertigen, welcher durch einen Firnißüberzug luftdicht gemacht wurde; zu seiner Füllung verwendete er als Erster das Wasserstoffgas. Dieser Ballon hatte blos 4 Meter im Durchmesser und stieg bei seiner ersten Auffahrt vom Marsfelde bei Paris in 2 Minuten gegen 1000 Meter, verlor sich in den Wolken und sank hierauf

in einer Entfernung von fünf Wegstunden von Paris, welche er in beiläufig dreiviertel Stunden zurücklegte, wieder zur Erde. Diese Auffahrt fand am 27. August 1783 statt. Ihr folgten noch andere von verschiedenen Freunden der neuen Versuche. Noch war aber kein lebendiges Wesen mit dem Ballon in die Luft gestiegen. Die ersten, denen man diese Ehre vergönnte, konnten über die gemachten Erfahrungen zwar nichts aussagen, denn es waren ein — Hammel, ein Hahn und eine Ente, welche der jüngere Montgolfier am 19. September desselben Jahres zu Versailles in die Höhe steigen ließ; nachdem ihnen aber die erzwungene Luftfahrt ganz wohl gelungen war — sie kamen eine Stunde weit von Paris unverehrt zu Boden — konnten sich auch Menschen an das Wagniß machen, mit einem Ballon aufzusteigen. Die erste derartige Auffahrt unternahm der Physiker Pilatre de Rozier, vier Wochen nach der Versuchsfahrt der drei Thiere; man war aber vorsichtig, der Ballon wurde an Seilen festgehalten, so daß er nur 26 Meter hoch stieg, und schon nach vier Minuten wieder herabgezogen. Derartige Auffahrten mit Fesselballons sind in neuerer Zeit sehr beliebt geworden; bei verschiedenen Ausstellungen gab es Fesselballons, welche dem Publikum gegen eine verhältnißmäßig geringe Gebühr das Vergnügen einer wenn auch sehr beschränkten Luftreise zugänglich machten.

Am 21. November 1783 unternahm derselbe Physiker in Gesellschaft des Marquis Arlandes die erste Freifahrt, welche glücklich endete und viele andere zur Wiederholung des kühnen Unternehmens reizte. Da war zunächst Charles, welcher mit einem Begleiter von Paris aufuhr, diesen nach zwei Stunden landete, wieder empor fuhr, eine Höhe von 3000 Metern erreichte und glücklich wieder zur Erde herabkam; dann der kühne Abenteurer Blanchard, welcher am 7. Januar 1785 im Ballon von England über den Kanal nach Frankreich fuhr und wohlbehalten landete, und viele andere, welche aufzuzählen zu weit führen würde.

In jener Zeit tauchte auch der Fallschirm bei den Luftfahrten auf; seine Erfindung wurde dem Blanchard zugeschrieben, ist jedoch ein Werk des Etienne Montgolfier, welcher sich oft mit demselben aus bedeutender Höhe herabließ. Daß der Fallschirm trotzdem kein unbedingt verlässlicher Apparat ist, erfuhr Etienne's Gattin, welche sich mit demselben zu Tode stürzte.

In neuerer Zeit ist man wieder von der Füllung mit dem theuren Wasserstoffgas abgekommen und füllt die Ballons mit dem spezifisch schwereren Leuchtgas. Die Gründe dafür sind erstens die größere Billigkeit und leichtere Beschaffbarkeit des Leuchtgases; und zweitens gerade sein größeres spezifisches Gewicht. Das scheint widersinnig, ist aber bedingt durch eine andere Erscheinung: Die gefirniste Seide, aus welcher

der Ballon gefertigt ist, ist nämlich durchlässig für die Gase (Luftarten); die Geschwindigkeit, mit welcher sie dieselbe durchdringen, hängt aber von dem spezifischen Gewichte des Gases ab; je größer dieses, desto geringer die Durchgangsgeschwindigkeit und umgekehrt. Ein mit Wasserstoff gefüllter Ballon verliert seine Füllung also eher als ein mit Leuchtgas gefüllter; der Leuchtgasballon ist also geeignet für längere Fahrten, während man für Fahrten, welche möglichst hoch gehen sollen, zur Wasserstofffüllung greifen muß. Das Gesagte ist natürlich nicht so zu verstehen, als ob sich der Ballon allmählig entleeren würde. Das Füllgas tritt durch die Hülle heraus, dafür tritt aber die äußere Luft durch die Hülle ein, so daß nach einiger Zeit in dem Ballon ein Gasgemenge aus Füllgas und Luft enthalten ist, welches mit der Zeit immer luftreicher und dadurch spezifisch immer schwerer wird, wodurch der Ballon zum Sinken gebracht wird.

Je luftdichter die Hülle, desto besser natürlich der Ballon, desto länger wird man mit ihm fahren können. Und doch ist der Ballon unten offen; wäre es nicht vortheilhafter, ihn fest zu verschließen? Diesen Gedanken küßte ein Luftschiffer mit dem Tode; die Gase dehnen sich nämlich sowohl durch Erhöhung der Temperatur als auch durch Abnahme des äußeren Druckes aus; die erstere kann eintreten, wenn der Ballon im Schatten gefüllt wurde, und dann in das direkte Sonnenlicht kommt; die letztere tritt immer ein, wenn der Ballon steigt; denn der Luftdruck nimmt mit der Höhe ab; die Folge davon ist bei ganz verschlossenem Ballon natürlich ein Plazen der Hülle. Außer dieser Oeffnung an seinem unteren Ende hat der Ballon ein Ventil an dem oberen Ende; dieses Ventil kann der Luftschiffer mittels einer Leine, die durch das Innere des Ballons in die Gondel herabführt, öffnen und dadurch den Ballon zum Sinken bringen.

Die Erfindung des Luftballons war noch sehr jung, als man sie in den Dienst des Krieges stellte; während der Kriege der französischen Republik ließ man Ballonfahrten machen, um die Stellung des Feindes auszukundschaften. So stiegen französische Offiziere im Jahre 1795, am Tage der Schlacht von Fleurus, in einem Fesselballon empor, um das Lager und die Stellung des österreichischen Heeres auszuspähen. Man hatte damals 34 Luftballons, welche für das Geschäft der Kundschafter bestimmt waren. In viel größerem Maßstabe wurde der Ballon, und zwar in Freifahrten, verwendet im deutsch-französischen Krieg. Gambetta selbst entkam mit Spuller aus dem belagerten Paris im Ballon und benutzte hernach die Ballonpost im Verein mit der Briestaubenpost mit großem Geschick, um seine Verbindung mit Paris aufrecht zu erhalten.

Er hatte nämlich die Absicht, den Angriff der französischen Ersaharmeen gegen die deutschen Belagerer mit einem großen Ausfall von Paris zu verbinden. Die Durchführung dieser Idee scheiterte, zum Theil an der mangelhaften Ausbildung jener Leute, welchen die Führung des Ballons anvertraut war.

Man hat seither in der Ausübung der Luftschiffahrt Fortschritte gemacht; der ausgebildete Luftschiffer von heute verfügt über meteorologische Kenntnisse, insbesondere soweit sie den Wind betreffen, und versteht, sie für seine Zwecke auszunützen; aber mehr oder weniger befindet er sich dennoch in der hilflosen Lage eines Gescheiterten, welcher auf dem unermeßlichen Ozean auf seinem Wrack dahintreibt, ein Spiel der Meeresströmungen und des Windes. Das Problem, den Luftballon zu lenken, ist noch immer nicht gelöst — in einer solchen Weise, wie es nothwendig wäre, um unabhängig vom Winde in dem Luftmeer dahinfahren zu können.

Es ist zwar den Franzosen Renard und Krebs im Jahre 1884 gelungen, einen Ballon zu bauen, welcher dem Steuer willig gehorchte; da aber die größte Geschwindigkeit, welche die Maschine des Ballons „La France“ diesem zu ertheilen vermochte,  $6\frac{1}{2}$  Meter in der Sekunde betrug, so ist das gewonnene Resultat für die Praxis noch zu gering. Eine Geschwindigkeit von  $6\frac{1}{2}$  Metern in der Sekunde ist zwar keine so geringe, im Luftmeer aber spielt sie noch keine sehr große Rolle, da schon ein mäßiger Wind, welcher die Zweige der Bäume in Bewegung setzt, zwischen 6 und 8 Meter Geschwindigkeit hat. Bei günstigem Wetter bewährte sich „La France“ vollkommen. Am 22. September 1885 stieg das Luftschiff bei etwas nebligem Wetter in Paris auf, flog bis in den Festungsgürtel der Stadt, und kehrte nach einer Fahrt von 58 Minuten nach dem Auffahrtsorte zurück. Den Tag darauf wurde der Versuch mit gleich günstigem Erfolge wiederholt.

Durch den Ballon „La France“ war somit die Möglichkeit, ein lenkbares Luftschiff herzustellen, bewiesen. Wenn aber ein lenkbarer Ballon den Anforderungen, welche die Praxis an ihn stellt, genügen soll, müßte er eine weit größere Eigengeschwindigkeit besitzen als jener von Renard und Krebs. Diese könnte ihm nur durch eine entsprechend größere und stärkere Maschine ertheilt werden, diese wiegt aber zu viel; man müßte jetzt wieder den Ballon größer machen, dieser braucht aber wieder mehr Kraft zu seiner Bewegung u. s. f. in gegenseitiger Steigerung. Auf diese Weise erweist sich der Weg, das Problem der Luftschiffahrt mit lenkbaren Ballons zu lösen, als aussichtslos. Man hat sich daher mit erneutem Eifer der Konstruktion von Flugmaschinen zugewendet, welche dem Ballon gegenüber schon den nicht unerheblichen Vortheil besitzen, kein Gas zu brauchen, welches sie emporhebt.

Die Flugmaschine kann entweder eine solche sein, welche, bloß für einen Menschen berechnet, durch dessen Muskelkraft allein in Betrieb gesetzt wird, also einen Flugapparat darstellt, oder eine durch eine Maschine bewegte, welche möglicher Weise auch von mehreren Menschen gleichzeitig benützt werden kann. Des Ingenieurs Lilienthal (Berlin) Erfolge mit künstlichen Flügeln haben die Aussicht für das Gelingen von geeigneten Flugapparaten bedeutend näher gerückt und auch die Lösung des Problems der Flugmaschine liegt nicht mehr in weiter Ferne, und mit ihr einer jener großen Siege des Menschen über die Natur, welche ihm zur wahrhaften Ehre gereichen.



## Nordböhmisches Volkslied.

Von Julius Schuldes.

### I.

#### Das verwunschene Schloß.

Damals als Tetschen noch in Ringmauern steckte und außer den Bürgern der Stadt niemandem auf eine Meile in der Runde das Recht zustand, ein Gewerbe zu treiben, gab's einen Schneider im Orte, dem es recht gut ging; denn er hatte zu allen „heiligen Zeiten“ sicher aus der ganzen Umgegend Bestellungen auf Wams und Mantel — und das will für jene Zeit, wo Kleider noch Familienerbstücke waren, schon was heißen. Nun war wieder einmal Palmsonntag vor der Thüre und die Natur schickte sich mächtig an, sonnig und frühlingstfroh zu werden. Die Leute hatten längst ihre Pelze abgethan und in manchem Hause auf dem Lande erwartete man stündlich, daß Meister Hietel aus der Stadt mit dem neuen Gewandzeug ankomme. Der Schneider war ein Mann von Wort, und wie er es der schlechten und weiten Wege halber gewöhnlich that, ließ er sich auch diesmal vom Nachbar dessen alten Karrengaul geben und machte sich Samstag frühzeitig mit seinem Packe auf, um von seiner Kunde durch die Dörfer noch bei guter Zeit wieder daheim sein zu können. Aber wie es schon manchmal geht, hier bot man ihm ein Gläschen, dort trank er ihrer zwei, hier hielt er auf ein Wort und blieb ein Plauderstündchen, und anderswo wieder mußte er warten, weil Niemand feiernd zu Hause war; kurz, als er über Losdorf her auf der alten (knapp am Berge gegen das Schützenhaus führenden und noch immer erkennbaren) Laufstige

Straße gegen Tetschen ritt, war es schon stark dunkel geworden. Das war Meister Hieteln nicht zweimal recht. Er hatte ein hübsches Stück Geld bei sich, rechts und links vom Wege war damals Wald bis dicht an die Mauer der Stadt heran, und da reute es ihn schier, sich so lange verhalten zu haben. Zum Ueberflusse ging ihm auch noch seine Pfeife aus, und damit war auch das letzte Fünkchen von Kourage verdampft.

In dieser Verfassung war er bis zum „Hainhügel“, dem östlichen Ende des Altnaderberges, gekommen (wo man noch heute die ausgefahrenen Wagengeleise in dem felsigen Straßenboden sieht), als er auf einmal zwischen den Bäumen Lichtstrahlen bemerkte und gleich darauf rechts über der Straße ein großes, hellerleuchtetes Gebäude mit einem geräumigen Vorhofe erblickte, der mit einer hohen Mauer umgeben war. Die Augen aufreißend schnellte der erschrockene Meister im Sattel empor und hielt mit einem unmerklichen Ruck den lahmen Klepper an. Sein Lebtag hatte er kein Schloß und kein Bräuhaus oder was es sein mochte, an dieser Straße gesehen. Aber es war doch ein richtiges Gebäude, weitläufig, mit Thürmchen und allerlei vorspringendem Mauerwerk. Durchs offene Thor sah er einen uralten Baum, darunter brannte ein kleines Feuerlein und drei dunkle Männergestalten lagen anscheinend schlafend dabei. Alles das sah so natürlich und ganz und gar nicht wie Gespensterpfuf aus, so daß der wackere Schneider allmählig wieder zu sich und auf die Vermuthung kam, daß er am Ende nur einen falschen Weg eingeschlagen habe. Er nahm sich daher ein Herz, band den Gaul an einen Baum und schritt durchs Thor, um zu erkunden, wo er eigentlich sei.

Da aber erhob sich einer von den Wächtern und schaute ihn groß und durchdringend an, davor es dem Schneider so grauste, daß er nicht mehr wußte, weshalb er da stünde. Er machte ein paar Schritte, stotterte etwas und knickte dann unter der Zentnerlast seiner Angst neben dem Feuer zusammen, indem er, seine Schwäche bemäntelnd, mit heiserer Kehle um die Erlaubniß bat, sich eine Kohle auf seine Tabakspfeife legen zu dürfen. Statt aller Antwort wies der unheimliche Fremde finster auf die Flamme. Meister Hieteln fischte zitternd ein glimmendes Stückchen heraus und that ein paar kurze, angstvolle Züge. Da aber der Lange gegenüber durchaus keine feindselige Miene machte, sondern wie in sich versunken in die Flamme schaute, so traute er sich allmählig so viel Kraft zu, sich wieder auf seinen Füßen erhalten zu können, und so fiel ihm sogar ein, daß er eigentlich nach dem Schlosse und dem Wege hatte fragen wollen. Er that's also; aber da schüttelte der Fremde dreimal mit dem Kopfe, neigte sich dann mit einem tiefen Seufzer vornüber und es schien, als ob er in Schlaf sinke.

Das verwunderte den Schneider beträchtlich; doch als er merkte, daß hier durchaus nichts zu erfahren sei und daß auch das ganze Schloß mit all seinen Lichtern wie ausgestorben todtenstille vor ihm lag, da rechte er sich behutsam auf, schlich rückwärts schielend zu seinem Pferde und ritt darauf los mitten in den finsternen Wald hinein. Aber statt sich thalwärts zu senken, ward der Weg steil und holprig; der Klepper keuchte und stolperte und stieß den Reiter rechts und links an die Bäume, so daß Herr Hieteln das Maß der Widerwärtigkeiten schon längst voll schien, als die Mähre mit einem Male schnaubte, laut in das schreckhafte Dunkel hineinwieberte und durch nichts zu bewegen war, nur einen Schritt weiter zu thun, so sehr auch der entsetzte Reiter am Zügel riß und zerrte. Zerschunden und zerrissen, am ganzen Körper vor Furcht und Kälte zitternd, setzte er sich zuletzt auf einen gefallenen Baum in der Nähe und ergab sich willenlos in sein Geschick. Als die Finsterniß endlich, endlich wich, und ein schwacher Dämmerchein durch die Bäume fiel, erkannte er zu seinem erneuerten Schrecken, daß er in nächster Nähe vom Galgen übernachtet hatte und unfehlbar in den dort zur Elbe abstürzenden, felsigen Abgrund gefallen wäre, wenn ihn nicht das Thier davor bewahrt hätte.

Gebrochener ist er wohl an keinem Morgen gewesen als diesmal. Sein Unmuth sollte aber noch mehr wachsen, ja alle menschlichen Begriffe übersteigen, als er daheim seine Pfeife wieder zur Hand nahm und darin statt der Kohle — ein funkelndes Goldklümpchen fand! Nun fiel es ihm wie Schuppen von den Augen und er verwünschte sich, weil er nicht gleich auf den ersten Blick erkannt hatte, daß er richtigen Wegs gewesen und in das verwunschene Schloß am Hainhügel gerathen war. Das vermeintliche Feuer im Schloßhose war selbstverständlich nichts anderes als ein Theil jenes unermesslichen Schatzes, der dort aus dem Berge jedesmal zur Osterzeit heraufsteigt. Hätte der Schneider nicht so thörichte Fragen an den Wächter gethan, sondern ihm einen frommen, herzfrohen Gruß geboten und sich nach der sonderbaren Stille im Schloß erkundigt, so würde ihm jener — so versichert die Volksfage — den ganzen Reichthum des Berges aufgethan haben und der Zauber wäre gebrochen worden. So aber war nichts sein Eigen als das Stückchen Gold, und daß der Fluch auch auf diesem winzigen Körnlein des verwunschene Schatzes lag, das merkte er bald; denn von Stund' an war sein ganzes ferneres Leben verbittert, und so viel Mühe er sich nachher auch gab — den Schatz hat er nicht gehoben. Die goldene Kohle aber hat sich in seinem Hause erhalten, und der mir das erzählte, will sie noch mit eigenen Augen gesehen haben.

## II.

## Mutter und Kind.

Daß Jemand einen Theil des Goldhortes gehoben hätte, davon hat man nur ein einziges Mal gehört.

Am Palmsonntag früh, zur Meßzeit, wo, wie bekannt, „die Schätze blühen“, ging ein junges Bauernweib, eine Falkendorferin, mit ihrem kaum einjährigen Kinde am Arm, auf der alten Losdorfer Straße der Stadt zu. Wie sie zum Hainhügel kam, sah sie plötzlich ein altes Gemäuer am Bergrande und eine Thüre drin, die offen stand. Das verwunderte sie, denn wie oft sie auch den Weg gemacht hatte, noch nie war ihr das Mauerwerk aufgefallen. Sie trat näher, und wie freudig erschrak sie, als sie, in die Tiefe des Gewölbes blickend, allmählig im Dunkel einen großen Kessel wahrnahm, der bis zum Rande mit funkelnden Goldstücken gefüllt war. Ohne Zögern stieg sie hinab, setzte das Kind nieder und raffte zusammen, soviel sie konnte. Damit eilte sie rasch ins Freie, legte den schweren Paß zur Erde und wandte sich eben zurück, um ihr Kind und vielleicht noch eine Hand voll Goldes aufzuraffen, als sich urplötzlich ein gewaltiger Windstoß erhob und die Thüre mit furchtbarem Gefrache zuschlug. Zugleich war das Gewölbe verschwunden und die junge Mutter suchte und rief mit wachsender Angst auf der ganzen Anhöhe nach ihrem Kind, ohne eine Spur von ihm finden zu können. In heller Verzweiflung kam sie endlich daheim an und verbrachte ihre Zeit fortan nur in Kummer und nagendem Harm. Was aus dem Golde geworden sein mochte, danach fragte sie nicht. — So ging ein trostloses Jahr ins Land, und wieder war's Palmsonntag. Da wallfahrte das gramsieche Weib zu der Stätte, wo es sein Liebstes verloren hatte, und wunderbar! — da war wieder die Mauer, darin das Thor und dieses — offen. Sie stürzte darauf zu und erblickte, vor Glück schier erblindend, das Kind an derselben Stelle und mit einem Apfel spielend, der ihm aus dem Händchen rollte, als es von der Mutter emporgerissen wurde. Was kümmerte diese all das Gold, das wieder dort lag und gleißte; sie hatte den weitaus größeren Schatz gehoben und floh in Angst darum dem Dorfe zu. Hinter ihr schlug dröhnend das Thor zu und so liegt der unermessliche Hort bis auf den heutigen Tag in der Tiefe des Berges. Das Kind aber erzählte, daß ihm eine schöne weiße Frau täglich zu essen gebracht und mit ihm gespielt habe.



## Rafael Sanzio von Urbino.

Ein Lebensbild. Von Heinrich Wille.

Wie freigebig und liebeich bisweilen die Natur einem einzigen Menschen den unendlichen Reichthum ihrer Schätze spendet, die sie sonst in langen Zeiträumen unter Viele zu vertheilen pflegt, sieht man deutlich an Rafael Sanzio von Urbino. Ihm war neben großen Gaben eine Güte und Bescheidenheit verliehen, durch welche er vorzugsweise vor Anderen den verschiedensten Personen gegenüber stets anmuthig und liebenswürdig erschien. Die meisten Künstler, welche bis dahin gelebt hatten, hatten sich von einer gewissen Thorheit und Rohheit der Sitten nicht freimachen können. Sie versanken darum in sich selbst und in ihrem Thun zeigte sich mehr das Dunkel des Lasters als das Licht der Tugenden. So war es wohl billig, daß die Natur in Rafael einmal die seltensten Vorzüge des Herzens widerstrahlen ließ, von so viel Anmuth, Fleiß, Bescheidenheit und trefflichen Sitten begleitet, daß sie genügt haben würden, jeden, noch so großen Fehler zu verdecken.

Wenn soviel reiche Gaben schmücken, den möchte man fast mehr als einen Menschen nennen, und wer durch seine Werke einen so ehrenvollen Namen in den Geschichtsbüchern hinterläßt, den soll man nach Jahrhunderten noch im Andenken ehren. Wir ehren Rafael am würdigsten, indem wir uns bemühen, sein Leben kennen zu lernen, und indem wir die Werke, in welchen er große Gedanken niedergelegt hat, zu verstehen suchen. Jedes Jahrhundert bewahrt die Werke Rafael's als den größten Schatz und ein Jahrhundert übermittlelt sie sorgfältig und liebevoll dem anderen, damit dieses fernerhin jene köstlichen Werke behüte und aufbewahre. Jedes Reich und jede Stadt trachtet und wird immer danach trachten, Werke Rafael's zu besitzen; jeder für Schönes und Großes begeisterte Mensch geht dahin, wo er sie findet, um vor ihnen stehend sie zu genießen, zu begreifen, aus ihnen zu lernen.

Rafael wurde in der Charfreitagnacht des Jahres 1483 in Urbino, einer damals berühmten Stadt Italiens, geboren. Sein Vater hieß Giovanni Santi und war ein tüchtiger Maler. Als ein verständiger Mann war er geeignet, seinen Sohn auf einen guten Weg zu leiten, ihn gute Sitten zu lehren und ihn vor dem Verkehr mit schlechten Leuten zu bewahren, damit er nicht ein ungefälliges, rohes Betragen annehme. Der Knabe Rafael gab schon frühzeitig Neigung und Talent zur Malerei kund. Deshalb begann der Vater, ihn in dieser Kunst zu unterrichten. Nach wenigen Jahren schon konnte Rafael, noch ein Kind, seinem Vater große

Hilfe bei den Bildern leisteten, die dieser malte. Bald jedoch erkannte der gute und liebevolle Vater, daß sein Söhnchen nicht mehr viel bei ihm werde lernen können. Deshalb brachte er den Knaben zu dem großen und berühmten Meister Pietro Perugino nach Perugia. So kam Rafael fast allzufrüh aus dem Elternhause. Meister Perugino hatte kaum des kleinen Rafael Art zu zeichnen gesehen und seine liebenswürdigen Sitten erkannt, als er ihn auch von Herzen lieb gewann. Er sprach zuerst das hohe Urtheil über ihn, welches Rafael in Zukunft bestätigte.

Rafael machte sehr große Fortschritte in der Schule des Perugino. Es ist eine bekannte Thatsache, daß er bald Bilder seines Meisters so treu nachahmte, daß man die Originale nicht von den Kopien unterscheiden konnte. Als sein Meister bald in eigenen Angelegenheiten nach Florenz ging, verließ auch Rafael Perugia und begab sich mit mehreren Freunden nach Gitta di Castello. Dort versfertigte er ein Bild, das jeder für eine Arbeit Perugino's halten würde, wenn nicht Rafael's Name darunter stünde. Bald aber, als er die Vermählung der Madonna darstellte, erkannte man deutlich, wie die Trefflichkeit Rafael's stieg, wie er, der noch so jung war, die Methode Perugino's, des Meisters, verfeinerte und übertraf.

Während ihm die neue Art, in der er seine Bilder behandelte, großen Ruhm erwarb, hörte er von den Meistern Leonardo da Vinci und Michel Angelo Buonarotti, welche beide in Florenz, mit einander wetteifernd, die hervorragendsten Werke schufen. Rafael von Liebe zur Kunst und von Verlangen nach Vollkommenheit ergriffen, ließ alle Arbeit liegen, vergaß jedes Vortheiles und jeder Bequemlichkeit und begab sich nach Florenz und beschloß, sobald er die gepriesenen Werke gesehen hatte, einige Zeit in dieser Stadt zu verweilen. Er fand sehr liebe Freunde unter den Malern und den Mächtigen. Ueberall, wohin er kam, erzeigte man ihm viel Ehre; die Verehrer ausgezeichneten Talente wollten ihn stets in ihren Häusern und an ihren Tischen haben. Rafael wiederum, liebenswürdig in allem, was er that, wollte an Höflichkeit nicht übertroffen sein und malte ihnen zum Gegengeschenk werthvolle Bilder. Um diese Zeit erhielt er die Nachricht, daß seine Eltern gestorben seien; er sah sich also gezwungen, Florenz zu verlassen und nach Urbino zurückzukehren, da dort Niemand für seine Angelegenheiten Sorge trug. Nachdem er alles geordnet hatte, ging er über Perugia nach Florenz zurück. Seine Arbeiten vervollkommneten sich nun so, daß sie den früheren in keiner Weise mehr ähnlich waren, daß es vielmehr schien, als wären die früheren von einer anderen und minder geschickten Hand gemacht. Aber obgleich er schon so Hohes erreicht hatte, oblag er doch, immer weiterstrebend, mit unendlichem Fleiße seinen

Studien. Die Arbeiten der größten Meister, wie die Macaccio's, Leonardo's, Michel Angelo's, spornten seinen Ehrgeiz zu immer größerem Fleiße an; er wollte sie alle besiegen und die höchste Vollkommenheit erreichen, welche seinem Geiste vorschwebte. Groß und herrlich waren auch die Gestalten, die er darstellte. Mit besonderer Liebe malte er um diese Zeit einen Christus, der zu Grabe getragen wird. Er schilderte den Schmerz, welchen die nächsten und treuesten Angehörigen des Heilands empfinden. Man sieht die Madonna, welche ohnmächtig niedersinkt, die Umstehenden, welche Thränen des Schmerzes vergießen, so ergreifend gemalt, daß man wohl glauben kann, es müßten diese Gestalten das härteste Gemüth zu Mitleid rühren.

Raum war Rafael nach Florenz zurückgekehrt, als ihm ein entfernter Verwandter, Bramante von Urbino, der im Dienste des Papstes Julius II. stand, schrieb, er habe mit dem Papste seinetwegen gesprochen; dieser habe einige Räume in seinem Palaste neu erbauen lassen, in denen Rafael seine Kunst beweisen könne. Der Vorschlag gefiel Rafael und erfreute ihn so sehr, daß er die Arbeiten in Florenz unvollendet liegen ließ und sich sofort nach Rom begab. Papst Julius empfing den jungen Meister auf's huldvollste, und Rafael begann nun mit Eifer eine Wand im Saale der Signature zu bemalen. Er stellte dar, wie die Theologen Philosophie und Astrologie mit der Theologie zu vereinigen suchen. Alle Weltweisen sind abgebildet, wie sie im Gespräch mit einander wetteifern. Mit wunderbarer Vollendung hatte Rafael die große Aufgabe gelöst, so daß der Papst ganz entzückt davon war und, damit Rafael auch noch die übrigen Wände dieses Saales schmücken könne, die berühmten Werke älterer und jüngerer Meister, welche dieselben bedeckten, abschlagen ließ! Rafael mußte das geschehen lassen, so leid es ihm um jene Kunstwerke that. Er vollendete die übrigen Wände des Saales sodann in dem Sinne, daß sie zusammen den Umfang der menschlichen Erkenntniß nach den Anschauungen jener Zeit als Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Poesie darstellten. Der Papst war durch die Arbeiten Rafael's mehr als zufrieden gestellt. Er war wie jeder Mensch über des jungen, großen Künstlers unbegrenzte Phantasie und seine großartige Gestaltungskraft erstaunt. Deshalb gab er ihm den Auftrag, auch noch einen zweiten unbemalten Saal zu verzieren. Zugleich malte Rafael das Bildniß des Papstes in Del so treu und ähnlich, daß es schien, als ob es Leben hätte.

Rafael hatte nun auch in Rom großen Ruhm erlangt. Biewohl er seine Figuren so anmuthig darstellte, daß sie Jedermann wohlgefielen, und wiewohl er unaufhörlich die vielen Kunstwerke des Alterthums studirte, hatte bis dahin seinen Gestalten doch eine gewisse Größe und Majestät

der Erscheinung gefehlt; das sollte er ihnen von nun an mittheilen. Der große Meister Michel Angelo hatte nämlich zu jener Zeit in der päpstlichen Kapelle einen Streit gehabt, der den Papst in Schrecken setzte, und hatte deshalb nach Florenz fliehen müssen. Während seiner Abwesenheit hatte Bramante, Raphael's Verwandter, die Schlüssel zur Kapelle; er ließ nun Rafael die Arbeiten Angelo's sehen, und Rafael nahm das, was er an Michel Angelo für gut erkannte, in sich auf. Die Anschauung jener Gestalten brachte ihn dahin, schon seinen nächsten Werken bedeutendere Größe und den Gestalten mehr Würde zu verleihen. Er fuhr fort, neben vielen anderen Arbeiten im Palaste des Papstes zu malen.

Papst Julius II. starb; ihm folgte Leo X., dem es am Herzen lag, das begonnene Werk Rafael's, die Ausschmückung des Vatikans, fortgesetzt zu sehen. Dadurch wurde Rafael's Talent und Ruhm in den Himmel erhoben und brachte ihm reichen Gewinn. Er stand auch in der Gunst des Kardinals Lorenzo Pucci und malte in dessen Auftrage ein Bild, welches so vollendet war, daß es alles zeigte, was die zarte Anmuth Rafael's in seiner Kunst hervorzubringen vermochte. Es ist das berühmte Bild der heiligen Cäcilia. Sein Ruf erlangte durch dieses neue Werk immer weitere Ausdehnung. Er wurde so verehrt, daß die Dichter ihn durch viele Verse in lateinischer und italienischer Sprache verherrlichten. Der junge Meister war unermüdet. Jetzt malte er unter anderem das Bildniß Papst Leo's X. in so feiner Ausführung, daß er von ihm ganz besonders reich dafür belohnt wurde; außerdem malte er die Bildnisse von vielen Kardinälen und Herzogen mit der Vollkommenheit, die nur ihm eigen war. Der Ruhm Rafael's und die Belohnungen, die er erhielt, wurden immer größer. Weit über die Grenzen Italiens hinaus, bis nach Frankreich und Flandern war der Ruf seines Namens gedrunken. Albrecht Dürer, unser größter deutscher Meister, schickte ihm als Zeichen seiner Huldigung sein eigenes Bildniß, welches mit Wasserfarben auf ganz feiner Leinwand so ausgeführt war, daß es sich auf beiden Seiten zeigte. Rafael wiederum, fern von irgend einem Stolze, bewunderte Dürer's Arbeit und sandte ihm als Gegengeschenk eine Menge Zeichnungen von seiner Hand nach Nürnberg. Durch Dürer's Arbeiten veranlaßt, bemühte sich Rafael, die Kupferstichkunst in Italien einzuführen, indem er viele Kollegen zu Versuchen in dieser Richtung anzuregen wußte. Sein künstlerischer Geist war so umfassend, daß er in ganz Italien, ja sogar in Griechenland eine große Anzahl von Künstlern selbst beschäftigte. Für den Bau der Loggien im Vatikan entwarf er alle Zeichnungen, denn er war nicht nur ein großer Maler, sondern auch ein großer Architekt. Die vollendete Schönheit dieser Loggien war Ursache, daß nunmehr Rafael zum obersten Leiter aller

Malereien und Bauten des Palastes ernannt wurde. Für die „schwarzen Brüder“ von St. Sisto zu Piacenza malte er ein Bild zum Hauptaltare, eine herrlich schöne Madonna, welche heute in der Dresdener Gemäldegalerie unter dem Namen „Sixtinische Madonna“ aufbewahrt wird. Für den Cardinal Giulio von Medici malte Raffael ein Bild von der Verkündigung des Heilandes: Christus wird auf dem Berge Tabor verklärt. Die Apostel harren seiner am Fuße des Berges; zu ihnen wird ein besessener Knabe gebracht, damit Christus, wenn er herabsteigt, ihn heile. Raffael zeichnete in diesem Bilde Gestalten und Köpfe von so seltener Schönheit, so neu, mannigfaltig und herrlich, daß alle Künstler seiner Zeit in dem Urtheil übereinstimmten: Unter den vielen Werken, die er schuf, sei dieses weitaus das schönste, rühmlichste und herrlichste. Christus schwebt in leuchtender Luft über dem Berge zwischen Moses und Elias; Petrus, Jakob und Johannes liegen zur Erde gebeugt, weil sie der göttliche Glanz des Erlösers blendet. Dieser selbst, von weißem Gewande umwallt, breitet die Arme aus und richtet das Haupt zum Himmel. Es ist, als habe Raffael seine ganze Kraft aufgeboten, um in dem reinen, begeistert verklärten Antlitze des Heilandes die ganze gewaltige Größe seiner Kunst zu offenbaren. Und das Schicksal wollte es, daß dieses Werk auch sein letztes Werk geblieben ist; nach Vollendung desselben rührte er den Pinsel nicht mehr an; er wurde krank und bald darauf ereilte ihn der Tod.

Wenn man von so vielen und großen Werken hört, die ein so kurzes Leben ausfüllen, wie das Raffael's, möchte man fast auf den Gedanken kommen, daß diesem großen Künstler das Schaffen sehr leicht gewesen sein müsse, daß er kraft seines außerordentlichen Talentes spielend die höchste Höhe der Kunst erstiegen habe. Dem ist aber keineswegs so; vielmehr wissen wir, wie sauer es sich Raffael von Jugend auf hatte werden lassen und wie hart er sich, als er bereits die ersten Erfolge erreicht hatte, durch unausgesetzte Arbeit immer weiter emporrang, bis er endlich zu einer Wahrheit der Auffassung gelangte, wie sie weder sein Vorbild und Meister Perugino noch irgend ein anderer vor ihm besessen hatte. Mit großer Mühe machte er sich allmählig von der alten Methode und Schule Perugino's frei und studirte die großen Entwürfe Leonardo da Vinci's und Michel Angelo's. Er wurde, als er die alte Kunst von sich warf, vom Meister noch einmal ein Schüler. Ein Mann schon, zwang er sich durch unglaublich anstrengendes Studium, das in wenigen Monaten zu lernen, wozu andere viele Jahre bedurft hätten. Eifrig studirte er auch Anatomie. Da er nun sah, daß er in diesem Felde Michel Angelo trotz aller Mühe nicht besiegen könne, beschloß er, in der ihm eigenen Art der Anmuth seiner Gestalten das Vollkommenste zu erstreben. Was ihn dabei leitete, war

sein immer frisches Auge für die Natur und das unablässige Studium derselben. So lernte er mit eisernem Fleiße sich von den Hindernissen der Unvollkommenheit zu befreien, ehe ihm der hohe Ruhm einer Vollkommenheit zu Theil wurde, wie sie sich kaum erhoffen ließ.

Unter seinen Gaben erscheint namentlich eine von hoher Bedeutung, daß nämlich alle seine Mitkünstler, so verschieden von Streben und Charakter sie sein mochten, so uneinig, neidisch und gehässig sie auch unter einander lebten, ohne Weiteres gleichen Sinnes und einträchtig waren, sobald sie mit Rafael verkehrten oder mit ihm zusammen arbeiteten. Jede böse Laune flog bei seinem Anblick davon, jeder niedrige Gedanke fiel ihnen aus der Seele. Und die Ursache war, daß sie alle unter dem Bann einer überlegenen Kunst und mehr noch unter dem Genius seiner guten Natur standen. Er war so erfüllt von edler Liebenswürdigkeit, so übersießend von hilfreicher Liebe, daß ihm Alle Ehrfurcht bezeugten. Man erzählt, daß Rafael, wenn ihn ein bekannter oder unbekannter Maler um eine Zeichnung anging, deren er bedurfte, seine eigene Arbeit stehen ließ, um ihm behilflich zu sein. Immer waren viele Künstler bei ihm beschäftigt, die er mit einer Liebe unterstützte und belehrte, nicht wie sie Künstlern, sondern eigenen Kindern zukam. So sah man ihn z. B. niemals an den päpstlichen Hof gehen, ohne daß er beim Verlassen seines Hauses fünfzig Maler mit sich gehabt hätte, alle tüchtig und gut, die ihm das Geleit gaben, um ihn zu ehren.

Es war ihm verliehen, sich als Künstler und als Mensch auf gleicher Höhe zu halten, wodurch er sich die beiden Päpste so zu Willen zwang, daß sie ihm, wie einem nahen Freunde, die Mittel gewährten, sich selbst und die Kunst zu höchster Ehre zu bringen.

Wenden wir uns noch einmal zum Lebensende Rafael's zurück. Er hatte sich ein starkes Fieber zugezogen, welches ihn auf's Krankenlager warf. Die Aerzte ließen ihm unvorsichtiger Weise zur Ader, so daß er schwach wurde und in Ohnmacht fiel, wo er gerade der Stärke bedurft hätte. Er fühlte, daß sein Tod herannahe und traf seine letzten Verfügungen. Alle seine Sachen verschenkte er unter seine Schüler. Sodann bestimmte er, daß eine der antiken Nischen in der Kirche Santa Maria Rotonda, die er sich zur Grabstätte wählte, neu mit Marmor bekleidet und davor ein Altar mit einer Marmorstatue der Mutter Gottes errichtet werde. Er endete den Lauf seines ruhmreichen Lebens an seinem Geburtstage, dem Charfreitag 1520; er war nur 37 Jahre alt geworden. Bei seinem Tode stellte man ihm zu Häupten sein Bild von der Verklärung Christi. Und dieses große Werk ließ Alle, die an seinem Sarge standen, den Meister todt und das Bild so lebensvoll sehen, schmerzerfüllt den Verlust erkennen,

welchen mit Rafael's Tode die Menschheit erlitten hatte. Das ehrenvollste Begräbniß wurde ihm zu Theil. Kein Künstler in Rom, der nicht trauernd und in Thränen den Meister zu seiner Ruhestätte geleitet hätte. Der päpstliche Hof betrauerte ebenfalls seinen Tod. Rafael war dem Papste so lieb geworden, daß sein Verlust ihn bitterlich weinen ließ.

Rafael's erhabener Geist, seine liebeiche Seele hatten wahrhaft die Welt verschönt. Gern redet jeder von ihm, feiert und bewundert seine Werke. Die Menschen aller Jahrhunderte fühlen es als freudige Pflicht, Rafael in Dankbarkeit die ehrenvollste Erinnerung zu weihen.



### Die Handmühle auf dem Meeresgrund.

Aus dem Norwegischen übersetzt von M. C. Prestion.

Es lebten einmal in alter, alter Zeit zwei Brüder; der eine von ihnen war reich, der andere arm. Als der Weihnachtsabend kam, hatte der Arme nicht einen Bissen im Hause, weder Fleisch noch Brot, und er ging deshalb zu seinem Bruder und bat ihn im Namen Gottes um etwas Speise für Weihnachten. Es war zwar nicht das erste Mal, daß der Bruder ihm hatte etwas geben müssen; aber geizig war er immer und er war auch jetzt nicht besonders erfreut über ihn.

„Wenn Du thun willst, um was ich Dich bitte, sollst Du einen ganzen Schinken erhalten“, sagte der Bruder.

Das versprach der Andere auch sogleich und dankte dafür.

„Da hast Du ihn; geh' nun aber augenblicklich zum Teufel!“ sagte der reiche Bruder und warf ihm den Schinken zu.

„Ja, was ich versprochen habe, muß ich auch halten“, sagte der Andere, nahm den Schinken und machte sich auf den Weg. Er ging und ging den ganzen Tag, und als es dunkel war, kam er zu einem Orte, wo es roth leuchtete. Da wird wohl die Hölle sein, dachte der Mann mit dem Schinken.

Draußen im Holzschuppen stand ein alter Mann mit einem langen, weißen Bart und spaltete Holz für Weihnachten.

„Guten Abend“, sagte der mit dem Schinken.

„Guten Abend gleichfalls! Wohin noch so spät?“ fragte der Mann.

„Ich muß noch in die Hölle, wenn ich da auf dem rechten Weg bin“, antwortete der Arme.

„Ja, da bist Du allerdings auf dem richtigen Weg; das ist hier“, sagte der alte Mann. „Wenn Du aber hineinkommst, werden sie Dir alle Deinen Schinken abkaufen wollen, denn das ist eine seltene Speise in der Hölle; Du darfst ihn aber nur verkaufen, wenn Du dafür die Handmühle erhältst, die hinter der Thür steht. Sobald Du dann wieder herauskommst, werde ich Dir zeigen, wie Du mit der Mühle umzugehen hast; sie ist zu vielen Dingen gut.“

Der Mann mit dem Schinken dankte für den guten Bescheid und klopfte bei dem Teufel an.

Als er in die Hölle kam, ging es genau so, wie der alte Mann gesagt hatte; alle Teufel, große und kleine, saßen um ihn herum wie Ameisen um einen Wurm, und einer bot mehr als der andere für den Schinken.

„Er gehört zwar mir und meiner Alten für den heiligen Abend; da Ihr aber gar so sehr darauf veressen seid, werde ich ihn Euch schon überlassen müssen“, sagte der Mann. „Aber wenn ich ihn verkaufe, will ich dafür die Handmühle haben, die dort hinter der Thür steht.“

Die wollte aber der Teufel durchaus nicht weggeben und darum handelte und feilschte er mit dem Manne, der aber auch nicht nachgab, und so mußte denn der Teufel mit der Mühle heraussücken. Als der Mann wieder auf die Oberwelt kam, fragte er den alten Holzhauer, wie er mit der Mühle umzugehen habe, und als derselbe es ihm gezeigt hatte, dankte er und eilte nun, so schnell er konnte, nach Hause; aber er kam gleichwohl erst heim, als es gerade zwölf schlug.

„Aber um Gotteswillen, Mann, wo bist Du denn so lang geblieben?“ fragte das Weib. „Ich bin hier stundenlang gefessen und hab' auf Dich gewartet; nicht zwei Stückchen Holz hab' ich, die ich unter den Breikessel legen könnte.“

„Ja, ich konnte nicht früher kommen; ich hatte allerlei zu thun und einen langen Weg hatte ich auch zurückzulegen. Aber dafür sollst Du jetzt sehen!“ sagte der Mann. Er stellte die Mühle auf den Tisch und verlangte, daß sie zuerst Licht, dann ein Tischtuch und dann Essen und Alles, was gut ist, mahle für den Christnachtschmaus; und wie er es vorgefagt, so mahlte die Mühle.

Die Alte bekreuzte sich ein ums andere Mal und wollte wissen, woher der Mann die Mühle bekommen hätte; aber er wollte nicht damit heraus. Das ist ganz gleichgiltig, woher ich sie habe; Du siehst, die

Mühle ist gut, und das Mühlwasser gefriert nicht", sagte der Mann. Dann mahlte er Speise und Trank und alle erdenklichen guten Dinge für die ganze Weihnachtszeit und am dritten Tage lud er alle seine Freunde ein, um ihnen ein Gastgebot zu geben.

Als der reiche Bruder dies alles sah, wurde er erbittert, denn er gönnte seinem Bruder nichts. „Am Weihnachtsabend war er so arm, daß er zu mir kam und mich im Namen Gottes um etwas zum Essen bat, und jetzt giebt er eine Gesellschaft, als wäre er ein Graf und ein König zugleich", sagte er zu sich selbst.

„Aber woher hast Du denn in der heißen Hölle all diesen Reichthum genommen?" fragte er den Bruder.

„Hinter der Thür!" sagte dieser; er beeilte sich nicht ihm Rechenschaft darüber zu geben. Aber später, als er schon etwas in den Kopf bekommen hatte, konnte er sich nicht länger enthalten und kam nun mit der Mühle hervor.

„Da siehst Du dasjenige, was mir meinen ganzen Reichthum verschafft hat!" sagte er, und dann ließ er die Mühle dies und das mahlen. Als der Bruder dies sah, wollte er die Mühle haben; er bekam sie endlich auch, aber dreihundert Thaler mußte er geben, und sie dem Bruder noch bis zur Heuernte lassen; denn, wenn ich sie so lange habe, dachte dieser, kann ich mir für viele Jahre im Voraus Speise mahlen.

Während dieser Zeit wurde, wie ihr euch leicht denken könnt, die Mühle nicht rostig, und als die Heuernte kam, erhielt sie der Bruder; der Andere aber hatte sich wohl gehütet, ihm zu zeigen, wie er mit der Mühle umgehen müsse.

Es war Abends, als der reiche Bruder die Mühle nach Hause brachte; am nächsten Morgen bat er sein Weib, es möge aufs Feld hinausgehen und den Mähern bei der Arbeit helfen; er wolle heute selbst das Frühstück bereiten, sagte er. Als es nun auf die Frühstückszeit ging, stellte er die Mühle auf den Küchentisch.

„Mahle Heringe und Suppe, und zwar schnell und gut!" sagte der Mann, und die Mühle begann nun Heringe und Suppe zu mahlen, zuerst in alle Schüsseln und Tröge und dann auf den Küchenboden. Der Mann versuchte alles Mögliche, um die Mühle zum Stillstehen zu bringen; aber was er auch thun mochte, die Mühle mahlte immer weiter, und bald stand die Suppe so hoch, daß der Mann nahe daran war, zu ertrinken. Da riß er die Stubenthür auf; aber es dauerte nicht lange, so hatte die Mühle auch die Stube vollgemahlen und der Mann konnte nur mit Mühe und Noth in der Milchsuppenslut die Thürklinke erreichen. Als es ihm gelungen war, auch die Hausthüre zu öffnen, eilte er aus

dem Hause, und Heringe und Suppe strömten ihm nach, so daß die Flut sich über den Hof und die Felder ergoß.

Nun dünkte dem Weibe, daß draußen auf dem Felde war und das Heu ausbreitete, die Zeit doch zu lange, bis das Frühstück fertig wurde.

„Wenn uns auch der Mann nicht nach Hause ruft, müssen wir gleichwohl gehen; er wird wohl die Suppe nicht fertig bringen können und ich werde ihm helfen müssen“, sagte das Weib zu den Mähern. Und so machten sie sich denn alle auf den Heimweg; aber als sie eine Strecke weit über die Hügel gekommen waren, sahen sie die Heringe, die Suppe und Brot, alles durcheinander gemischt, daherströmen, den Mann aber vor der Flut herlaufen.

„Gott gebe, ihr hättet jedes hundert Bänche! Aber gebt Acht, daß Ihr nicht in der Frühstücksuppe ertrinkt!“ schrie der Mann, lief an ihnen vorbei, als ob ihm der Böse auf der Ferse folgte, und hinab, wo der Bruder wohnte. Den bat er, doch um Gotteswillen die Mühle wieder zurückzunehmen, und zwar augenblicklich. „Mahlt sie noch eine Stunde so fort, so geht das ganze Kirchspiel durch die Heringe und die Suppe zu Grunde“, sagte er.

Aber der Bruder wollte die Mühle nur unter der Bedingung zurücknehmen, daß er ihm noch dreihundert Thaler zahle, und es blieb ihm denn auch nichts Anderes übrig. Nun hatte der Arme nicht nur Geld, sondern auch die Mühle, und es dauerte nicht lange, so baute er sich einen Hof, der viel schöner war als derjenige, auf dem der Bruder wohnte. Mit der Mühle mahlte er so viel Gold, daß er denselben von innen und außen mit Goldplatten auskleidete; der Hof lag aber dicht am Meeresstrande, so daß es bis weit in die See hinaus von ihm leuchtete und glänzte. Alle, welche hier vorüber segelten, wollten nun den reichen Mann auf dem goldenen Hofe besuchen und Alle wollten auch die wunderbare Mühle sehen; denn es war weit und breit von ihr die Rede und es gab Niemand, der nicht schon von ihr gehört hätte.

Eines Tages kam wieder ein Schiffer, der die Mühle sehen wollte; er fragte, ob dieselbe auch Salz mahlen könnte.

„Ja freilich kann sie auch Salz mahlen!“ sagte der Eigenthümer der Mühle, und als der Schiffer dies hörte, wollte er durchaus die Mühle besitzen, mochte sie nun kosten, was sie wollte; denn hätte er die Mühle, dachte er sich, so brauchte er nicht weit fort zu segeln über gefährliche Wasser um Salzladungen.

Anfangs wollte der Mann die Mühle durchaus nicht weggeben; aber der Schiffer drang immer heftiger in ihn und bot immer mehr, und endlich verkaufte er sie und bekam viele, viele hundert Thaler dafür. Als der

Schiffer die Mühle auf dem Rücken hatte, machte er sich so schnell als möglich davon, denn er befürchtete, daß der Mann sich bedenken könnte. Zu fragen, wie er die Mühle handhaben solle, dazu hatte er jetzt gar keine Zeit. Er eilte so schnell als möglich zu seinem Schiffe und als er ein gutes Stück weit auf die See hinaus gekommen war, öffnete er die Mühle.

„Mahle Salz, und zwar schnell und gut!“ sagte der Schiffer. Da begann denn die Mühle Salz zu mahlen, so daß es nur sprudelte; als der Schiffer das Schiff voll hatte, wollte er die Mühle stillstehen lassen; aber was er auch versuchen und wie er es anfangen mochte, die Mühle mahlte immer fort, und der Salzhaufen wurde immer höher, bis endlich das Schiff versank. Die Mühle aber steht nun auf dem Meeresgrunde und mahlt noch heute fort, und daher kommt es, daß die See salzig ist.



### Wie ich Dichter ward.

Von Leopold Jacobi.

Es war an einem Sommernachmittage in der vierten Klasse des Gymnasiums zu Danzig. Die gefürchtete Lateinstunde von drei bis vier Uhr nahte heran; noch war Zwischenpause. Der Lehrer für diese Stunde, der bis zur obersten Klasse der Anstalt Unterricht gab, galt als einer der unerbittlichsten Schultyrannen, die je ein Knabenherz haben erzittern machen. Und diese Stunde war doppelt furchtbar, weil ihr Erfolg und Ausgang zugleich das bevorstehende Versetzungsexamen bestimmen mußte. Es war eine Vorprüfung in Latein für Grammatik und Uebersetzen. Da sah man viele verstörte Gesichter in den Bänken, noch mit aller Hast sich vorbereitend, die verbotenen Uebersetzungen auf dem Tisch, oder mit aufgestützten Armen Regeln der Grammatik auswendig lernend, während an der Thür zwei Wachen standen, um hinausspähend die Ankunft des Gefürchteten anzuzeigen. Schon hatte die Glocke der Anstalt ein Viertel geschlagen, und einer von den Wacht habenden war in den Korridor hinaus in das Zimmer des Pedells gegangen, um zu erkunden, was die ungewohnte Verzögerung zu bedeuten habe. Plötzlich hörte man ihn mit Gepolter zurücklaufen. Hurtig wurden die Uebersetzungen versteckt; alles setzte sich kerkengerade, die Gesichter in ängstlicher, stummer Ergebung. Da kommt der eine der Schüler herein-

gestürzt, aber anstatt sich auf seinen Platz zu begeben, springt er mit gewaltigem Satz auf's Katheder und ruft mit heller, jubelnder Stimme: „Kinder, er kommt nicht, er ist krank geworden!“ Eine Sekunde lang war alles stumm, dann aber brach ein Jubel los, wie ihn die Klasse nie erlebt hatte. Ein donnerndes Hurrah erscholl, Bücher und Uebersetzungen wurden in die Luft geworfen, die ärgsten Feinde umarmten sich, man tanzte vor den Bänken und auf den Bänken. Mitten in dem tollen Jubel erscholl die Stimme des anderen Schülers von der Thüre her: „Der deutsche Lehrer kommt!“ Nun war der deutsche Lehrer durch seine Milde so beliebt, wie der lateinische gefürchtet und gehaßt. Die freudige Stimmung blieb also voll bestehen, als der Lehrer hereintrat. Er war ein noch junger Mann, bleich, von fesselndem Ausdruck und mit einer wunderschönen, zu Herzen dringenden Stimme begabt. Er trug ein kleines Büchlein in der Hand, nahm auf dem Katheder Platz und sagte: „Meine lieben Freunde! Da Euere Lateinlehrer krank geworden ist, bin ich vom Direktor beauftragt, für ihn diese Stunde zu geben. Ich will Euch aber heute nicht mit Aufgaben und Uebungen plagen, sondern Euch lieber etwas besonders Schönes vorlesen und vortragen.“ Ein freudiges Gemurmel ging durch die Reihen der Schüler, und er fuhr fort: „Ich habe Euch schon früher von dem Dichter Rückert erzählt, und mehrere von Euch haben auch schon Gedichte von ihm auswendig gelernt. Dieser wunderbare Mann war einer der größten Meister und Beherrscher unserer geliebten deutschen Sprache. Er hat auch eine ganz neue Dichtungsart geschaffen, man nennt sie *Maflame*. Er hat diese Dichtungsform aus dem Orient übernommen, aber ihr ein so eigenes Leben eingehaucht, daß sie nun fast ganz unser geworden ist. Es ist aber diese Dichtung vor Allem dazu geeignet, den Glanz und den Reichthum der Sprache zu offenbaren mit kunstreicher Form, durch buntfarbige Reime und durch musikalischen Klang und Wohlklang, wie auch vorzüglich durch Wortspiele. Und so nun hat es der Dichter verstanden, in dieser Kunstform uns unsere deutsche Sprache in einem Lichte zu zeigen, das wir selbst bisher noch nicht gekannt hatten. Da schimmert und funkelt alles wie im Regenbogenglanz. Ich will Euch nun aus dieser neuen Dichtungsform, *Maflame* genannt, heute ein Beispiel vorführen und wähle dazu die *Maflame*, welche erzählt von dem Schulmeister von Sims.“

Und nun begann der Lehrer zu lesen, richtiger, frei vorzutragen; denn er konnte, was er las, offenbar auswendig. Das war kein Gedicht mehr, das war ein Konzert, ein Zusammenklang von Tönen, eine Symphonie, und der Inhalt voll Duft und Glanz und Schmelerei. Wie wenn Blütenfloeken von Gebirgsbäumen herabgeweht werden und man meint, es sei Schnee, und dazwischen tönen lieblich Alpenherdenglöcklein und tausend

Vogelstimmen, und bunte Schmetterlinge gaukeln vorüber, und Sonnenglanz und Duft und Flimmer erfüllt den Raum, so märchenhaft wurde das Schulzimmer verwandelt durch die vorgetragene Szene aus der Schule von Hims.

Und die Knaben saßen da wie verzaubert. Da war kein Auge, das nicht an den Lippen des Vortragenden hing, kein Ohr, das nicht mit Lust und Entzücken die klingenden Reime trank; und an den schönsten Stellen unterbrach ein seliges Aufjauchzen die aufmerksame Stille und belohnte den Vortragenden.

Als nun der Vortrag dieser Geschichte und damit die Stunde zu Ende war und die Schüler, mit freudig glänzenden Augen um den Lehrer gedrängt, das Zimmer verließen, da blieb ganz hinten auf der letzten Bank noch einer zurück, starr versunken, mit funkelnden Augen hineinschauend in eine neue Welt, die eben seinem Geiste aufgegangen war. Er, schon als Schulknabe ganz einsam lebend, hatte heute einen Antrieb, einen Vorwärtstoß erhalten, von dem seine Seele noch nachzitterte, und dieser Stoß wirkte für sein ganzes Leben. Die glühende Liebe zur Poesie, zu poetischem Schaffen war ihm aufgegangen, und konnte ihn nicht mehr verlassen, durch unendliches Weh und Leid hindurch lange, lange Jahre bis auf den heutigen Tag.



### Das „Lumpenproletariat“ des Himmels.

Von Josef R. Ehrlich.

Ihr werdet doch wohl schon, Ihr lieben, kleinen Leser, in mancher sternenhellen Herbstnacht zum Himmel emporgesehen und bemerkt haben, wie urplötzlich ein Sternchen vom funkelnden Firmament sich ablöst und mit Blitzesschnelle an eine andere Stelle fliegt. Ihr könnt nicht genau den Ort erkennen, von wo es kam, noch die Stelle wahrnehmen, wo es sich niederließ; Ihr habt es nur im Fluge gesehen und mochtet dabei gedacht haben: Das ist ein unruhiger, unbeständiger Geselle, der nicht an dem Orte bleiben mag, wohin die Natur ihm gesetzt hat. Er scheint ein Abenteurer oder gar ein verunglückter Himmelskörper zu sein, der bestimmungslos vom Zufall hin- und hergeschleudert wird. Wie anders dagegen erscheinen die Myriaden von Fixsternen in ihrer erhabenen Beharrlichkeit! . . . . .

Solche Betrachtungen könnt Ihr wohl an einem und demselben Abend zu mehreren Malen und an verschiedenen Stellen des Himmels

machen. Ja, oft ereignet es sich, daß Ihr an der nächtlichen Himmelsflur einen gar gewaltigen Stern, der an Glanz alle anderen Sterne übertrifft, aufflammen und, einen feurigen Streifen nach sich ziehend, über das halbe Firmament dahinfahren seht. Ein Meteor! ruft Ihr entzückt oder erstaunt vielleicht mehr über die effektvolle Erscheinung, als über die Katastrophe, die sich vor Euren Augen abspielt. Denn dieses Meteor, ein Weltkörper wie jeder andere Himmelsfunke, ist mitten in seiner Laufbahn, mitten in der größten Entfaltung von Hitze und Flugkraft zu Grunde gegangen, hat sich in tausend Splitter oder gar in Nebel aufgelöst, der an der Stelle, wo die Katastrophe sich abspielte, noch mehrere Minuten sichtbar bleibt.

Solcher Meteore giebt es wie der vorerwähnten Sternschnuppen unzählig viele. Auch sie stehen als Himmelskörper in gewaltigem Gegensatz zu den ehernen, in bestimmten, sicheren Bahnen wandelnden Gestirnen. Auch sie werden vom Zufall dahin und dorthin getrieben, ihre Existenz ist eine ungelöste Frage, sie wird immer und immer bedroht, verändert, gestört, aufgehoben . . . . .

Dann aber erscheint zuweilen am nächtlichen Himmelsgewölbe ein großes dunstförmiges Gestirn mit langem Schweife, schreckhaft von Aussehen und ungebildeten Leuten Anlaß zu Aberglauben gebend: es ist ein Komet, Haar- oder auch Irstern genannt. Dieser Himmelskörper vereinigt in sich alle abenteuerlichen Eigenschaften der Meteore und Sternschnuppen. Er bewegt sich in allen möglichen Richtungen um die Sonne — und nicht um eine Sonne! Das eine Sonnensystem verläßt er, um sich in ein anderes zu stürzen, dem er wieder auf Jahrtausende — und vielleicht auf ewig sich entzieht. Es giebt allerdings Kometen (man nennt sie periodische), die zu bestimmten Zeiten zur Sonne zurückkehren, ja deren Rückkehr sogar von den Astronomen berechnet wird. Nichts destoweniger bleiben diese Kometen als solche — abgesehen von ihrer Bahn — haltlose, unselbständige, den Wirkungen kosmischer Zufälle preisgegebene Himmelskörper. Der Kopf solcher Kometen, oft viel hundert Mal größer als die Erdkugel, ist voll gährender Bewegung, wunderbarlich in der Form und im Aussehen. Es hat Kometen gegeben, die vor den Augen der Astronomen in zwei und mehr Theile sich spalteten und dann auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Sämmtliche periodische Kometen machen gemeinsame Sache mit den Meteoren und Sternschnuppen, welche ihre Trabanten zu sein scheinen, nicht in dem Sinne, daß sie sich um die Kometen herumbewegen, wie etwa der Mond um die Erde, sondern sie bilden theils den Vortrab, theils das Gefolge des Kometen und sind auf der ganzen langen Bahn des letzteren in mehr oder minder dichten Haufen

oder Schwärmen zerstreut. Manche dieser Kometen- oder Meteorenbahnen kreuzen im buchstäblichen Sinne des Wortes die Erdbahn. Kommt die Erde an einen solchen Kreuzungspunkt heran (wie das im August und im November geschieht), so stößt die Erde auf Millionen von Meteoren, die förmlich wie Wegelagerer die Bahn besetzen. Aber es nützt ihnen nichts; sie stieben auseinander vor der kolossalen Erdkugel, die sich mit ungefähr vier Meilen Geschwindigkeit in der Sekunde in sie hineinbohrt und wie durch einen Tunnel oder Engpaß hindurchheilt. Der Wirrwarr unter den Meteoren giebt sich dem Beobachter dadurch kund, daß am Himmelsgewölbe zahlreiche Sternschnuppen dahin und dorthin nach allen möglichen Richtungen fliegen. Viele von ihnen werden aus ihrer Bahn gerissen, fallen der Erdschwere anheim, kommen in die Atmosphäre, entzündeten sich, explodiren oder fallen als Splitter auf den Erdboden, während die anderen Meteore, nachdem die Erde den genannten Kreuzungspunkt passiert hat, hinter ihr sich wieder sammeln, um ihr Wesen wie bisher fortzutreiben.

Ein Zusammentreffen der Erdkugel mit dem Kometen selbst, von welchem Ihr nun wisset, daß er in der Bahn der Meteore einhergeht, ist allerdings möglich; allein es kommt darum nicht dazu, weil der Komet in der allernächsten Erdnähe von der Erde abgestoßen und in eine andere Bahn geworfen werden kann, wie es thatsächlich geschieht, wenn der Komet dem Jupiter zu nahe kommt. Es hat sich aber auch schon ereignet, daß ein Komet in großer Erdnähe infolge innerer Eruptionen zerbarst und nach und nach in Meteorstaub sich aufgelöst hat.

Ihr seht daraus, meine lieben kleinen Leser, daß die hier besprochene Gattung von Himmelskörpern kaum diesen Namen verdient. Sie haben nicht nur keine Festigkeit in sich, sie haben auch keine Anziehungskraft nach Außen. Wenn Kräfte auf sie einwirken, so verändern sie sich nicht zum Vortheil. Sie haben keine Welt in sich und bauen auch keine. Unentschieden, wie sie selbst, ist auch der Zweck des Kosmos in ihnen unentschieden, dunkel, nebelvoll.

Warum wir aber die Kometen und ihre Abart, die Meteore und Sternschnuppen die „Lumpenproletarier am Himmel“ nennen, das wird Euch aus dem Gegensatze klar, den ich Euch nun vor Augen stelle.

Erhebt Euren Blick zum gestirnten Himmel. Diese vielen, vielen Sterne und Sternchen! Seht Ihr, das sind lauter Sonnen, ja Sonnen, viel größer und schöner als die unsere. Und wenn Ihr durch das große Fernrohr in jene Räume sieht, so findet Ihr tausendmal mehr; ja, Ihr erschreckt beim ersten Anblick über das ungeheuere Gewimmel von blitzenden Funken. Und sie alle sind — Sonnen; die ganze Unendlichkeit ein Meer von Sonnen! Fragt Ihr nun, was in diesem ganzen unend-

lichen Universum das allein Herrschende, die Hauptsache ist, in der sich die Tendenz, der Zweck des Kosmos ausspricht? Offenbar die Schöpfung des Lichts, des Lichtes und der Wärme. Alles andere — Planeten, Nebenplaneten und wie die Himmelskörper alle sonst noch heißen mögen — ist Folge, Nebensache. Das kosmische Ziel ist die Sonne. Da giebt es nichts Anderes als Licht machen, Wärme schaffen, denn der Grundcharakter der Unendlichkeit, das heißt die Natur an sich selbst, ist Finsterniß und Kälte.

Ist nun eine Sonne geworden, so ist auch das Höchste, was Ihr Euch denken könnt, entstanden, nämlich der Sieg über Finsterniß und Kälte. Das Dasein einer Sonne ist ein zweckerfülltes, ruhmvolles Dasein; sie beherrscht Gewalten, die ohne sie alles Sein in Todesstarre bannen würden, und wenn es so viele Myriaden von Sonnen giebt, wenn jedes Räumchen in der Unendlichkeit von Sonnengruppen und Sonnenheeren erfüllt ist, so könnt Ihr daraus nur entnehmen, wie bedeutungsvoll die Existenz solcher Himmelskörper ist, welche die Repräsentanten der Sonnen sind. Wir nennen sie darum die kosmischen Existenzen I. Ordnung.

Nun giebt es aber auch kosmische Materien, in welchen das Sonnenhafte unentwickelt ist; es sind dunkle, kalte Himmelskörper; in ihnen steht die Natur auf einer niedrigeren Stufe als in den Fixsternen, welche Sonnen sind. Damit sie aber das Sonnenhafte entfalten, werden sie von der Sonne angezogen, erleuchtet und erwärmt; und das ist der Sonne schönste, herrlichste Bestimmung, denn was wäre das für eine Existenz, wenn die Sonnen für sich allein strahlten und glühten!

So hat jede Sonne ein System von Planeten, welche sie umkreisen, auf daß die sonnenhaften Elemente in ihnen frei werden und Gestalt annehmen in anmuthigen Farben, in lieblichem Duft und wonnesamen Früchten, noch mehr aber in der Entfaltung glühenden Lebens, das in der Wärme besteht und in animalischer Mannigfaltigkeit die Oberfläche der Planeten bedeckt. So ist denn auch die kosmische Existenz der Planeten, obschon an eine Sonne gebunden, zweck- und bestimmungsvoll. Es sind gar liebe Kinder, die treu der Mutter anhangen und sich um sie herumbewegen. Und denken wir, daß jede Sonne von einer bestimmten Anzahl von Planeten umgeben ist, so stellen letztere die verlangende, erstere die spendende Natur dar, und insoweit bezeichnen wir die Planeten als kosmische Existenzen II. Ordnung.

Und nun die Kometen! Hier kann man von keiner Existenz-„Ordnung“ reden, weil das Dasein dieser Himmelskörper jede Ordnung negirt. Sie sind aber viel zahlreicher als die Planeten. Die Astronomen schätzen ihre Anzahl auf mehrere Millionen, wovon allerdings bis heute nur bei 500 mit freiem Auge und 200 mit dem Teleskope wahrgenommen werden. Aus beträchtlicher Ferne gesehen, machen sie den Eindruck von

sonnenhaften Nebelflecken, Milchstraßen-Systemen, und man träumt von Myriaden von Sonnen; erst in der Nähe entpuppen sie sich als das, was sie sind, verwirren aber durch unerhört schnelle Verwandlungen des Beobachters Blick. Sie sind auch darum ganz unverläßliche Objekte der Forschung. Thatsachen, die an dem einen Kometen als im Allgemeinen gültig festgestellt sind, werden von einem anderen Kometen widerlegt. Am stärksten ist der Widerspruch des Kometen mit sich selbst, wenn er in der Nähe der Sonne ist. Da zeigt er eine Mannigfaltigkeit von Veränderungen und Umwandlungen, zu denen ein anderer Himmelskörper gewiß Millionen von Jahren brauchen würde. Es giebt Kometen, die in der Sonnennähe mit 120 Kilometern Geschwindigkeit in der Sekunde sich bewegen, während sie in der Sonnenferne mit einer Langsamkeit von nur 2 Kilometern dahinschleichen. Sie nähern sich der Sonne, als ob sie sich in sie stürzen wollten; manche tauchen sogar in ihre Atmosphäre unter, ja sie dringen in die Corona ein, wie wenn sie an der Bestrahlung aus der Ferne nicht genug hätten und entweichen der Sonne dann wieder auf tausende von Jahren in Fernen, wo sie so klein wie Lichtpünktchen erscheinen. In der Nähe der Sonne sind die Kometen im höchsten Stadium ihrer Prozesse, ja man möchte sagen, ihres höchsten Glücks, da sie ein Uebermaß von Lichteruptionen zeigen. In der Sonnenferne aber erscheinen sie wie in tiefster Armuth. Mit der Geschwindigkeit der äußeren Bewegung verringert sich der innere Sturm; die Nebelmassen des Schweifes legen sich um den Kern herum. Die Ströme des Lichtes versiegen, und aus dem ganzen Weltkörper wird eine glänzende Starrheit. . . .

Aus dieser Darstellung könnt Ihr, meine lieben Leser, wohl ersehen, wie diese zwischen Sein und Nichtsein, Vermögenheit und Ohnmacht, Arbeit und Unthätigkeit, Freiheit und Gebundenheit schwebenden Bürger des Weltalls, die eigentlichen Kometen, mit ihren Abarten (Meteoren und Sternschnuppen) das „Lumpenproletariat“ unter den Himmelskörpern bilden. Es will damit nicht gesagt sein, daß sie ihrer ursprünglichen Natur nach den anderen Himmelskörpern nicht ebenbürtig wären. Im Gegentheil. Aus den Untersuchungen der praktischen Astronomen geht hervor, daß die Kometen ihrem Wesen nach sonnenhafter Natur seien. Sie haben eigenes Licht und schaffen es aus sich selbst, sie in ihrem Entstehen sind auf dem Wege, Sonnen zu werden, allein sie vermögen nicht ihre sonnenhafte Eigengestaltung zu vollenden, und so ist ihre Existenzweise eine tragische, und solcher Existenzen giebt es im Himmelsraume — wenn man die Meteorenschwärme dazu nimmt — in erschrecklicher Zahl.



## Eine Jugenderinnerung.

Von Noemi Astier.

Aus dem Französischen übersezt von Emma Adler.

„Hast Du Dein Halstuch, Kind?“

„Ja.“

„Geh' spielen! Laufe nicht in der Sonne, lege Deinen Hut nicht ab und setze Dich ja nicht ins Gras.“

„Nein, Tante“, antwortete ich. Langsam ging ich über den Hof, an rasenumränderten Beeten vorbei. Ich suchte vorerst meinen Freund auf, den Haushund Tom, der bei seiner Hütte angekettet lag. Als er mich kommen sah, spitzte er die Ohren, wedelte mit dem Schweif und seufzte vor Behagen, als ich meine kleinen Arme um seinen Hals legte und dann sein rauhes, ruppiges Fell streichelte. Ich fand es grausam, daß Tom nicht frei herumspringen konnte. Warum kettete man gerade ihn an, der so gut und treu war? Die Antworten, welche ich auf diese Frage erhielt, hatten mich nie befriedigt, und ich gab nicht zu, daß man ein Recht habe, das Thier unglücklich zu machen, weil es bequem und nützlich war, ihn immer im Hof zu haben. Ich liebte ihn deshalb noch mehr und liebte ihn auf allerlei Art, ich brachte ihm Kuchen und Zuckerwerk und suchte ihn dadurch für die Ungerechtigkeit zu entschädigen, ich litt mit ihm, ohne mir den Namen dieses Leidens klar machen zu können. Ich lehnte meine Wange an seinen großen Kopf und sah vor mich hin in die unbestimmte Ferne. Es war heiß, die Sonne vergoldete das alte Haus, die Fensterscheiben erglänzten in grünlichem Schimmer, die Erde dampfte und duftete von lärmendem Leben.

Ich sah zu, wie die glänzenden Staubstreifen in den Sonnenstrahlen tanzten, als ob sie lebende Wesen wären. Uebrigens bedeuteten sie das für mich thatsächlich, mir kam es immer vor, als seien sie kleine Geister, die von oben Licht und Wärme hernieder brachten.

Mit einem Schlag bemächtigte sich meiner eine sonderbare Erregung. Seltsam, aber es schien mir, als hätte ich schon einmal alles gesehen und gefühlt, wie ich es in diesem Momente sah und fühlte, und ich ahnte etwas, was erst geschehen sollte und ohne Zweifel schrecklich sein würde. Ich kniete ängstlich an Tom gelehnt, ich drückte seinen Hals sehr fest, und als der Hund zu bellen begann, hing ich mich an seine Kette, zitternd, die Hände kalt wie Eis.

„Willst Du gleich zu bellen aufhören, Du garstiger Hund! Guten Tag, Fräulein!“ — Es war die wohlbekannte Stimme der häßlichen

alten Briefträgerin, die ich gar nicht leiden mochte, hauptsächlich wegen der garstigen Art, mit der sie Tom behandelte. Ich hörte absichtlich nicht hin, sie ging die ausgetretenen Stufen hinauf und trat ins Vorhaus, ich schenkte ihr weiter keine Aufmerksamkeit. Ich sah weit zurück in vergangene Zeiten und die Erinnerungen erstanden klar und deutlich vor meinem geistigen Auge.

Es waren genau zwei Jahre, es war auch Juli, da saß ich auf demselben Platze in derselben Gesellschaft und sprach leise mit meinen Freunden, dem Hunde, der Sonne, den Insekten und den Pflanzen. Ich erzählte ihnen eine schöne Geschichte von einem gesunden kleinen Kinde, das nach Herzenslust herumlaufen und spielen durfte, und Zwetschgen und Pflirsche essen konnte, von einem kleinen Kinde, das ganz das Gegentheil von mir war, und als ich gerade mitten in meiner Erzählung war, da kam auch die Postbotin, gerade so wie heute! Dieselbe Alte hatte meine Träumereien durch ihre schrille Stimme unterbrochen und war darauf im Hause verschwunden. Und ich war, wie jetzt, mit klopfendem Herzen, mit angehaltenem Athem sitzen geblieben, voll Vorahnungen schlimmer Dinge, die da kommen sollten. Mit einem Male hatte ich in dem dunklen Gange einen Schatten gesehen; mein guter Großvater war in der Thür sichtbar geworden, strauchelnd, in der Hand einen schwarzgeränderten Brief. Er murmelte: „Emilie! Emilie!“ dann war er umgesunken und die Stufen hinabgefallen. Man war herbeigeeilt, man hatte ihn aufgehoben, man hatte geschrien und lamentirt . . . Mehr hatte ich nicht gesehen, meine Tante hatte mich hinweg geführt, indem sie mich in ihre Arme schloß und sagte: „Arme Kleine! Keine Mutter mehr und vielleicht morgen . . . .“ Am anderen Tag hatte man mir ein schwarzes Kleidchen angezogen und ich trug doppelte Trauer.

Alles das lebte ich in dieser Minute nochmals durch! Ich fühlte zum zweiten Male, was ich in jenen fernen Tagen gelitten hatte. Schrecken lag auf mir, und ich wäre gerne ins Haus gelaufen, aber ich konnte mich nicht bewegen, es war, als ob der Alp mich drückte.

Eine freudige Stimme erschallte, meine Tante stand am Fenster. „Wie, Du bist noch immer da, Kind? Wir haben gute Nachricht von Deinem Vater, er kommt nächsten Samstag. Bist Du zufrieden?“

Ich hörte es, ohne es zu glauben, ich zitterte noch vor Angst, die ich nicht eingestehen wollte. Ich mußte mich selbst überzeugen und näherte mich dem Hause.

„Ist's auch wirklich wahr, Tante? Zeig' mir den Brief!“

„Du kannst doch Geschriebenes nicht lesen“, antwortete die Tante.

„Ich will ihn sehen!“ flehte ich. Die Tante zeigte mir den Brief; wohl konnte ich die unregelmäßige Schrift nicht entziffern, aber ich erkannte sie wenigstens, und las mühsam den herzlichen Gruß, der an mich gerichtet war. Dann sprang ich von der Bank und ging lebhafter, als es sonst meine Art war in den Garten.

Meines Vaters Garten war noch nach altmodischem Geschmack angelegt: Regelmäßige, rechtwinklige Alleen, die Gartenbeete mit Sträuchern eingefast, die phantastisch zugeschnitten waren. Aber seit Jahren hatte man die Bäume und Sträucher nicht geschnitten und ließ sie wild wachsen. Buschiges Strauchwerk breitete sich nach allen Seiten aus und umschlang die alten Bäume in den Alleen und man sah sich in herrlichen grünen Tunneln. Die Beete bildeten ein buntscheckiges Wirrwarr, die Nester der Obstzwergebäume lehnten an den Rosenstöcken und die Einfassungssträucher mußten den Erdbeeren und Spargeln Platz machen; die Stachelbeerstauden waren von wildem Mohn umrankt. Einen Winkel, in dem die ungezügelte Natur ihre üppigsten und doch so schönen Blüten trieb, hatte ich zu meinem stillen Lieblingsplätzchen erwählt. Dort stand eine alte Steinbank unter einem riesigen Zwetschgenbaum, dessen Nester unter der Last seiner duftenden Früchte fast den Boden berührten. Dort hatte ich für die rosenfarbenen Schnecken ein Häuschen gebaut und sie immer mit Kohlblättern gefüttert. Wenn ich dort saß, wurde ich nicht müde, den fleißigen Ameisen, den ängstlichen Asseln und besonders einer großen Kreuzspinne zuzusehen, deren Geschicklichkeit und List mich immer wieder in Erstaunen versetzte. Schließlich hatte ich unter der Steinbank in einer alten Schachtel eine Puppe in sehr argem Zustand, die schon seit langer Zeit Wind und Wetter preisgegeben war. Vorher lag sie immer wohlverwahrt im Schrank bei ihren Schwestern. Ich spielte niemals mit ihnen, ich fand diese leblosen Geschöpfe zu albern und zog ihnen die freien lebenden Thiere vor, welche sich um mich bewegten, wie auch die duftenden Blumen, welche meinen Lieblingsplatz bedeckten. Ich kannte alle und alles genau, was sich dort befand, und bildete mir ein, auch von ihnen gekannt und verstanden zu sein. Das waren ja meine einzigen Freunde, als ich sieben Jahre zählte. Es war eine traurige, einsame Kindheit! Keine Mutter, der Vater in der Ferne weilend, von alten schwachsinrigen, traurigen Leuten umgeben. In dieser einsamen Gegend spielte ich nie mit Altersgenossen. Spielen, wie es andere Kinder thaten, hätte ich ohnehin nicht gekonnt, ich war so schwach, so schwächlich, so häufig krank! Ein armes, kleines, zurückgebliebenes Geschöpf, auf sich selbst angewiesen, sanft und im Allgemeinen folgsam. Ich folgte hauptsächlich, um rascher los zu kommen und frei und ruhig meine Zeit verbringen zu können. Da erfand ich mir allerlei

Märchen und spielte darin eine Rolle, und meist legte ich mir all die Eigenschaften bei, die mir fehlten. Kraft, Schönheit und Macht. Oder ich saß still und dachte über die Dinge nach, die ich um mich herum sah und hörte. Nur eine Mutter hätte in diesem kleinen Kopf lesen und die Fragen beantworten können. Ich erinnerte mich aber meiner Mutter gar nicht und vermisse sie nicht. Manchmal hörte ich, wie die Leute mich bedauerten, und dann sagten: „Arme Kleine, sie wird zu früh ihrer Mutter folgen.“ Das war mir gar nicht recht, daß ich zu meiner Mutter kommen sollte, die ich gar nicht kannte, während ich meinen Vater gerne wiedersehen wollte. Das war wie eine fixe Idee; unablässig rief ich nach ihm.

Im Frühling reisten meine Verwandten mit mir für einige Tage in eine benachbarte Stadt. Sie führten mich in einen öffentlichen Garten, wo viele Kinder versammelt waren und sich mit Spielen aller Art erfreuten. Ich war sehr schüchtern und ungesellig und dabei von sehr leicht verletzbarem Stolz. Ich fühlte, daß ich anders als andere Kinder war, ich fürchtete ihre Bemerkungen, wenn ich mich auch innerlich ihnen überlegen dünkte. Die Reise hatte meine sonstige Erregung noch gesteigert, und ich fühlte mein Herz laut klopfen, ich fürchtete zu ersticken, als mich meine Tante zu einer Kindergruppe führte und mich allein dort ließ, indem sie mir im Weggehen noch zurief: „Unterhaltet Euch gut mit einander!“

Da stand ich nun und wartete auf eine Annäherung, die ich wünschte, ohne aber selbst etwas dazu zu thun. Mitten in dieser Gruppe war ein Mädchen, etwas älter als ich; sie war sehr elegant gekleidet, maß mich spöttisch mit den Augen und nach einem Augenblick genauer Betrachtung sagte sie halblaut zu ihren Gespielinnen: „Spielt nicht mit ihr, sie ist zu häßlich, und dann hat sie ein zu garstiges Kleid; sie soll schauen, daß sie fortkommt.“ Das Kind schien auf die anderen einen großen Einfluß zu haben, denn kaum hatte sie diese häßlichen Bemerkungen gemacht, als ein kleines Mädchen vortrat, um mich wegzuweisen. Aber es war unnöthig, denn ich entfernte mich ohnehin gleich, zitternd vor Wuth und trotz aller Mühe, mich zu beherrschen, laut weinend. Als ich der kleinen Mädchen ansichtig geworden war, die ihre Mütter so schön herausgeputzt hatten, hatte ich mir gleich gedacht, daß ich lächerlich angezogen sei, wie eine kleine Alte; dazu meine steifen, glatten Haare, die armselig um mein kränkliches Gesicht herumhingen und mich noch mehr verunstalteten. Aber ich konnte ja nichts dafür und war deshalb über diese Bosheit empört. Ich konnte die Thränen und ein Rachegefühl nicht zurückdrängen. Meine Tante saß inmitten eines Bekanntenkreises. Alle betrachteten mich erstaunt, ohne eine Antwort aus mir herausbringen können. Ich wollte nicht den anderen von meiner Schande Mittheilung machen. Da stand eine elegante

Dame auf und sagte: „Ich werde Leonie holen, die wird die Kleine zutraulich machen.“

Nach einigen Augenblicken kam sie mit der kleinen Beleidigerin herbei; diese kam mit freundlicher Miene auf mich zu und sagte mit großer Geläufigkeit: „Warum bist Du fort gegangen? Wir wären so froh gewesen, mit Dir zu spielen. Komm, wir werden uns gut mit einander unterhalten.“ Und bei diesen Worten hielt sie mir ihre Hand hin. Ich sah die kleine Heuchlerin starr und unbeweglich an. Wenn ich in diesem Augenblick die Kraft gehabt hätte, zu thun, was mir Wuth und Abscheu einflüsterten, hätte ich dem Kinde mit beleidigenden Ausdrücken geantwortet, wie meine Kindersprache es gestattet hätte, oder ich hätte mich auf sie geworfen, um sie zu schlagen. Aber ich war zu schwach, ich fühlte, daß ich beim ersten Wort wieder zu weinen anfangen würde; ich drängte meinen Haß und meine Wuth zurück, drehte mich abwehrend um und versteckte meinen Kopf in den Falten des Kleides meiner Tante. Diese erschrak, als sie mich zittern sah; sie hielt mich für krank, führte mich deshalb gleich nach Hause, vergaß aber nicht, mich vorher bei der eleganten Dame und den ungezogenen Kindern zu entschuldigen. „Wie sie komisch ist! Was hat sie nur? Wir wären doch so froh gewesen, mit ihr zu spielen.“ Mit diesen Worten entfernten sich die Kinder betrübten Gesichtes.

Die nächste Nacht konnte ich wenig schlafen. Ich hatte heftiges Fieber und schmiedete blutige Rachepläne in diesen langen Stunden. Ich erfand Beschimpfungen und außerordentliche Qualen. Ich triumphirte auf tausenderlei Art über meine Feindin. Aber die Unmöglichkeit, auch nur einen dieser Pläne zu verwirklichen, erhitzte mich nur noch mehr. Endlich fand ich eine mögliche Art der Rache und ich schlief ein, da mein Haß so vorläufig befriedigt war.

Als wir wieder zu Hause waren, ging ich zu meinem Schrank und suchte unter den verschiedenen Puppen eine heraus, die mir immer verhaßt war. Sie hatte Flachshaare, wasserblaue Augen und einen dummen Gesichtsausdruck. Ich suchte unter meinen Stoffresten ein Stück grell blauer Seide heraus und machte ihr auf die gewöhnliche Weise, wie Kinder es thun, ein Kleid. Als sie mit ihrem häßlichen, auffallenden Staat noch garstiger aussah, sagte ich halblaut ihr: „Du bist die Leonie“, und warf sie dabei unsanft gegen die Wand. Beim Fallen zerbrach die Nase, und ich freute mich sehr, als ich sie so entstellt sah. Von da an nahm ich die Puppe oft hervor und ließ sie allen Haß fühlen, der eigentlich ihrem vermeintlichen Urbilde galt. Ich sprach mit Abscheu und Verachtung zu ihr und sah zum ersten Mal in diesem Stück Pappendeckel ein Wesen.

Sonst überhäufen die kleinen Mädchen ihre Puppen mit Liebkosungen, für mich war sie bloß ein Mittel, meinen Haß gegen das Stadtkind zu nähren, den ich vor meinen Verwandten verheimlichte. An diesem Tage begnügte ich mich, ihr einen Fußtritt zu geben, worauf sie im Sande herumrollte; dann setzte ich mich, sah vor mich hin und freute mich, daß mein Vater in drei Tagen kommen sollte. Wie freute ich mich schon, ihn zu sehen, bei ihm zu sitzen und mich lieblosen zu lassen. Allen anderen Menschen gegenüber war ich kalt und schweigsam, nur meinem Vater gegenüber konnte ich mich gehen lassen und plauderte endlos. „Mein guter Vater!“ rief ich ein über das andere Mal und streckte meine mageren Hände in die Luft . . . .

Aber statt meines Vaters sah ich nur meine verdrießliche Wärterin mir entgegenkommen.

„Schnell, Kind, Du sollst in den Salon gehen. Es ist Besuch da, eine Dame und ein kleines Mädchen.“

Ich wollte ins Zimmer treten und blieb wie versteinert auf der Schwelle stehen. Meine verhaßte Feindin stand vor mir! Sie war mit einem eleganten rosenfarbenen Kleide angethan, während ich wie immer meine abscheuliche blaue Leinwandshürze trug. Sie lachte dumm, und alle freundlichen Gefühle und Gedanken, die ich einen Augenblick vorher für meinen Vater empfunden hatte, waren wie ausgelöscht. Als ich ihr Gesicht sah, erwachte von neuem aller Haß. Ich stand regungslos da und wünschte nicht einmal einen „Guten Tag“. Meine Tante nahm das alles für unüberwindliche Schüchternheit und forderte uns auf, in den Garten zu gehen, um dort „unsere Freundschaft aufzufrischen!“

Ich ging gleich hinaus, Leonie folgte mir. Gleich begann sie zu plappern, erzählte von der großen Reise, die sie jetzt unternehmen werde, von den Vergnügungen, die sie erwarteten, und schien mein zorniges Schweigen nicht zu bemerken.

Aber sie hielt in ihrer Erzählung inne, als sie eines Pfirsichbaumes ansichtig wurde, der mit herrlichen reifen Früchten prächtig anzusehen war.

„Wie schön die Früchte sind! Wie sie duften!“

„Alle gehören mir“, sagte ich, sie ansehend.

Sie wollte mich um einige bitten, so schien es mir; aber meine Augen hatten wohl einen sonderbaren Blick, so daß sie stockte.

Dann sah Leonie die anderen Obstbäume, sog den Duft ein und fragte: „Gehören auch die Dir?“

„Alles gehört mir“, sagte ich, „auch die Puppe da“, und ich stieß mit dem Fuß nach dem unglücklichen Spielzeug im Sand, das schmutziger und abscheulicher aussah als je.

„Ist die aber garstig!“ sagte Leonie mit Verachtung.

Meine Augen glänzten vor Schadenfreude. „Nicht wahr?“

„Ja wohl, abscheulich! Dieses Kleid, diese Haare, was für dummes Gesicht!“

„Sie ist aber noch viel dümmer, böser und verlogener, als sie häßlich aussieht“, und dabei empfand ich eine so böshafte Freude, als würden alle diese Beleidigungen an das Mädchen, und nicht an das leblose Ding gerichtet sein.

Leonie lachte hell auf. „Wie das doch komisch ist“, sagte sie, „es scheint, als ob es Dich freute, daß sie so häßlich ist. Wie heißt denn dieser Fegenspindel?“ und dabei stieß sie mit dem Fuß an die Puppe, daß sie weiter rollte.

Ich sah das kleine Mädchen an, doch konnte ich ihre Züge nicht ausnehmen, denn das Blut stieg mir zu Kopf, es schwindelte mir, ich glaubte ersticken zu müssen und empfand eine unsagbare, böshafte Freude, daß nun der lang ersehnte Augenblick der Rache gekommen sei und ich ihr werde zurufen können: „Sie heißt Leonie, so wie Du selbst, weil sie so garstig falsch, verlogen und dumm ist wie Du selbst . . . . .“ Ich wollte sprechen, meinem lang verhaltenen Groll freien Lauf lassen, da glaubte ich in meinem Taumel, daß mein Vater vor mir stand, ich glaubte, ihn lächeln zu sehen, in seine sanften Augen zu schauen und mich fragen zu hören: „Warst Du brav, mein liebes Kind?“ Und ich hätte ihm von meinem Hass und von meiner Rache erzählen müssen! . . . . . Da stand ich nun mit Schweiß bedeckt und kämpfte mit mir selbst . . . . .

Nach und nach beruhigte ich mich, und an Stelle der Wuth trat gelassene Ruhe. Ich sah nun erst, daß Leonie ganz erschreckt die Flucht hatte ergreifen wollen. Als ich wieder Athem schöpfen konnte, sagte ich mit zitternder aber sanfter Stimme: „Die Puppe hat keinen Namen, ich mag sie nicht und werde nicht weiter mit ihr spielen.“ Dann zeigte ich nach den Früchten und fragte, ob sie welche kosten wolle.

Leonie sprang wieder herbei und schien beruhigt. Sie verschlang die Früchte und plapperte wieder wie Anfangs. Ich war ganz müde und matt und antwortete nur hie und da. Doch Leonie schien es nicht zu bemerken und zeigte sich nun von mir und dem Garten ganz entzückt. Als man uns ins Haus rief, sagte sie: „Ach, wie schade!“, und bevor sie in den Wagen stieg, umarmte sie mich; ich ließ sie gewähren und wünschte sogar freundlich eine gute Reise. Ruhig ging ich in mein Zimmer und hielt die Puppe in der Hand.

Auf der Kommode stand ein Bild meines Vaters. Es schien mir, als ob sein Antlitz noch freundlicher als sonst zu mir herniedersehe, als

ob er mich anlächelte, und ich stellte mich auf die Fußspitzen und küßte das Bild meines theuren, guten geliebten Vaters.

„Ich werde Dich nie wieder kränken!“ murmelte ich.

Dann legte ich die Puppe in eine Schachtel und begrub sie und meinen Haß unter dem Deckel. Von dem Augenblick an hatte ich nie wieder so häßliche Gedanken und fühlte Liebe und Nachsicht für alle Menschen.



## Die Felshöhlen von Czarna Hora.

Alte galizische Volksjage.

Unweit von Czarna Hora\*), neben den großen Felshöhlen, zwischen den Stümpfen der abgehauenen alten Bäume, in einem mit Buschwerk verwachsenen Orte windet sich ein schmaler Steg. Dieser Ort, an dem unlängst Räuber hausten und noch jetzt ihren Spuk treiben, wird von Jedem gemieden, und wenn sich zufällig ein müder Wanderer in der Nacht dahin verirrt, so wird er von grauenhaftem Schrecken erfaßt. Nach dem Sonnenuntergange erscheinen hier beim Mondlichte die Gespenster der Räuber, die mit Raub und Mord die ganze Gegend unsicher machten.

Still und ernst treten da zwölf Gestalten hervor, in weißem Gewande. Auf ihren Schultern sieht man einen offenen Sarg, sie tragen ihn hoch hinauf auf den Gipfel der Czarna Hora, worauf sie wie ein Nebel verschwinden. Dann erheben sich von der Erde die Schädel der Ermordeten, welche da zahlreich zwischen den Steinen verstreut liegen.

Lange Zeit wurden diese Felshöhlen von Räubern bewohnt, die von da aus alle Vorüberfahrenden überfielen und beraubten und sogar Kirchen und benachbarte Dörfer plünderten. Die geraubten Schätze führten sie heim, und hier in diesen Höhlen wurde alles vergraben. Bis heut zu Tage liegt der Reichthum da, denn nicht ein Jeder kann zur Thür gelangen, obwohl man den Eingang oft bemerken kann, während die Gespenster in Einsiedlergestalt hineingehen.

Eines Tages erblickte ein armer Bauer, der sich eine Buche im Walde abhauen wollte, einen langsam dahinschreitenden Einsiedler. Er

\*) Czarna Hora, ein Berg in den Karpathen in Galizien, ein seit langem bekannter Wohnsitz der Straßenräuber.

versteckte sich hinter einem Baum, um nicht gesehen zu werden; der Einsiedler ging vorüber und näherte sich den Felshöhlen. Der Bauer folgte ihm nach und sah, wie er sich bei einer kleinen Thür aufhielt, die tief im Felsen lag und noch von Niemandem im Dorf bemerkt worden war. Der Einsiedler klopfte an und rief leise:

„Thür, öffne dich!“

Und bald stand die Thüre offen; dem zweiten Befehle folgend: „Thür, schließe dich!“ ward sie geschlossen.

Der Bauer war ganz starr vor Schrecken; um jedoch den Ort zu erkennen, legte er vor die Thüre viel Zweige und Gesträuch.

Von dieser Zeit an fand er keine Ruhe mehr; er konnte weder schlafen noch essen, immerfort lockte ihn etwas Geheimnißvolles hin und er wollte durchaus erfahren, was dort in den Felshöhlen sei. Er fastete den nächsten Sonnabend und bald nach dem Sonnenaufgang, das Kreuz in der Hand, eilte er Sonntags dort hin. In einiger Entfernung blieb er stehen, es däuchte ihm, den Einsiedler wieder irgendwo zu sehen — aber nichts war zu bemerken. Mit großer Angst trat er näher, horchte aufmerksam, aber nichts störte die ringsum herrschende Stille. Endlich klopfte er an und rief mit leiser, bebender Stimme: „Thür, öffne dich!“ Die Thüre öffnete sich und er sah vor sich ein schmales, dunkles Gewölbe, er ging weiter und kam in eine helle, große Stube. „Schließe dich!“ sagte er, ohne vor Angst zu wissen, was er that, und sogleich schloß sich die Thüre.

Und siehe da! In der Stube standen große Gefäße voll silberner und goldener Münzen, Kästchen voll Perlen und Edelsteinen, echt goldenen Kreuzen und so weiter. Es war hier ein Reichthum angehäuft, den man kaum an einem anderen Orte finden würde.

Dem armen Bauer schien alles wie verheert; voll stummer Bewunderung ging er herum, konnte sich schließlich nicht enthalten, ein wenig davon zu nehmen, um seiner Frau und seinen acht Kindern neue Kleider anschaffen zu können. Er bekreuzigte sich, streckte die Hand aus und nahm mehrere silberne Münzen aus dem Gefäße. Bald aber, in größter Angst, tastete er seinen Kopf an, um sich zu überzeugen, ob er noch einen habe. Dadurch ermuntert nahm er wieder eine volle Faust der kleinen, weißen Münzen. Jetzt näherte er sich der Thüre. „Komme wieder!“ rief ihm aus der Höhle eine Stimme nach. Vor Schrecken wollte er fast umsinken; kaum konnte er noch ausrufen: „Deffne dich, Thür!“ und lief froh und glücklich davon. Zu Hause sagte er Niemandem von den gefundenen Schätzen, ging in die Kirche und spendete einen Theil für die Armen.

Den nächsten Sonntag kam der Bauer wieder, schon ohne Furcht füllte er bescheiden seine Taschen voll. „Komme wieder!“ ließ sich auch jetzt dieselbe feste Stimme hören. Und so kam er noch mehrere Male her und füllte immer seine Taschen mit Geld. Er wurde ein reicher Mann. Was aber mit diesem Reichthum anfangen? Den Zehnten spendete er für die Kirche, und das übrige Geld sollte im Keller aufbewahrt werden. Er wollte es aber früher durchmessen, denn zählen konnte er nicht. Zu diesem Zweck ließ er sich eine Kanne von seinem Nachbar, einem ungemein reichen Landwirth. Dieser war auf keine ehrliche Weise zu seinem Reichthum gekommen; allbekannt war es, daß er den Arbeitern ihren Verdienst verkleinert, den Dienstboten ihren Lohn nicht zahlte, armen Wittwen und Waisen ihr Hab und Gut raubte und mit seinem Gelde Wucher trieb. Er war kinderlos. In der geliebten Kanne waren aber Spalten, durch welche beim Verkauf des Getreides einzelne Körner durchfielen, so daß der Geizhals den armen Leuten immer ein kleineres Maß verkaufte. In diesen Spalten nun blieben während des Messens einige silberne Münzen zurück und dies konnte dem scharfen Blick des Nachbarn nicht entgehen. Er suchte gleich den Bauer auf und fragte ihn, was er mit der Kanne gemessen habe. „Samenkörner und Waldnüsse,“ antwortete der Bauer stammelnd. Darauf nickte der Wucherer mit dem Kopfe und zeigte ihm die silbernen Münzen, die er in der Kanne gefunden hatte; dann lockte er theils mit Drohungen, theils mit Versprechungen, vom Bauer das Geheimniß heraus, woher er das Geld habe.

Eine ganze Woche dachte der Geizhals nach, wie er den ganzen Schatz aus der Höhle herausbekommen könnte. Die schönsten Zukunftsbilder malte er sich aus, als wäre er schon Herr des ganzen Reichthums. Für das Geld kauft er halb umsonst oder durch Meineide alle benachbarten Felder, so daß das Dorf ihm schon im Ganzen gehört. Dann kauft er andere Dörfer auf, baut prächtige Schlösser, bringt es gar zum Fürsten.

Dem Bauer war es sehr unlieb, den neidischen Nachbar in die Höhle zu führen, aber es nützte nichts. Sie sollten also zusammen hingehen; es wurde verabredet, daß der Bauer beim Eingang in die Felsöhle bleiben sollte, um die gefüllten Säcke zu übernehmen. Dann sollten sie die Schätze theilen, den Zehnten für die Kirche spenden und allen Armen im Dorfe neue Kleider anschaffen. Der Geizhals meinte es aber damit nicht ernst und hatte nichtswürdige Gedanken; er beabsichtigte, den Bauer, wenn er ihn nicht mehr brauchte, in den tiefsten Abgrund hineinzuwerfen und Niemandem etwas von dem Gelde zu geben.

Am nächsten Sonntag, bald nach Sonnenaufgang, waren Beide bei der Höhle angelangt. Der Geizhals trug auf dem Rücken eine Schaufel,

eine große Art und einen großen Sack, in welchem hundert kleinere Säcke sich befanden. Der Bauer ermahnte den Wucherer mehrmals, nicht so habfüchtig zu sein, aber umsonst, er ging immer weiter, ohne darauf zu achten. Schon waren sie bei der Thüre angelangt und der Bauer, dem es ganz kalt vor Angst wurde, blieb vor der Thüre stehen.

„Thür, öffne dich!“ schrie mit fester Stimme der Wucherer; sie öffnete sich. Kaum war er drin, hatte er bald all den angehäuften Reichtum überblickt; mit zitternder Hand fing er an, seine Säcke zu füllen. Auf einmal erschien in der Tiefe der Höhle ein großer, schwarzer Windhund, mit funkelnden Augen sah er den Wucherer an und legte sich ruhig auf die Schätze hin. Der Wucherer, auf's Höchste erschrocken, ließ die Säcke fallen. Der Hund wandte sich jetzt ihm zu und sprach: „Wozu bist Du hierher gekommen, Wucherer?“

Jetzt verlor dieser fast die Besinnung, kaum schleppte er sich noch auf allen Vieren zur Thüre, vor Angst aber rief er anstatt: „Deffne dich!“ immerfort „Thür, schließe dich!“ und sie blieb auch zu.

Lange wartete draußen, mit pochendem Herzen, der Bauer, aber vergebens. Er näherte sich endlich der Thüre. Da ließ sich ein dumpfes Geschrei, ein Stöhnen und das wilde Heulen des Hundes hören; bald darauf aber wurde es ganz still. In diesem Augenblick ertönte die Glocke des Kirchturms, der Gottesdienst sollte beginnen. Der Bauer sank auf die Knie, sagte andächtig sein Gebet, dann klopfte er an, sagte den bekannten Spruch und ging hinein. Und sieh', welch' schrecklicher Anblick! Auf den Säcken lag, mit Blut besleckt, der Leichnam des Wucherers, und alle Gefäße, Kästen voll Gold, Silber und Edelsteinen sah der Bauer langsam in die Erde versinken.



## Die Erfindung der Lokomotive.

Von Ingenieur A. Braun.

Endzweck aller geistigen und materiellen Anstrengungen der Menschen auf der Erde ist die Verbesserung ihres Looses und das Bestreben, für immer größere Massen solche Lebensbedingungen zu erringen, welche die vollständige Entfaltung und Bethätigung aller Fähigkeiten jedes einzelnen Individuums<sup>1</sup> gewährleisten. Der mächtigste Hebel zur direkten und indirekten Erlangung dieses Zieles ist der technische Fortschritt, welcher das materielle und geistige Dasein der Menschen erhöht.

Zu den wichtigsten und erfolgreichsten des an großartigen Erfindungen so reichen 19. Jahrhunderts gehört unstreitig die der Eisenbahn-Lokomotive.

So selbstverständlich und gewöhnlich uns gegenwärtig das Vorhandensein und der Verkehr der Lokomotive auf den Eisenbahnschienen erscheint, so schwierig war es doch, eine entsprechende Konstruktion derselben zu finden und die wissenschaftlichen Vorurtheile, welche ihrem Entstehen feindlich waren, zu bekämpfen.

Jede Errungenschaft auf technischem Gebiete hat die Vorarbeit von Jahrhunderten zur Voraussetzung; viele Gesetze der Natur mußten durch die Menschen mühsam ergründet werden, um die so komplizierte Maschine ins Leben rufen zu können, und oft ist der Zufall der Lehrmeister gewesen, wo die Gelehrten mit ihren wissenschaftlichen Ausführungen Schiffbruch gelitten haben.

Viele, am häufigsten jene, welche sich zu den Gelehrten rechnen, sind oft in ihren zünftigen Ideen so eingesponnen, daß sie nichts gelten lassen wollen, was sie nicht auf ihre Weise mathematisch mit „ $a + b$ “ beweisen können. So konnte es auch möglich sein, daß ungelehrte und durch vielfachen Ballast nicht übermüdete Gehirne oft großartige Ideen und Erfindungen ausheckten, welche die Gelehrten anfänglich als unmöglich bezeichneten, weil sie den Grundprinzipien ihrer zünftigen Wissenschaft vollständig widersprachen oder mit denselben nicht ganz im Einklange standen.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß man sich hüten solle, gelehrt und vielwissend zu werden, sondern nur davor gewarnt werden, durch einseitige Beurtheilung, durch wissenschaftlichen Dünkel, durch fortwährendes Betrachten des Kleinen und der Details den Blick für das Große und Allgemeine zu verlieren und vor lauter Autoritätsglauben und dem „Schwören auf die Worte des Meisters“ sein eigenes, selbständiges Urtheil hintanzusetzen.

Zu dieser Kategorie von Gelehrten gehörten unzweifelhaft auch jene, welche bei Erfindung der Dampfeisenbahnen zuerst ihre Stimme erhoben haben und mit mathematischer Schärfe den Nachweis erbrachten, daß ein Dampfwagen auf den glatten Schienen niemals aus eigener Kraft sich fortbewegen könne, geschweige denn eine Last mit sich zu ziehen im Stande sein werde. Von dieser Voraussetzung ausgehend, begannen gewisse Ingenieure zu Anfang dieses Jahrhunderts, als die Entwicklung der Industrie, insbesondere in England, einen so bedeutenden Aufschwung nahm, daß dieselbe nach der Herstellung mächtiger Transportmittel drängte, Dampfwagen zu konstruiren, welche auf gezähnten Rädern oder mit Stelzen fortbewegt werden sollten, welch' letztere auf dem Boden ihren Stützpunkt suchten.

So konstruirte im Jahre 1811 der Ingenieur Blenkinsop, von der Idee befangen, daß der Widerstand zwischen Rad und Schiene nicht ausreichend sei, eine Art Zahnrad-Lokomotive, ohne zu ahnen, daß dieselbe Idee aus anderen Ursachen nach einigen Dezennien für die Konstruktion der Bergbahnen wieder aufgenommen werden würde. Blenkinsop benützte nebst den beiden glatten Schienen noch eine Zahnradschiene, in welche ein von der Lokomotive getriebenes Zahnrad einzugreifen hatte. Die Dampfmaschine, welche in Leeds konstruirt wurde, bestand aus zwei senkrechten Zylindern, von welchen die Bewegung auf das Zahnrad durch Kolbenstangen und Hebelübersezungen übertragen wurde. Diese Lokomotive, welche lediglich für den Bergbahnbetrieb in Middleton gebaut wurde, funktionirte thatsächlich längere Zeit ohne Anstand.

Ein anderer Ingenieur, Brenton, versah seine Lokomotive mit Stelzen, welche sich gegen den Boden stemmten und die Bewegungen der Pferdebeine nachahmen sollten. Vor der Probefahrt explodirte der Kessel der Maschine, so daß dieses, im wahren Sinne des Wortes „Dampfroß“ zu nennende Vehikel niemals Dienste zu leisten in die Lage kam.

Ein berühmter englischer Ingenieur Richard Trevithick darf unter den Vorläufern des eigentlichen Lokomotive-Erfinders oder Konstrukteurs nicht unerwähnt bleiben. Er hatte bereits im Jahre 1801 einen Dampfswagen für Straßen erdacht und auch ausgeführt, welcher jedoch bei seiner Probefahrt infolge eines kleinen Gebrechens nicht gut funktionirte und bald darauf, ohne wieder in Betrieb gesetzt zu werden, durch einen unglücklichen Zufall verbrannte. Etwas später konstruirte Trevithick im Vereine mit einem Verwandten eine neue Dampfkarosse, mit welcher er 1803 durch die Straßen von London fahren konnte. Der Kasten der Kutsche faßte 7 bis 8 Personen, ruhte auf Federn und befand sich über dem schmiedeeisernen Kessel und der Maschine; die großen durch Zahnradübersezung getriebenen Wagenräder boten mit der ganzen primitiven Konstruktion das Aussehen eines eigenthümlich phantastischen Gebildes, welches durch den aus dem Schornstein ausgepufften Dampf und Rauch den Leuten wie der wahrhaftige Gottseibeins vorkam und mehr Furcht als Bewunderung erregte.

Einige Zeit später erdachte Trevithick, durch eine Wette angeregt, die Konstruktion einer wirklichen Lokomotive, welche auf einer von den Eisenwerken Merthyr Tydvil nach dem Hafen von Cardiff führenden Bahn zur Verfrachtung von Eisen dienen sollte. Diese Lokomotive, vom Erfinder „Tramwaggon“ genannt, wurde 1804 thatsächlich fertig gestellt und arbeitete sehr gut, doch hatte der geniale Erfinder auch diesmal mit entmuthigenden und unglücklichen Zufällen zu kämpfen, über welche ein

Augenzeuge Nachstehendes schrieb: „Die Lokomotive zerbrach bei ihrer Probefahrt, wahrscheinlich infolge ihres großen Gewichtes, die Tramschienen (die aus Gußeisen hergestellt waren), und fiel zwischen die Schwellen. Es brachen so viele Schienen und es fanden so viele Entgleisungen statt, daß der Tramwaggon mittelst Pferden nach Pen-y-darran zurückgebracht werden mußte und nicht mehr in Verwendung genommen wurde.“\*)

Diese von der Konstruktion der Lokomotive ganz unabhängigen Zufälle, Neid und Mißgunst, mangelhafte pekuniäre Mittel, welche das Leben und Streben des genialen Trevithick verfolgten, waren die Gründe, weshalb die so wichtige Erfindung der Lokomotive nicht bereits 25 Jahre früher, als dies thatsächlich der Fall war, der Allgemeinheit zu Gute kam, und der Name dieses Ingenieurs beinahe verschollen ist, während der Stephenson's als des eigentlichen Erfinders ruhmbedeckt durch die Jahrhunderte leuchten wird.

So sehen wir, daß das Auftreten einer großen neuen Idee, die die Menschen mit dem Namen eines Einzigen zu verknüpfen gewohnt sind, immer eine Reihe von unbekanntem Vorläufern gehabt hat, welche an der Verwirklichung derselben mit gearbeitet haben. So wenig die Natur sprungweise in ihrer Entwicklung vorgeht, so wenig geschieht dies auch mit der Geistesarbeit des Menschen; einer steht auf den Schultern des anderen, und die Gedanken, welche wir unser eigen nennen, gehören eigentlich allen Mitlebenden und Vorfahren an. Glück und Zufall heben oft ein gut veranlagtes Individuum über seine Mitmenschen, denen es seinen Erfolg zu ebenso großem Theile verdankt, wie seinem eigenen Können und seiner eigenen Arbeit. Aus einer langen Entwicklungsreihe heraus wächst, wie der brausende Strom aus tausenden von Bächlein zusammengesetzt, der mächtige, alles vor sich niederreißende Geist eines Genies aus der Gedankenarbeit von Millionen von Mitmenschen und Vorfahren der Vollendung und Reife entgegen. In ihm sehen wir dann für alle Zeiten die Verwirklichung und Verkörperung dieser langen mühevollen Arbeit von Jahrtausenden, er faßt alles zusammen, was vor ihm auf seinem Gebiete gearbeitet und geleistet wurde, er ist der Typus und Repräsentant einer ganzen Reihe.

So bleiben bei der Anwendung der Dampfkraft für ewige Zeiten die Namen Watt und Stephenson als die Typen der Erfinder im eigentlichen Sinne bestehen. Wir wollen uns hier nur mit dem letzteren beschäftigen und in großen Zügen seinen Lebenslauf vorführen.

\*) Aus Steiner's „Bilder aus der Geschichte des Verkehrs“. Prag 1880.

George Stephenson kam in einem Dorfe Northumberlands als Kind armer Kohlenarbeiter im Jahre 1781 zur Welt. Seine Kinderjahre brachte er in der Umgebung der Kohlenminen zu, wo seine Eltern ihr kärgliches Auskommen fanden. Schon damals waren in England für die Beförderung der Kohlen Holzbahnen in Verwendung, auf welchen kleine Waggonen durch Menschenkraft und Pferde transportirt wurden. In einer Umgebung aufgewachsen, wo die damals vervollkommneteren mechanischen Einrichtungen zur Förderung und Fortschaffung der Kohle aus den Bergwerken bereits in Verwendung standen, war der aufgeweckte Geist des kleinen Stephenson bemüht, überall Verbesserungen und Aenderungen zu finden, welche Projekte natürlich bei den geringen Kenntnissen des Knaben anfänglich nur Mißtrauen und lächelnde Ablehnung erfahren konnten, jedoch auf den kleinen Kerl nothgedrungen aufmerksam machten.

Man beschäftigte ihn deshalb bereits als Knaben zur Ueberwachung der aus hölzernen Geleisen hergestellten Grubenbahn und später neben seinem Vater als Hilfsheizer bei der Maschine zu Dewley, deren Konstruktion er gründlich und aus eigener Anschauung studirte. Mit 17 Jahren war Stephenson bereits Maschinenführer bei einem Schachte.

Neben seiner aufreibenden Tagesbeschäftigung fand er noch Muße, die Abendschule zu besuchen und machte dort so bedeutende Fortschritte, daß er seine Lehrer bald an Wissen und Kenntnissen überflügelte. Durch unermüdblichen Eifer und Wissensdrang lernte Stephenson in kürzester Zeit alles, was auf den technischen Betrieb der Gruben in England Bezug hatte, und konnte durch einen glücklichen Zufall im Jahre 1810 sein geniales Können bei einem Anlaß in den Vordergrund stellen, wo das zünftige Wissen tüchtiger, routinirter englischer Ingenieure nicht ausreichte, um eine fachmännische Frage zu lösen. In den Gruben von Killingworth wurde nämlich mit großen Kosten eine neue Wasserhebemaschine aufgestellt, welche aber nach Fertigstellung absolut nicht funktionieren wollte. Nachdem die gewandtesten Ingenieure ihre Kunst vergebens versucht hatten, erschien Stephenson am Plane und stellte durch Konstruktionsänderungen und Verbesserungen die Maschine in kürzester Zeit so tadellos her, daß sie seither vorzüglich arbeitete und er selbst von diesem Zeitpunkte an den Ruf eines tüchtigen Fachmannes genoß und bei solchen Anlässen weit und breit zu ähnlichen Arbeiten geholt wurde.

Bald darauf wurde er Grubeningenieur in Killingworth und trat dort zunächst der Frage der Beschleunigung und Verbilligung der Transporte näher. Er studirte alle bisher auf diesem Gebiete erdachten Maschinen, unter anderen auch die eingangs erwähnte Zahnradlokomotive von Blenkisop und konstruirte im Jahre 1814 seine erste Lokomotive.

Durch eingehende Experimente schaffte er zunächst das Gespenst der „mangelnden Reibung“ aus der Welt und bediente sich nun der glatten Schienen. Noch lehnte er sich an alte bestehende Modelle, indem er seiner ersten Lokomotive aufrecht stehende Dampfcylinder gab; doch schon das erste Modell seiner „Travelling Engine“ zeigte den genialen Konstrukteur, und die noch heute bestehende Einrichtung des Bläserohrs war bereits an der ersten Stephenson'schen Lokomotive in Verwendung.

Unermüdlich arbeitete er nun an Verbesserungen und Neuerungen an den Lokomotiven und konstruirte bis zum Jahre 1822 noch mehrere neue Lokomotiven, insbesondere für die Hetton'schen Kohlenwerke, für welche er fünf Maschinen lieferte, welche jede 60 Tonnen mit einer Geschwindigkeit von vier englischen Meilen beförderte.

Im Jahre 1825 gelang es Stephenson, die Erbauer der Bahn Stockton—Darlington zur Anschaffung von Lokomotiven zu bewegen. Die Trace der Bahn bestand nach dem damaligen System aus sehr starken Steigungen und Gefällen, sogenannten „Eislrücken“. Die Lasten wurden mit stabilen Maschinen an Drahtseilen hinaufgezogen, liefen zufolge der eigenen Schwere den Berg hinab und wurden in der Ebene von Pferden befördert. Die Lokomotiven konnten sonach nur eine theilweise Verwendung in den ebenen Theilen der Bahn finden und entsprachen daher nicht vollständig ihrem Zwecke. Erst durch die Erbauung der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester wurde der Sieg der Lokomotive über alle anderen Transportmittel zur Thatsache und der Weltruf Stephenson's begründet. Obwohl die beiden Städte zu Anfang dieses Jahrhunderts durch einen schiffbaren Kanal, eine Landstraße und zwei kanalisirte Flüsse verbunden waren, genügten diese dreifachen Kommunikationen noch immer nicht, um den bedeutenden Handelsverkehr gegen die See zu bewältigen. Obwohl die Besitzer der Wasserstraßen jede Konkurrenz mit wahrhafter Berserkerwuth bekämpften und die öffentliche Meinung gegen jede Neuerung, welche ihnen Schaden zu bringen vermochte, aufreizten, kam doch das Projekt einer Eisenbahn im Jahre 1824 zustande. Stephenson wurde mit dem Plane derselben betraut und zeigte sich bereits bei der Traceführung als bahnbrechender Ingenieur. Obwohl noch immer nicht die Einführung der Lokomotiven für den Betrieb der neuen Bahn festgestellt und wahrscheinlich war, suchte doch Stephenson mit Bekämpfung der größten Schwierigkeiten von der gewöhnlichen Tracenführung über Berg und Thal Umgang zu nehmen und die Niveauverhältnisse der neuen Bahn so zu gestalten, daß der endlichen, von ihm immer herbeigesehnten Einführung des Lokomotivebetriebes keine wesentlichen Hindernisse im Wege standen. Denn noch immer tobte der Kampf gegen die Lokomotive, die

Kanalbesitzer und andere Interessenten verfolgten dieselbe unaufhaltsam, alle im Solde derselben stehenden Federfuchser führten einen erbitterten Zeitungskrieg gegen diese teuflische Neuerung; man las damals in einem sehr bedeutenden politischen Journale Stellen wie die nachstehende, welche heute wohl nur erheiternd wirken, jedoch zu Anfang dieses Jahrhunderts als der Ausdruck tiefsten Wissens galten: „Die Einführung des Dampfes wird das Grasen der Kühe und das Eierlegen der Hennen verhindern. Die vergiftete Luft, welche die Lokomotive ansathmet, wird tödtlich auf die dahinfliegenden Vögel wirken. Die Zucht der Fasane, die Erhaltung der Füchse\*) wird gefährdet werden; die Eigenthümer der Häuser, welche der Bahn nahe liegen, werden in steter Gefahr leben, ihre Wohnstätten in Flammen aufgehen zu sehen, und das Firmament wird umdüstert werden von den Wolken des entströmenden Dampfes. Das Reisen mittels Dampfes ist gefährlich, nicht nur für den Einzelnen, welchen plagende Kessel in Atome zerschmettern, sondern auch für den Bestand der Gesellschaft, da dadurch der Grundpfeiler derselben, die Landwirthschaft, geschädigt wird, indem die Landwirthe weder Heu noch Hafer werden verkaufen können. Sollte aber trotzdem das System der Führung der Züge mit Dampf durchdringen, so wird es sich selbst richten, da Lokomotiven nicht bei jedem Wetter fahren können, indem Regen deren Wirksamkeit beeinträchtigt und der Wind die Fahrt unmöglich machen wird.“\*\*)

Aber nicht nur die „öffentliche Meinung“ sprach sich gegen die Verwendung der Lokomotiven für die Bahnen aus, sondern auch eine sachmännische Expertise des Jahres 1829 gab den stabilen Maschinen mit Seilbetrieb den Vorzug und vertröstete bezüglich anderer Beförderungsmittel für Bahnen auf die Zukunft.

Aber Stephenson erklärte sich nicht so leicht für besiegt; seine Ueberzeugung, welche auf Thatsachen basirt war und welcher die Erfahrungen der Materialbeförderung auf der Linie Stockton—Darlington zur Seite stand, wußte so gewichtige Argumente für den Lokomotivenbetrieb der neu erbauten Strecke vorzubringen, daß sich das Direktorium der Liverpool—Manchester-Bahn dazu bewegen ließ, die Sache auf einen Versuch ankommen zu lassen.

Zu diesem Zwecke wurde ein öffentlicher Wettbewerb um die beste Lokomotivkonstruktion ausgeschrieben, deren Konkurrenten folgende Bedingung zu erfüllen hatten: Das Eigengewicht der Lokomotive hat 6 Tonnen zu betragen; eine Ladung von 20 Tonnen ist auf horizontaler

\*) Mit Bezug auf die in England so beliebten Fuchsjagden.

\*\*) Siehe „Die Mechanik des Zugs-Verkehres“ von Roman Bou. Gostkowski, Wien 1891.

Bahn mit 16 Kilometer Geschwindigkeit zu befördern. Als Tag der Probe wurde der 6. Oktober 1829 festgesetzt.

An diesem denkwürdigen Tage, dem eigentlichen Geburtstage der Lokomotive-Eisenbahnen, erschienen vier Lokomotiven auf dem Plan, und zwar „Rocket“, erbaut von Stephenson, „Novelty“ aus der Fabrik Braithwaite u. Ericson, „Sanspareil“ von Hackworth und „Perseverance“ von Burstall. Man glaubt die Namen von englischen Vollblutpferden bei einem Wettrennen zu lesen! Und thatsächlich glich diese weltberühmte Probefahrt auf ein Haar dem so beliebten englischen Sport. Tausende und Abertausende drängten sich in der Ebene von Rainhill nächst Liverpool zusammen, um das seltene Schauspiel zu bewundern, athemlose Spannung war auf allen Gesichtern zu lesen, Wetten wurden für und gegen abgeschlossen und wenn Viele auch nur von bloßer Neugierde beherrscht waren, so fühlten doch auch Andere, daß sie einem welt-historischen Schauspiel bewohnten, von dessen Gelingen eine Umwälzung fast aller bestehenden Verhältnisse abhing und dazu beitragen würde, England mit neuem Ruhm für alle Zeiten zu bedecken.

Das Schauspiel sollte beginnen, nicht wie beim Pferderennen gleichzeitig, sondern eine Lokomotive nach der anderen hatte zu starten und ihre Fahrt zu vollbringen; die Preisrichter standen beim Pfosten und hatten die Zeiten zu notiren, in welchen der vorgeschriebene Weg zurückgelegt würde. Aber „Novelty“, welche den Reigen zu beginnen hatte, mußte infolge eines Gebrechens, welches beim Anheizen entstanden war, von der Konkurrenz zurücktreten, „Sanspareil“ konnte nicht in Betrieb gesetzt werden, weil der Kessel defekt wurde und „Perseverance“ wurde von den Preisrichtern wegen ihres den Bedingungen nicht entsprechenden Gewichtes und der plumpen Bauart zum Wettbewerb nicht zugelassen. Unter diesen Umständen konnte an dem angesagten Tage die Konkurrenz nicht abgehalten werden; doch dies erregte bei dem zahlreich anwesenden Publikum eine solche begreifliche Bewegung und Entrüstung, daß sich Stephenson entschloß, mit seiner Lokomotive wenigstens eine Probefahrt außerhalb der Konkurrenz zu unternehmen.

Rasch entschlossen ließ er den mit 30 Personen besetzten Wagen an seine „Rocket“ spannen und fuhr dieselben mit einer für damalige Zeiten rasenden Geschwindigkeit die Rennbahn auf und nieder. Ein Jubelgeschrei von tausend Kehlen begleitete diese Fahrt. „Wir wurden,“ schreibt die geistreiche englische Schauspielerin Miß Kemple, „der kleinen munteren Maschine vorgestellt, die uns die Schienen entlang ziehen sollte. Zügel und Trense, mit denen dieses wundervolle kleine Thier geritten wird, bestehen zusammen aus einem kleinen Stahlhebel, der den Dampf auf die

Seine recte Kolben wirken läßt oder ihn davon ablenkt. Die Kohlen, welche der Hafer des Thieres sind, liegen unter der Bank, und am Kessel ist ein kleines Glasrohr mit Wasser gefüllt, das durch Fülle oder Leere anzeigt, ob die Kreatur Wasser braucht. Dieses kleine, schnarchende Thier, das ich mich immer zu tätscheln versucht fühlte, wurde nun vor unseren Wagen gespannt und nachdem mich Mr. Stephenson zu sich auf die Bank genommen hatte, fuhrn wir ungefähr mit 10 Meilen pro Stunde ab. \*)

Die eigentlichen Wettfahrten der drei noch konkurrenzberechtigten Maschinen fanden dann nach einander an drei Tagen statt, wobei die „Rocket“ Stephenson's unter endlosem Jubel aller Betheiligten der erste Preis zugesprochen erhielt.

„Mit dem Tage von Rainhill“, sagt J. J. Weber, „war der eigentliche Schöpfungsakt des Eisenbahnwesens geschlossen. Was von nun an geschehen in dieser Richtung, war Ausbildung, Vervollkommnung, Entwicklung von Keimen, die fast alle schon in Stephenson's großer Schöpfung enthalten waren.“

Seit diesem denkwürdigen Tage des Jahres 1829 ist kaum ein Menschenalter verflossen, und zu welcher mächtiger Entfaltung und Entwicklung sind die Ideen gediehen, welche damals nur als Keime vorhanden waren! Von den 16 Kilometern Geschwindigkeit und 20 Tonnen Ladung bei einem Eigengewichte der Lokomotiven von 6 Tonnen ist man bis zu einer Geschwindigkeit von 80 km pro Stunde, 200 Tonnen Sitzzugsgewicht, 1000 Tonnen Güterzugsgewicht bei 30 km Geschwindigkeit pro Stunde, und 70 Tonnen Eigengewicht der Lokomotiven vorgeschritten!

Die Gesammtlänge der Eisenbahnen der Erde betrug laut Mittheilung des „Archives für Eisenbahnwesen“ am Schlusse des Jahres 1891 rund 635 000 km, eine Länge, die nahezu dem 16fachen der mittleren Entfernung des Mondes von der Erde gleich kommt. Der Weg, welcher in einem Jahre von den über die Eisenbahnschienen rollenden Zügen zurückgelegt wird, beträgt das 25fache der mittleren Länge der Entfernung der Sonne von der Erde (148 670 000 km). Die Gesammtzahl der auf den Eisenbahnen der Erde im Dienste befindlichen Lokomotiven beträgt 117 200. Wird die Leistungsfähigkeit der Lokomotive durchschnittlich zu 300 Pferdekraften angenommen und berücksichtigt, daß auf den Schienen ein Pferd 7 bis 10 mal so viel Last fortbewegen kann als auf einer guten Straße, so ergibt sich, daß durch die Eisenbahnen eine Beförderungskraft in den Dienst der Menschen gestellt ist, die der Kraft von etwa 250 Millionen Pferden gleichkommt.

\*) Siehe Gostkowski, Zugverkehr.

In demselben Verhältnisse wie die Postkutsche zum Dampfrosse schreitet auch die Entwicklung der Menschheit jetzt gegen damals dem Fortschritt entgegen. Mächtig hat die Förderung des Verkehrs alle Verhältnisse der Menschen durchdrungen, und nicht nur die todten Massen sind durch diese Umwälzung in ungeahnt rasche Bewegung versetzt worden, sondern auch in die dumpf und in drückender Abhängigkeit lebenden Menschenmassen ist Bewegung gekommen, welche nicht früher zur Ruhe kommen wird, bis dieselben durch Nacht zum Licht gelangt sind!



### Die Katze, der Hahn und die Leiter.

Altfranzösisches Märchen, nacherzählt von Emma Adler.

#### I.

Einmal lebte ein Bauer, der hatte drei Söhne. Die Mutter war gestorben und die Zeit herangekommen, da die Söhne in die Weite gehen sollten, ihr Glück zu suchen. Der Vater war sehr arm und konnte ihnen außer seinem Segen sehr wenig mitgeben. Die Theilung war bald geschehen. Der Älteste bekam eine Katze, der Zweite einen Hahn und der Jüngste eine Leiter. Sie waren damit zufrieden und schickten sich an, ihr Heimathsdorf zu verlassen. Der alte Vater begleitete sie bis hinaus vor das Dorf, dort wo die Wege sich kreuzten; sie verabschiedeten sich, dankten ihrem Vater für alles Gute, das er ihnen erwiesen, und versprachen einander, sich über Jahr und Tag an demselben Platz einzufinden, um ihren Vater wiederzusehen, um einander über ihre Erlebnisse Bericht zu erstatten. Daraufhin machten sie sich auf den entgegengesetzten Straßen auf die Wanderschaft. Der alte Vater setzte sich betrübt und vereinsamt auf den Meilenstein und sah seinen Söhnen nach, solange seine alten Augen die sich rasch Entfernenden ausnehmen konnten. Seufzend stand er dann auf und begab sich in seine armselige Hütte.

Der älteste Sohn hieß Jacques. Der Weg, den er eingeschlagen hatte, führte ihn dem Meer entlang. Lange ging er am Ufer hin, ohne menschliche Behausungen anzutreffen. Wiesmischeln, Gerste und Klee — das war seine und seiner Katze Nahrung. Nach vielen Tagen bemerkte er endlich an der Felsenküste in der Ferne die Mauern und Thürme eines Schlosses. Nun lenkte er seine Schritte dahin und kam erst zu einer Mühle, die zum Schloß gehörte. Er blieb auf der Schwelle stehen, seine

Katze am Arm und machte große Augen, als er in das Innere der Mühle blickte. Er sah, wie vier Männer in Hemdärmeln mit Knütteln bewaffnet nach Mäusen schlugen, ohne die kleinen Thiere treffen zu können, denn diese waren viel geschickter als die Männer und liefen an den Stöcken vorbei, um sich in ihre Schlupfwinkel zu verkriechen. Jacques lächelte, als er das sah. „Was habt Ihr da zu spotten?“ rief einer der Männer, indem er sich mit dem Hemdärmel den Schweiß von der Stirne wischte.

„Weil Ihr zu große Mühe an eine kleine Sache wendet,“ antwortete der Katzenbesitzer.

„Was sagt Ihr da, eine kleine Sache? Ihr wißt nicht, was diese abscheulichen Mäuse treiben; sie durchlöchern uns die Säcke, fressen das Mehl und das Getreide und uns bleibt nichts übrig, als Hungers zu sterben.“

„Habt Ihr denn keine Katze?“ fragte Jacques.

„Was meint Ihr mit Katze? Bei uns kennt man keine Katzen.“

Darauf wies Jacques auf sein einziges Eigenthum hin. „Das ist eine Katze, meine Herren,“ sagte er lachend. „In einer Stunde kann sie mehr ausrichten, als Ihr in einem Jahr. Sie wird Euch rasch von dieser Plage befreien.“

„Gehet doch! Ihr späßt wohl! Dieses winzige Thier? Es scheint gar nicht bössartig zu sein und liegt so angeschmiegt in Eurem Arm!“

„Wollt Ihr es an der Arbeit sehen?“

„Ja wohl, zeigt uns, was das Thier kann.“

Jacques setzte die Katze nieder. Sie war sehr ausgehungert und ließ sich nicht zwei Mal bitten. Die Mäuse schienen keinen Argwohn gegen die Katze zu haben. Nach einigen Minuten hatte sie ein fürchterliches Gemekel angerichtet. Die vier Männer sahen ihr erstaunt zu. Noch am selben Abend waren die Müller von dieser jahrealten Plage befreit. Sie liefen ins Schloß, um dem Gutsherrn davon Mittheilung zu machen. Der Schloßherr war über die Nachricht auf's Außerste erstaunt, und da er in seinem herrlichen Schlosse gar viel von diesen Thieren zu leiden hatte, wollte er das vermeintliche Wunderthier ankaufen.

Jacques forderte eine ansehnliche Summe in Gold und außerdem Wohnung und Verpflegung im Schloß, da die Katze zu sehr an ihn gewöhnt sei und allein wohl nicht bleiben werde. Der Gutsherr ging auf alle Bedingungen ein, und noch desselben Tages bezog Jacques seine neue Wohnung. Kaum waren einige Monate verstrichen, als der Schloßherr und seine Tochter Jacques, der ein braver, tüchtiger, hübscher Mensch war, so lieb gewannen, daß Hochzeit gemacht und die zwei jungen Leute ein glückliches Paar wurden.

## II.

Jean, der zweite der Brüder, war wie Jacques tagelang gewandert, um sein Glück zu suchen, und fand dabei nicht ein Mal eine Unterkunft für die Nacht. Er schlief unter freiem Himmel, nährte sich von wild wachsenden Früchten und trank Wasser an den Quellen. Wenn er zu müde war, legte er sich ins Haidekraut. Nach vielen Tagen der Wanderschaft kam er eines Abends zu später Stunde vor eine prachtvolle Besitzung. Er klopfte bescheiden an und bat für sich und seinen kleinen Freund um Nachtquartier. Der Oeffnende sah sein ehrliches Gesicht, hörte die freundliche Stimme und ließ ihn ein.

Jean trat in die Küche. Die Leute begrüßten ihn freundlich und fragten neugierig, was für seltsamen Vogel er denn auf dem Arm halte. Nachdem er ihnen bescheiden Auskunft ertheilt hatte, luden sie ihn zum Nachtessen ein, und zeigten ihm sein Nachtlager. Einer der Anwesenden fragte nun: „Wer wird heute wachen?“

„Ach,“ sagten alle, „wir sind todtmüde, wir haben den ganzen Tag fleißig gearbeitet.“

„Wozu soll Jemand heute wachen?“ fragte Jean.

„Ja, wir würden sonst alle in den Tag hinein schlafen und der Gutsbesitzer würde uns entlassen.“

„Ach, wenn's weiter nichts ist, verlaßt Euch auf mich, ich wecke Euch bestimmt, wenn der Morgen graut.“

Die Leute waren sehr froh, suchten nach den Mühen des Tages freudig ihr Lager auf und schliefen bald ein. Kaum graute der Morgen, als der Hahn zu krähen begann und alle von dem noch nie gehörten Geräusch erschreckt erwachten. Sie wollten gar nicht glauben, daß das kleine Thier jeden Tag um die gleiche Zeit sein krähendes Lied erschallen lasse.

Als der Gutsherr davon Kunde erhielt, ließ er Jean rufen und verlangte nicht nur den Wundervogel zu sehen, sondern auch zu besitzen. Er zahlte Jean die verlangte Summe und behielt ihn überdies auf dem Gutshof als Mitarbeiter. Es waren kaum drei Monate vergangen, als Jean der Schwiegerjohn des Gutsherrn wurde. Gut gekleidet, gut genährt, gut untergebracht ging er herum, als wäre er der Besitzer selbst.

## III.

Pierre, der jüngste der drei Brüder, trug an seinem Erbstück, der Leiter, am schwersten, aber er klagte nicht. Nach vielen Tagen und meilenweiter Wanderung kam er eines Morgens vor ein schönes Schloß. Es war von Mauern rings umgeben, ein hoher Thurm schnitt den Weg

ab. Als Pierre alles genau betrachtete, bemerkte er an dem höchsten Thurmsfenster ein junges, hübsches Fräulein; sie schien traurig und war sehr blaß. Als sie des jungen Burschen ansichtig wurde, bat sie ihn näher zu treten, und klagte ihm ihr Leid: Der alte Baron, der Besitzer dieses Schlosses, habe sie entführt, um sich an ihren Eltern zu rächen, und wolle sie nun gar gegen ihren Willen heirathen. „Ach, wenn Ihr mich aus meiner traurigen Lage befreien wolltet, ich wäre Euch mein Leben lang dankbar.“

„Beruhigt Euch, schönes Fräulein, ich werde Euch retten und zu Euren Eltern zurückbringen. Ich gehe nur meine Leiter holen; ich habe sie vor dem Dorfe stehen lassen. Das unglückliche Fräulein warf ihm einen kostbaren Ring hinunter, den Pierre in seiner Westentasche verbarg.

Als er seine Leiter an der alten Hütte, wo er sie angelehnt hatte, fand, stieg er auf das Dach und schaute sich in der Gegend um, um sich auszukennen. Da ritt zufällig der Baron vorbei, hielt ihn für einen Dachdecker und rief: „Heda, Dachdecker, habt Ihr nicht zwei Männer des Weges laufen gesehen, die zwei Kälber vor sich trieben?“

„Es kann wohl sein,“ antwortete Pierre, „was wollt Ihr von ihnen?“

„Die Zwei sind Räuber und haben meine Kälber gestohlen.“

Pierre hielt die Hand vor, um die Augen zu beschatten, und that, als ob er eifrig nach den Dieben suche. „Da, da, gnädiger Herr, jetzt sehe ich diese Lumpen ganz deutlich . . . Jetzt nähern sie sich dem Walde. Ihr könnt sie von unten nicht sehen, bitte, steigt ab und kommt aufs Dach.“

Pierre stieg hinunter und ließ den Baron hinaufflettern. Als der Herr oben saß, rief er: „Wo sind sie, wo sind sie? Ich sehe die Hallunken nicht,“ und dabei war er von der Sonne ganz geblendet. Während dessen zog Pierre die Leiter fort, schwang sich mit derselben auf das Pferd und galoppierte munter fort. Der Herr Baron wagte es nicht, sich zu rühren, aus Angst, hinunterzustürzen.

„Schnell, schnell, schönes Fräulein, kommt, die Leiter steht fest, das Pferd wird ungeduldig.“ In wenigen Augenblicken saß die Gefangene und ihr Retter zu Pferde und lustig ging's der Heimath zu. Die zwei Flüchtlinge erreichten glücklich das Elternhaus des Fräulein. Die Eltern waren froh, ihre Tochter wieder zu sehen, und gaben gern ihre Einwilligung dazu, daß sie und ihr Retter ein Paar wurden. Was aber den alten Baron betrifft, so dürfte der noch auf dem Dache sitzen, falls Niemand vorbeigekommen ist, um ihn aus seiner Verlegenheit zu retten . . . . .

\*

\*

\*

Am Jahrestage, genau zur Stunde, wie sie es einander versprochen hatten, kamen die Brüder und der Vater am Kreuzweg wieder zusammen. Jeder kam in einem schönen Wagen mit einer lieben Frau an seiner Seite.

Der alte Vater war überglücklich, und von nun an hatte für ihn alle Noth ein Ende.



### Aus dem Leben eines Proletarierkindes.

Von Anna Altmann.

Es war um die Mitte Dezember 1893, als ich von einer Reise aus dem Gebirge den Cours über Reichenberg nehmend der Heimath zusteuerte. Ziemlich heiter gestimmt darüber, daß ich wohlbehalten wieder heimkam, stieg ich ins Coupé. Die Insassen desselben, welche zum Theil zur sogenannten besseren Gesellschaft gehörten, hatten ihr Gespräch auf die wirthschaftlichen Verhältnisse gelenkt. Die Diskussion wurde für mich interessant und ich betheiligte mich daran, um meine Ansichten über unsere wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse an den Mann zu bringen. Offen gestanden nahm ich, wie man sagt, kein Blatt vor den Mund. Es berührte auch einige dicke Herren recht unangenehm, als ich ihnen sagte, daß die heutige Gesellschaftsordnung einer besseren weichen müsse. Eine Dame, die sich bisher schweigsam verhalten hatte, redete mich nun an: „Sie haben gewiß einst bessere Tage gekannt,“ sagte sie zu mir. „Sie hätten sich sonst nicht so viel Wissen aneignen können.“ „Oh,“ sagte ich, „ich habe die Schule des Lebens schon in der zartesten Kindheit durchgemacht.“

Wir hatten noch ziemlich weit zu fahren, und die Dame ersuchte mich, ihr meine Lebensgeschichte zu erzählen. „Wenn Sie sich nicht langweilen,“ erwiderte ich, „bin ich gern bereit, Sie mit dem Leben eines Proletarierkindes bekannt zu machen. Ich wurde im Jahre 1852 an einem Novembertage in der Stadt L. geboren. Meine Eltern waren arm, doch schien mir das Glück hold zu sein, denn schon als zweijähriges Kind machte ich die erste Wasserpartie. Ich fiel nämlich ins Wasser und wurde durch die Mutter, welche zufällig dazu kam, gerettet. Wenn ich damals ertrunken wäre — ich hätte nichts eingebüßt. Als dreijähriges Mädchen wurde ich reisefreudig. Sie lachen, und doch ist es bitter ernst.“

Damals schickte man mich zum Nachbar, um eine Semmel zu holen. Unglücklicher Weise kam ich bis ins Nachbarstädtchen N., welches ungefähr zwei Stunden von L. entfernt ist. Da ich noch nicht viel sprechen konnte, fragte man mich vergebens nach meinem Namen. Meine Eltern suchten mich einen Tag und eine Nacht, bis sie mich fanden und die kleine Ausreißerin mit Freudenthränen wieder heimbrachten.

Die goldene Kinderzeit eilt mit Windesflügeln dahin. Auch ich mußte diese Erfahrung machen, denn als ich fünfzehn Jahre zählte, da war es mit der guten Zeit vorbei. Von da an mußte ich schon etwas mit verdienen. Sie schauen mich groß an, denn bei Ihnen und Ihresgleichen haben die Kinder in diesem Alter noch die größte Pflege, und doch hat man uns gelehrt, daß wir alle nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sind. Ich ging also in die Fabrik, wo ich anfangs dreißig Kreuzer in der Woche bekam. Als ich die Arbeit ordentlich erlernt hatte, bekam ich wöchentlich vierzig Kreuzer. Oft habe ich mehr Pfüffe bekommen, als der Lohn eines Tages in Kreuzern zerlegt ausmachte, denn die Herren Rattendrucker hatten damals das Privilegium, sie konnten schlagen, soviel sie wollten, Niemand hat sich d'rum gekümmert. Die Arbeitszeit dauerte im Sommer von sechs Uhr früh bis sieben Uhr Abends mit einer Stunde Mittagspause.

Als ich sechs Jahre alt war, mußte ich auch in die Schule gehen. Ja, fragen Sie, wann? Nun von halb acht bis neun Uhr Abends. Im Winter hatten wir es bedeutend besser, denn da arbeiteten wir nur von sieben Uhr früh bis fünf Uhr Abends. Nur zu oft kam es vor, daß wir bei dem Lampenlicht nicht die Augen öffnen konnten, da die scharfen Farben das sogenannte Augenbeissen verursachten. Trotz alledem lernte ich so gut ich konnte. Der Lehrer sagte oft zu mir: „Am Dich ist es g'rad schade, Du solltest bessere Schulen besuchen können, Du hast gute Anlage zum Lernen.“ Ich war auch bei den Prüfungen immer eine der ersten; es war aber keine große Kunst dabei, denn wir hatten ja nur die Bibel und ein kleines Lesebuch. Dazu hatten wir jede Woche zwei Mal Religionsunterricht, und ich paßte genau auf das auf, was der Herr Katechet sagte, denn er war, wie er oft sagte, ein Diener Christi, und ich gab mir alle Mühe, unter seine guten Schäflein gezählt zu werden.

Wenn wir aber aus der Schule nach Hause gingen, da war es aus mit den guten Schäflein. Die feinen Leute wichen uns aus, denn unseren Kleidern, welchen der Farbengeruch anhaftete, entströmte kein Parfüm. Da hieß es denn: „Die Streicherpudel kommen.“ Wenn wir's hörten, gaben wir natürlich auch keine Schmeichelnamen zurück. So wurden wir, statt daß man Mitleid mit uns gefühlt hätte, recht verhaßt, und dadurch

ließen wir uns zu neuen dummen Streichen hinreißen, wofür wir den anderen Tag in der Schule bestraft wurden.

Sonntag früh hieß es, in die Kirche gehen, sonst hätten wir ja eine Sünde begangen. Nachmittags mußten wir in die Strickschule wandern, damit wir unsere Strümpfe stricken lernten, mehr konnten wir in weiblicher Handarbeit nicht unterrichtet werden, denn die Zeit war zu kurz. Diese Art der Schulführung war danach angethan, unsere Mußestunden zu dezimiren.

Daß wir Kinder in fortwährender Thätigkeit erhalten wurden, schien sehr fürsorglich, denn ein altes Sprichwort sagt: „Arbeit macht stark und groß“, und stark und groß sollten wir ja werden, das forderte man vor allen Dingen. Das sahen wir am Besten, wenn wir unseren Arbeitsplatz wechselten; da mußten wir uns erst mustern lassen, ob wir auch im Stande wären, siebzig Kreuzer wöchentlich zu verdienen.

Als ich das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte und meine Schulzeit so zu Ende war, sagte ich auch der Streichkunst Valet, um mich einer anderen Beschäftigung zu widmen. Ich ging in eine Flachsspinnerei, welche damals gerade in Betrieb kam. Da mußten wir von früh fünf Uhr bis Abends sieben und acht Uhr ohne Mittagspause arbeiten. Dafür bekam ich auch fünfundzwanzig Kreuzer täglich; später wurde es besser, ich erhielt siebenundzwanzig, ja sogar dreißig Kreuzer. Als ich im Akford zu arbeiten begann, hatte ich vierzig bis fünfundvierzig Kreuzer. Der Lohn war aber nicht gleich; es waren auch fremde Mädchen da, welche uns die Arbeit lehren mußten. Diese erhielten bedeutend höhere Löhne als wir. Wir ließen uns dies gefallen, solange wir noch keine Fertigkeit besaßen. Als wir aber dieselbe Arbeit verrichteten, und jeden Lohntag zwei bis drei Gulden weniger bekamen, da war es uns nicht mehr recht. Wir gingen daher zum Fabrikanten und ersuchten ihn, uns denselben Lohn zu zahlen, wie den anderen Mädchen. Doch da kamen wir vor den Unrechten. „Ihr v . . . . ., Ihr könnt froh sein, daß Ihr überhaupt Arbeit habt, so viel Lohn bekommt Ihr nicht, Ihr seid ja zu Hause.“ Als ob wir da weniger gebraucht hätten, als ob unsere Eltern in L. etwas billiger bekommen hätten! Wir beschloßen, nicht weiter zu arbeiten! Wir waren noch Kinder und von einer Organisation oder einer Bewegung unter den Arbeitern war in L. noch keine Rede. Am nächsten Montag stellten wir unsere Maschinen ab und wollten die Fabrik verlassen. Es wäre auch alles gut gegangen, wenn uns nur der Fabrikant nicht in den Weg gelaufen wäre. Als die Arbeiterinnen den „Herrn“ sahen, und als uns derselbe mit seinen Lieblingsausdrücken wie „Gesindel, Bagage“ zc. begrüßte, da entfiel den meisten der Muth, und viel schneller als sie den Saal

verlassen, kehrten sie unter dem Gelächter der übrigen Arbeiterinnen zurück. Nur drei blieben wir draußen. Wir wurden denn auch als Rädelsführerinnen betrachtet und entlassen.

Nun versuchte ich es, in den „Dienst“ zu gehen. Da ich noch schwach war, mußte ich mit wenig Lohn vorlieb nehmen. Nach einigen Jahren fragte ich wieder in der Spinnfabrik um Arbeit an, und da man die Streikgeschichte schon vergessen hatte, wurde ich wieder aufgenommen. Ich arbeitete ruhig ein halbes Jahr, ohne den geringsten Anstoß zu erregen. Zu dieser Zeit wurde in Wien der „Volkswille“ herausgegeben, eine Arbeiterzeitung. Mein Vater hielt das Blatt und ich las es. Ich fing nun an zu denken. Bisher hatte ich es immer für eine Fügung Gottes betrachtet, daß wir nur dazu da seien, um zu leiden, wofür uns im Jenseits große Freuden erwarten. Ich kam zu dem Schlusse, daß es denn doch nicht gerecht sei, wenn die große Masse des Volkes am Hungertuche nagt und frühzeitig elend in die Grube fährt, während einige Tausend schon hier auf Erden in Saas und Braas leben. Das Blatt, durch welches mir die Augen geöffnet wurden, wollte ich auch meine Mitarbeiterinnen gerne lesen lassen. Damit es nicht auffällig werde, wickelte ich mir mein Besperbrot hinein, und dann ging das Blatt von Hand zu Hand. Anfangs ging die Sache gut, aber einmal bekam der Aufseher den „Volkswille“ zu Gesicht und brachte bald heraus, wem er gehörte. Da meinte er, ich sollte meine Zeit besser ausnützen als mit dem Lesen solcher Blätter, welche den Leuten die Köpfe verdrehen und sonst nichts werth seien. Gereizt erwiderte ich ihm, er solle es nur nicht lesen, denn es wäre um seinen Kopf schade, wenn er eine andere Richtung bekäme. Von dieser Zeit an suchte er immer eine Gelegenheit, mir etwas am Zeuge zu flicken. Eines Tages theilte er mir mit, daß ich einen Gulden Strafe habe. In dieser Fabrik war das Einheben von Strafgeldern in der Höhe von fünfzig Kreuzern an der Tagesordnung, ohne daß Jemand wußte, wohin das Geld eigentlich komme. Ich sollte nun einen Gulden zahlen, weil meine Arbeit schlecht sei. Ich wies nach, daß dies nicht der Fall sei; allein das nützte nichts. „Gut,“ sagte ich, „ich zahle das Geld, aber nur unter der Bedingung, daß Sie mir sagen, wohin die Straf gelder kommen.“ Als er meinte, dies kümmere mich nichts, erwiderte ich kurz: „Dann zahle ich auch nichts.“ Kurz, wir kamen hart an einander, bis er zum „Herrn“ ging und mich verklatschte. Was er alles sagte, habe ich erst später erfahren. Der Fabrikant ließ mich rufen, gab mir mein Arbeitsbuch und den rückständigen Lohn, und sagte, ich sei entlassen. Aber diesmal ging's nicht so schnell wie das erste Mal, denn wenn ich auch noch zu drei Viertheilen dumm war, so forderte doch das eine

geschiedte Viertel seine Rechte. Ich machte den Fabrikanten auf die Fabriksordnung aufmerksam, nach welcher ich bei plötzlicher Entlassung den Lohn für vierzehn Tage erhalten müßte. Es nützte nichts; ich ging nun zum Bürgermeister, erzählte ihm den ganzen Hergang und ersuchte ihn, mir zu meinem Rechte zu verhelfen. Ich erhielt den Bescheid, in zwei Stunden wieder zu kommen, der Herr Bürgermeister wolle sich informiren. Als ich kam, hatte der Stadtrath die Sache übernommen. Der Herr, welcher die Angelegenheit zu erledigen hatte, war auch Kohlenhändler und mein gewesener Arbeits„geber“ seine gute Kundschaft.

Der Herr Rath sagte mir, ich sollte nur schön ruhig sein und ja nichts mehr darüber reden, sonst könnte ich noch eingesperrt werden, da ich die Leute aufreize, verbotene Blätter in die Fabrik mitbringe und als Aufwieglerin bekannt sei. Ich erwiderte ihm, er möge mir erst beweisen, daß ich die Leute aufreize, und wenn ich mein Brot in eine Zeitung wickle, und diese dann von mir weggeworfen, von anderen gelesen werde, so kümmerge das Niemanden etwas; die Zeitung sei auch nicht verboten, denn der Vater erhalte sie unter Schleife.

Ich konnte mich mit dem Herrn Stadtrath nicht verständigen und so beschloß er, beide Betheiligten vorzuladen. Vierzehn Tage später tagte so etwas wie eine Verhandlung, aber wir konnten wieder nicht einig werden, obwohl mir der Herr Rath und Kohlenhändler wieder rieth, ich solle die Sache beruhen lassen. Ich wanderte zur Bezirkshauptmannschaft, aber auch hier wollte es anfangs nicht gehen. Mittlerweile wollte sich der Herr Fabrikant herbeilassen und „aus Gnade“ den Lohn für eine Woche bezahlen. Ich erklärte ihm entschieden, daß ich auf die Gnade verzichte und mein gutes Recht fordere. Nun wurde wieder eine geraume Zeit „Rath gepflogen“. Ungefähr fünf Wochen mochten vergangen sein, und ich hatte noch immer keine Vorladung erhalten. Indessen war mein Vater Obmann des seit einiger Zeit in L. gegründeten Arbeiterbildungsvereins geworden und bei Ueberreichung einer Versammlungsanzeige erkundigte er sich, wie meine Sache denn stehe. Da wurde ihm gesagt, die Geschichte sei schon lange erledigt, ich hätte mich ja in Güte ausgeglichen. Mein Vater setzte nun auseinander, daß dies unwahr sei, und stellte weitere Schritte in Aussicht. Und schon am nächsten Tag brachte mir ein Polizist das Geld in die Stube . . . . .

Seitdem sind Jahre vergangen, und ich habe diese Zeit nicht unbenützt verstreichen lassen. Ich suchte das, was die Gesellschaft an mir vernachlässigte, nachzuholen. Ich schloß mich Arbeitervereinen an und las wissenschaftliche Bücher. So kam die Zeit, wo ich mich verhehelichte. Ich hatte einen Lebensgefährten gefunden, welcher im schweren Kampf

ums Dasein meine Stütze bilden sollte. Wenn auch die Noth und das Elend, diese täglichen Gäste der Proletarier, manches Mal den häuslichen Frieden verscheuchten, so haben wir uns doch immer so schlecht und recht durchgeschlagen, und da auch mein Mann bestrebt ist, für das Wohl der Gesammtheit einzutreten, arbeiten wir gemeinschaftlich an der Aufklärung unserer Leidensgenossen. Ja, sehen Sie mich nur an, ich gehöre auch zu diesen „Aufhebern“, das heißt, ich suche Wissen und Aufklärung unter die Proletarier zu tragen, die gleich mir von der Gesellschaft als Stiefkinder behandelt werden.“

Mit einer Aufmerksamkeit, die ich nicht erwartet hatte, lauschte die Dame meinen Worten. „Ich wünsche Ihnen bessere Tage“, sagte sie, „ich würde noch gerne mit Ihnen fahren, aber Sie sind am Ziele.“

Ein schriller Pfiff und das Kreischen der Dampfbremse bestätigten ihre Worte. „Station B. eine Minute!“ ertönte es von außen. Ich verabschiedete mich, stieg aus und eilte meiner Behausung zu.



## Die Brüder.

Eine Erzählung von J. Grundmann.

### I.

#### In's Auge.

Sonntag Nachmittag. Die Strahlen der Sonne lagen sengend und blendend über der Landschaft. Kein Wölkchen, soweit das Auge reichte, kein Hauch, der Kühlung gebracht hätte! Alles schien Glanz und Glut auszuströmen. Und wie still, wie ruhig es war! Nichts regte sich, kein Blatt, kein Halm, einzig nur die Luft schien leise zu erzittern. Und wie ausgestorben war alles ringsumher! Nichts zu sehen, nichts zu hören! Kein Thierlaut, kein Vogelsang, nicht einmal das Summen eines Insektes.

War denn wirklich alles Leben vom Erdboden verschwunden?

Oh nicht doch! Den Weg von Schwarzbach her kommen fünf Knaben. Sie eilen einem Wäldchen zu, das einige hundert Schritte von den letzten Häusern dieses Ortes entfernt sich ausbreitet. Dieses Wäldchen ist unter dem Namen „Richter's Busch“ bekannt und steht bei der Schwarzbacher Schuljugend in hohem Ansehen. In Richter's Busch lassen sich die schönsten Spiele aufführen, denn ist er auch nicht groß, so birgt

er doch so allerlei Schlupfwinkel, die bei Jäger- und Schmugglerspielen vortrefflich zu verwenden sind. Und große Mengen Beeren wachsen drin, auch Pilze, und in den Zweigen der Bäume bergen sich zierliche Vogelnester. Freilich, die Vogelnester aufzuspüren, sie vielleicht gar zu zerstören, ist nur ein Vergnügen für ganz besonders böse Buben.

Wer weiß, was unsere fünf Knaben im Schilde führen? Sie schienen es recht eilig zu haben. Sie hüpfen und sprangen und achteten anfänglich kaum der sengenden Sonnenstrahlen. Bald aber ließ ihre Beweglichkeit nach; wie Bleiklumpen hing es sich an ihre Glieder und langsam, matt und träge schlichen sie dem grünen, kühlen Walde zu.

Sobald sie wieder den Wald betraten, kam wieder Leben und Bewegung in die Jungen. Sie warfen sich ins grüne Moos, aber nicht etwa um sich in demselben behaglich auszustrecken. Vielmehr versuchten sie sich in den verschiedenartigsten Kunststücken. Bachmann's Hugo schoß Purzelbäume, Schuster's Adolf übte sich im Räder schlagen und Werner's Ludwig trommelte sich mit seinen Beinen auf dem Rücken herum, was ein viel größeres Kunststück ist, als man eigentlich glauben möchte.

Jäckel's Heinrich, der Gelenkigste von allen, stellte sich auf den Kopf, und er stand fester und sicherer als manch anderer auf seinen zwei Beinen. Einer nur lag ruhig ausgestreckt im grünen Moose. Die Hände hielt er unter seinem Kopfe in einander gefaltet und fest gebannt hingen seine Augen an dem lichten Firmamente, das durch das grüne Laubgewinde schimmerte.

Dieser eine war Anton, Heinrich's Bruder. Er war ein stiller, gutmüthiger Junge, der seinem Bruder nur wenig ähnelte. Während dieser und seine Kameraden um ihn herumtanzten und ihrem Uebermuth in recht ungeberdiger Weise Lust machten, dachte er an all das Wunderbare, was der Lehrer von diesen blauen Fernen, in denen seine Augen jetzt schweiften, erzählt hatte.

Plötzlich riß ihn sein Bruder aus diesem Sinnen. Heinrich war mit einem Satz in die Höhe gesprungen. Mit fast befehlender Stimme rief er den Anderen zu: „Genug jetzt! Kommt wir machen etwas Anderes!“

Hugo, Adolf und Ludwig sprangen ebenfalls auf ihre Beine, mit denen sie lieber in der Luft herumgefuchelt hätten, und Adolf rief: „Wir werden Versteckens spielen.“

„Versteckens spielen!“ wiederholte Heinrich und sein Gesicht drückte Verachtung aus. „Gieb mir Ruh mit solchen Dummheiten, das ist ja nur ein Spiel für Mädchen und ganz kleine Jungen. Hört: Ich bin Förster, Ludwig mein Heger und Ihr drei seid Wildschützen.“

Auf diesen Vorschlag hin fing der Streit an.

„Immer und immer willst Du Förster sein“, rief Hugo aufgebracht, „das geht nicht, wir wollen nicht immer erschossen oder eingesperrt werden. Förster bin ich!“

„Und ich Heger!“ setzte Adolf bei.

Alle schrien durcheinander; nur Anton mischte sich nicht in den Streit. Erst als er sah, daß keiner nachgeben wollte, erhob er sich und sagte: „Wie Ihr Euch nur immer so streiten könnt! Ich dünkte doch, wir müßten nicht immer im Walde herumlaufen. Kommt, wir suchen uns ein schönes Plätzchen und erzählen einander Geschichten.“ Dieser Vorschlag hatte doch gewiß nichts Unvernünftiges an sich. Dennoch fingen Alle an, unbändig zu lachen, und Heinrich rief: „Du mit Deinem ewigen Geschichtenerzählen bist wie eine alte Großmutter.“

„Großmutter! Großmutter!“ schrien die Kameraden und sprangen um den guten Anton herum, daß er am liebsten geweint hätte. Als sie ihrer Schwänke endlich müde geworden waren, rief Heinrich: „Jetzt kommt, wir holen uns die Flinten und werden schiebeschießen.“ Er sprang voraus, tiefer in den Wald hinein. Laut jubelnd folgten ihm seine Gefährten. Anton überlegte eine Weile, was er thun solle, dann ging er ihnen langsam nach. Es war ihm anzusehen, daß der Spott seiner Begleiter ihm wehe gethan. Am meisten kränkte es ihn, daß gerade sein Bruder es war, der ihn immer dem Gespötte aussetzte.

Als die Knaben einige Minuten gesprungen waren, kamen sie zu einem Felsen, an dem sie emporkletterten. Auf diesem Felsen, in einer Vertiefung waren die Flinten verborgen. Die Flinten? Ja wo nehmen denn die Schwarzbacher Schuljungen Flinten her?

Oh, sie verstehen sich solche selbst herzustellen. Ein Fichtenast, der durch einen starken Bindfaden in halbkreisförmiger Krümmung erhalten wird, dazu ein Holzpfeil mit einer Draht- oder Eisenspitze, das ist alles, was zu einer solchen Flinte gehört.

Ebenso schnell wie die Jungen den Felsen hinauf gekommen waren, kletterten sie wieder an demselben herab. Heinrich war zuerst unten und schoß sofort einen Pfeil ab, der in dem Stämmchen einer jungen Tanne stecken blieb. Seine Begleiter wollten es ihm gleichthun, doch ihre Pfeile umschwirrten das Bäumchen, ohne auch nur einen Ast zu berühren.

„Ihr seid mir Schützen“, lachte Heinrich. „Auf mich müßt Ihr sehen!“ Er sandte dem ersten Pfeil einen zweiten nach, der sich ebenfalls in der Mitte des Stämmchens einbohrte. Hugo und Adolf brachen in ein bewunderndes Geschrei aus und Ludwig, der dem Heinrich gern etwas Angenehmes sagte, fragte: „Weißt Du, wer Du bist? Du bist Tell, Wilhelm Tell, von dem uns der Lehrer erzählt hat.“

Heinrich sah stolz um sich.

„Wer will sich von mir einen Apfel vom Kopfe schießen lassen?“ fragte er. Da verstummte der Jubel seiner Gefährten, sie blickten einander verdutzt an. Ein solches Spiel schien ihnen doch zu gefährlich. Dem Adolf fiel es ein, daß ein Apfel gar nicht zur Hand sei, und zur großen Erleichterung der Kameraden machte er dieses Bedenken geltend.

„So nehmen wir halt einen Tannzapfen“, rieth Heinrich, der die schöne Gelegenheit, sich auszuzeichnen, gern benutzt hätte.

„Einen Zapfen, hört nur, einen Zapfen will er nehmen!“

„Als ob es ein Kunststück wäre, einen Zapfen zu treffen!“

„Zapfentell!“ Zapfentell!“

Diese Ausrufe verdrossen Heinrich, und er entschädigte sich dadurch, daß er den Spöttern das Schimpfwort „Feiglinge“ zurief. Unter Jungen giebt es keinen beleidigeren Schimpfnamen, und es wäre gewiß wieder zu argem Streite gekommen, wenn Anton sich nicht ins Mittel gelegt hätte. Trotzdem sein Bruder ihm vorhin wehgethan, trat er zu ihm und sagte: „Ich fürchte mich nicht, sieh', hier ist ein Zapfen, wenn Du willst, kannst Du ihn mir vom Kopfe schießen. Ich weiß, Du wirst treffen.“ Er wartete Heinrich's Antwort nicht ab, hob den Zapfen auf, lief einige Schritte bis zu einer Buche, an deren Stamm er sich anlehnte. Dann legte er sich den Zapfen selbst auf den Kopf.

Heinrich war im ersten Augenblick etwas verdutzt. Es wäre ihm vielleicht lieber gewesen, wenn Anton ihm nicht in diese Versuchung gebracht hätte. Jetzt gab es für ihn kein Zurück mehr, es galt nun seine Kunst zu zeigen. Er sagte kein Wort mehr, hob den Bogen in die Höhe und zielte. Er zielte lange, und seine Hände zitterten. Unwillkürlich schloß Anton die Augen, der Pfeil schwirrte heran und die eiserne Spitze bohrte sich in sein linkes Auge.

Ein lauter Wehruf durchschallte den Wald, ein dreifacher Schrei des Schreckens folgte. Nur Einer, der unglückliche Schütze, brachte keinen Laut hervor. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er seinen Bruder an. Er schleuderte den Bogen von sich und in weiten Sätzen floh er waldeinwärts.

Anton's Kräfte waren gerade noch hinreichend gewesen, sich den Pfeil zu entfernen, dann sank er ohnmächtig hin auf den Waldboden. Seine Kameraden, die noch nie einen Ohnmächtigen gesehen, glaubten er sei todt: sie erhoben ein großes Geschrei und liefen dem Dorfe zu.

Als das Unglück daselbst bekannt geworden, eilte alles, was nur halbwegs vom Hause wegkonnte, dem Walde zu. Die Sonnenstrahlen brannten immer noch heiß herab, doch Niemand achtete ihrer Glut. Jeder wollte das Unglück selbst in Augenschein nehmen.

Todt war Anton freilich nicht. Aber auf den ersten Blick ließ sich erkennen, daß das Auge verloren sei. Der arme Junge war inzwischen zu sich gekommen. Im ersten Augenblick wußte er nicht, was das Alles um ihn zu bedeuten habe. Erst durch den Schmerz wurde er an das Geschehene erinnert. Der Vater nahm ihn in seine Arme und trug ihn dem Heimathause zu. Ihnen folgte die Schaar der Neugierigen, alle mit mitleidigen Mienen, als folgten sie einem Sarge.

In der Sorge um Anton hatte sich Niemand mehr dessen erinnert, der das ganze Unglück angerichtet hatte. Erst als Anton im Bette lag und der inzwischen herbeigerufene Arzt ihm einen Verband angelegt hatte, erinnerte sich der Vater Heinrich's. Er trat vor's Haus und bemerkte, daß die drei Jungen, die Zeugen des Unglücks gewesen, von Weitem den Hof umschlichen, als ob das böse Gewissen sie quäle.

Die Nacht brach herein, Heinrich ließ sich nicht sehen. Die Mutter wollte fast vergehen vor Angst. Sie hatte wohl ihr Lager aufgesucht, doch vermochte sie nicht einzuschlafen. Bei jedem Geräusch, auch wenn es nicht von außen kam, fuhr sie empor und laufchte; doch Stunde um Stunde verrann, Heinrich kam nicht. Der Vater ängstigte sich nicht weniger, doch wollte er nichts merken lassen. Mit gedämpfter Stimme schalt er auf den „nichtsnußigen Burschen“. „Das Beste wäre es“, sagte er, „man schlüge ihn todt, damit er nicht noch Aergeres anstiften könne.“

Die Nacht verging, den Vermißten brachte sie nicht. Ebensovienig der nächste Tag, und als wieder der Mond am Firmamente stand und sein mildes Licht über die Gegend austreute, da vermochte die Mutter nicht mehr länger an sich zu halten. Sie beschwor ihren Gatten, den Knaben zu suchen. Dieser war bereit, und sie ließ es sich nicht nehmen, ihn zu begleiten. So gingen die geängstigten Eltern nach dem Walde, um hier ihre Nachforschungen zu beginnen. Der Ruf der Mutter nach ihrem Kinde tönte unzählige Male durch den stillen Busch. Erschreckt flog hie und da ein Vöglein auf, hin und wieder huschte ein Hase oder ein anderes kleines Thier durch das Gesträuch, sonst blieb alles ruhig. Stundenlang durchforschten die Eltern jede Kluft, jeden Strauch, sogar in die Krone der Bäume warfen sie halb verstohlen manchen Blick — alles vergeblich. Als die Morgensonne ihre ersten Strahlen nach dem Wäldchen sandte, kehrten sie betrübt und traurig nach Hause zurück — am Tische aber saß Heinrich mit einer ansehnlichen Butterschnitte in der Hand, die ihm nicht übel zu schmecken schien. Neben ihm stand Anton, augenscheinlich beschäftigt, ihn zu beruhigen, denn offenbar hatte Heinrich Angst vor dem Vater. Hätte der Hunger ihn nicht nach Hause getrieben, er würde sich vielleicht noch länger in seinem Versteck im Walde aufgehalten haben.

Als die Mutter ihren Liebling gesund und munter sah, eilte sie, immer noch weinend, auf ihn zu und küßte ihn und gab ihm viele zärtliche Namen. Der besonnere Vater kehrte schweigend in der Thüre um. Als er wieder die Stube betrat, hielt er in der Hand einen frisch abgesehenen Stock. Wenige Augenblicke später zeigte ein großes Geschrei an, daß Heinrich von der gerechten Strafe für seine leichtfertige That ereilt werde.

## II.

## In's Herz.

Jahr um Jahr war verfloßen, für die Familie des Jäckelbauer eine leidvolle Zeit. Nach dem Unglück mit Anton war es Schlag auf Schlag gekommen. Kaum war ein Mißgeschick verwunden, kam ein zweites, größeres nach, so daß die armen Leute trotz allen Fleißes und aller Sparsamkeit aus dem kleinen, aber immerhin behäbigen Bauernhofs hinaus bis in's letzte, armseligste Häuschen des Dorfes geschleudert wurden, das sie sich für den letzten Rest ihres Vermögens erworben hatten. Hier lebten sie nun, arbeiteten während des Sommers auf den Feldern ihrer Nachbarn und flochten während des Winters Graskörbe aus Weidenruthen, die sie in Schwarzbach und den umliegenden Ortschaften an die Bauern verkauften. Es war ein kümmerliches, recht kümmerliches Leben, das die armen alten Leute führten.

Ihre beiden Söhne lebten längst nicht mehr bei ihnen. Heinrich hatte das Tischlerhandwerk erlernt, dann nach Beendigung seiner Lehrzeit drei Jahre die Welt durchwandert und war schließlich unter die Soldaten gesteckt worden.

Soldat sein, das war für ihn das Richtige. Ein Gewehr zu tragen und einen Säbel an der Seite — kein Mensch hätte ihm eine größere Freude machen können als der untersuchende Militärarzt mit seinem barschen „Tauglich!“

Der wilde Bursch, der als Knabe schon recht ungeduldig gewesen war, fügte sich, als er die Uniform trug, in Alles, was der „Dienst“ von ihm verlangte. Er war in Allem peinlich genau, erlernte mit großem Eifer die militärischen Uebungen; auch verstand er es, sich bei seinen Vorgesetzten beliebt zu machen. Es war deshalb nicht zu wundern, daß er im ersten Dienstjahre schon zum Korporal befördert wurde. Er galt für den strengsten Unteroffizier im ganzen Bataillon. Die unter seinem Kommando stehenden Soldaten haßten und verabscheuten ihn, was ihm große Freude bereitete. Und noch mehr freute es ihn, daß er von seinen Vorgesetzten gar oft belobt und als das Muster eines braven Soldaten hingestellt wurde.

So führte er denn ein Leben, wie es seinen Neigungen entsprach, und wenn er nicht seit langem schon einen anderen Plan gehegt hätte, wäre er vielleicht ganz beim Militär geblieben. Er wollte Gendarm werden. Ob seine Eltern damit einverstanden seien, war ihm ganz gleichgiltig. Es schien, als habe er sie ganz vergessen. Nicht ein einziges Mal hatte er ihnen die langen drei Jahre hindurch geschrieben. Und sie besuchen? Wozu denn? Er wußte, daß sie sehr kümmerlich lebten, sie hätten ihm also doch nichts bieten können und er ihnen auch nicht. Was sollte er also zu Hause?

Ebensowenig als um die Eltern kümmerte er sich um seinen Bruder Anton. Dem konnte er die Schläge, die er vor Jahren „seinetwegen“ bekommen, nicht vergessen. Immer noch hielt er fest an der Meinung, daß ihm damals bitter Unrecht geschehen sei. „War Anton nicht selbst Schuld gewesen? Warum stellte er sich als Zielscheibe auf? Die Anderen waren auch nicht so dumm.“

So kümmerte er sich denn um Niemand mehr. Als er aber als Gendarm in einem kleinen Städtchen stationirt war, schrieb er doch einmal einen prahlerischen Brief nach Hause, über welchen seine Mutter fast außer sich wurde vor Freude.

„Da siehst Du's nur, Martin“, sagte sie zu ihrem Manne, „da siehst Du's nur, was für Freude uns Heinrich macht. Denk' nur, ein Gendarm ist er! Wenn er nur einmal nach Hause käme, ich sähe ihn nur gar zu gern in seiner schönen Montur. Und wie die Leute erst schauen werden!“

Der Vater faßte die Sache ganz anders auf. „Hätt' er lieber sein Handwerk betrieben“, erwiderte er auf solche Herzensergießungen seines Weibes, „'s ständ' ihm besser an. Aber freilich, Lust zur Arbeit hatte er niemals, Herumschweifen war seit jeher seine einzige Freude!“

Darüber war die Mutter aufgebracht und sie rief zornig aus: „Da siehst man's wieder einmal, wie Du bist. Du hast keine Liebe zu ihm, er könnte Kaiser werden, Du würdest immer nur Uebles von ihm sagen.“

Die alten Leute, die bisher in Frieden und Eintracht gelebt hatten, waren von diesem Tage an öfters uneinig.

Anton arbeitete in L—, einer Fabrikstadt, fünf Meilen von Schwarzbach entfernt. Nur zu gerne wäre er in seinem Heimatsorte geblieben und mit Freuden hätte er seinen Eltern die schwersten Lasten abgenommen. Doch in Schwarzbach fand er keine beständige Beschäftigung, nicht einmal während des Sommers, und um leben und seine Eltern unterstützen zu können, bedurfte er eines ausreichenden Verdienstes. Unerfahren wie er war, meinte er, in einer größeren Stadt sei Arbeit in Hülle und Fülle. Deshalb wanderte er nach L—. Wie hatte er sich

enttäuscht gesehen! Wohl war es ihm nach langem Suchen gelungen, Arbeit zu finden, aber ach, der Verdienst war ein so kläglicher, daß er sehr sparsam leben mußte, um nur selbst nothdürftig durchzukommen. Es war eine große Qual für ihn, denken zu müssen, daß seine Eltern bittere Noth litten, denn helfen konnte er ihnen nicht.

Die Arbeit, die er verrichten mußte, war nicht nur sehr anstrengend, sie wirkte auch sehr nachtheilig auf die Gesundheit und überdies mußte auch oftmals bis spät in die Nacht hinein gearbeitet werden. Dem wißbegierigen Burschen blieb deshalb wenig Zeit übrig, sich aus Büchern über manches Wissenswerthe aufzuklären, so gern er es auch gethan hätte. Aber selbst dann, wenn es ihm seine Zeit erlaubt hätte, recht oft zu lesen, hätte er es doch unterlassen müssen, da die Sehkraft seines Auges durch den Verlust des zweiten ebenfalls sehr gelitten hatte. Dafür dachte er recht oft über Alles nach, was um ihn vorging.

Eines Tages hörte er, wie seine Mitarbeiter von einer Volksversammlung sprachen, die am nächsten Sonntag in einem größeren Gasthause in der Stadt stattfinden sollte. Alle nahmen sich vor, an der Versammlung theilzunehmen. Auch an Anton erging die Aufforderung, sich einzufinden, und gern willigte er ein.

Der Sonntag war erschienen. Das Versammlungslokal füllte eine gespannt harrende Menge. Als Anton eintrat, bestieg eben ein noch junger Mann das Podium, auf dem bereits die Leiter der Versammlung Platz genommen hatten. Die Leute nickten einander zu und hin und wieder flüsterte man leise: „Das ist der Redner!“

Es war der Redner. Er begann zur Versammlung zu sprechen. Anfangs sprach er mit milder, fast trauriger Stimme; er schilderte die Leiden des Volkes, und er schilderte so beredt, daß vielen der Zuhörer die Augen feucht wurden. Allmählig ward seine Stimme voller, härter, grollender, denn nun kam er auf Die zu sprechen, die es verschuldet haben und noch immer verschulden, daß die Erde eine Stätte des Jammers, des Unfriedens, der Zwietracht und des Hasses ist. „Alle Menschen“, sagte er, „könnten in Glück, in Wohlstand und Zufriedenheit leben, denn Alles, was die Menschheit braucht, ist in Hülle und Fülle vorhanden; die aber, die heutzutage die Macht in Händen haben, halten diese fest; sie sind es gewohnt, Andere zu beherrschen, Andere zu unterdrücken, Andere für sich mühen und arbeiten zu lassen.“ Hieran knüpfte er in eindringlichen Worten die Mahnung an Alle, die arm und unterdrückt sind, sich nicht noch selbst zu quälen und das Leben zu verbittern, sondern sich in Liebe und Eintracht zusammenzufinden und sich denen anzuschließen, die es unternommen haben, der Menschheit den verlorenen Frieden wiederzugeben.

Anton hatte während des ganzen Vortrages mit athemloser Spannung gelauscht. Ihn berührte es ganz sonderbar. Was er da vernommen, kam ihm Alles so bekannt vor, und doch hatte er noch nirgends davon gehört und noch nirgends hatte er es gelesen. In seinen einsamen Stunden aber waren ihm Gedanken solcher Art durch den Kopf gegangen.

Die Versammlung war zu Ende; die Arbeiter L—'s gingen daran, einen Verein zu gründen, und es fanden deshalb noch mehrere Versammlungen und Besprechungen statt. Anton nahm an Allem theil und seine Arbeitsgenossen, die früher den stillen Burschen kaum beachtet, ja sogar heimlich verspottet hatten, begannen alsbald, ihm mit Achtung zu begegnen. Bei der Vereinsgründung wurde Anton in den Vorstand desselben gewählt.

Wochen vergingen. Der Verein machte erfreuliche Fortschritte, trotzdem viele Arbeiter sich demselben nicht anschlossen. Die Fabrikanten und ihr Anhang boten ihrerseits Alles auf, um den Verein zu schädigen. Sie verkürzten die Löhne und ließen den Leuten durch ihre bezahlten Anhänger vorreden, daß hieran der Verein Schuld sei. So dumm diese Ausstreuung war, hin und wieder fand sie doch ein williges Ohr. Doch den meisten Arbeitern war dieser Unsinn augenscheinlich und als die Lohnabzüge sich wiederholten, ging man daran, Maßregeln dagegen zu ergreifen.

„Wir gehen nicht mehr in die Fabriken“, so hieß es, „denn was nützt uns alles Arbeiten, wenn man uns für unsere Arbeit nicht mehr so viel giebt, daß wir leben können.“

So blieben denn die Arbeiter zu Hause und gedachten hier weiter Hunger zu leiden, wie sie schon lange hatten thun müssen. Aber die Meisten hatten zu Hause Kinder, und als sie nun sehen mußten, daß auch diese hungerten, trieb die Verzweiflung sie aus ihren Wohnungen hinaus auf die Straße, wo sie genug Leidensgefährten trafen, um sich gegenseitig ihre Noth zu klagen.

Als die Fabrikanten ihre Arbeiter gruppenweise auf den Straßen erblickten, bekamen sie Furcht, denn sie hatten ein böses Gewissen und meinten, diese gingen darauf aus, Uebles mit Ueblem zu vergelten. Sie verlangten deshalb von den Behörden, daß man sie und ihr Eigenthum beschütze; und so viel Gendarmerie in den anderen Orten des Bezirkes sich entbehren ließ, wurde nach L. gesandt, um an den Thüren der Reichen Wache zu halten.

Die Arbeiter, die nichts Böses im Sinne hatten, wurden durch solche Maßnahmen in eine leicht erklärliche Aufregung versetzt. „Wie kommt es denn“, fragte sich mancher, „wir haben so viel schon leiden müssen und niemand ist uns zur Hülfe gekommen. Die Fabrikanten ließen uns hungern und darben und gefährdeten dadurch geradezu unser Leben, und doch ist es

ihnen von keiner Behörde verwiesen worden. Wir haben nichts gethan, als daß wir die Arbeit verließen, die unsern Körper ruinirt und uns doch nicht die Mittel giebt, ihn wieder herzustellen. Und da wir etwas thun, was unser gutes Recht ist, tritt man uns mit Waffen in der Hand entgegen, als ob wir reißende Thiere wären. Ist das Gerechtigkeit, ist das die Gleichheit vor dem Gesetze?" Und das offenbare Unrecht, das ihnen hier widerfuhr, erregte in ihren Herzen Groll und Empörung. Die Mitglieder des Arbeitervereines hatten Mühe, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Ihrer Besonnenheit gelang es in der That auch, ernstliche Unruhen zu verhüten. Ebenso gelang es ihnen, ihre Kameraden zum Aus-harren zu bewegen, denn gar viele wurden muthlos und hätten gerne wieder die Arbeit aufgenommen. Die Fabrikanten unternahmen es nun selbst, Verhandlungen anzubahnen. Die Arbeiter beharrten standhaft auf ihren Forderungen. Weder Drohungen noch Versprechungen vermochten sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Voll geheimen Ingrimmes fügten sich endlich die Fabrikanten: Ein einziger nur, der reichste von allen, wollte nicht nachgeben. Während in den übrigen Fabriken wieder die Schloten dampften, war es in Ködel's Fabrik öde und leer. Ihr Besitzer wollte sich durchaus in keine Verhandlungen mit seinen Arbeitern einlassen. „Sie müssen zu Kreuze kriechen, sie, sie! Bettelnd müssen sie kommen, soll ich ihnen ihren Troß verzeihen.“ Das war der ständige Spruch des Herrn Ködel. Doch die Arbeiter kamen nicht; sie hungerten, aber sie blieben standhaft.

Eines Abends entstand auf der Straße ein großer Lärm. „Laßt mich, laßt mich“, schrie eine Männerstimme, „ich muß mich rächen an dem Mörder meines Kindes! Mein Kind, mein Kind! Der Hunger hat es getödtet“. Einige Männer liefen durch die Straßen, auf das stattliche Wohngebäude des reichen Ködel zu. Dasselbe war von einem großen Garten umgeben. Eine Seitenthür desselben stand offen, und der vordere der Männer wollte eben in den Garten eindringen, als ihm eine gebieterische Stimme ein „Zurück“ entgegenrief. Es war fast vollständig dunkel, trotzdem ließ sich die blitzende Waffe eines Gendarmen wahrnehmen. „Zurück, Gebert, zurück“, riefen nun auch die Begleiter des verzweifelten Mannes.

Gebert hörte nicht auf den Warnungsruf seiner Freunde, er lief weiter, er betrat den Garten.

„Gebert, Gebert!“ rief eine jugendliche Stimme, „bringe Dich nicht in's Verderben!“

Der so gerufen hatte, faßte den fast besinnungslosen Mann am Arme — in diesem Augenblicke blitzte es auf, ein Knall, ein gellender Schrei, und der besorgte Warner stürzte zu Boden.

„Zurück!“ rief nochmals die Stimme des Gendarmen, der nun mit vorgehaltenem Bajonett vor den erschrockenen Männern stand. Einige derselben ergriffen die Flucht, Gebert aber und noch zwei Kameraden bemühten sich den Getroffenen vom Boden aufzurichten. Der Gendarm trat noch näher und ohne den Menschen auch nur anzublicken, der von seiner Hand vielleicht den Tod gefunden hatte, fragte er die drei Männer um ihren Namen. Zornig richtete sich Gebert empor, seine Stimme glich fast einem Köcheln, was er sagte, blieb für alle unverständlich. Ein einziges Wort nur war deutlicher als die übrigen — es war das Wort: „Mörder!“ Scheu zog sich der Gendarm zurück und die Kameraden des Verwundeten konnten nun mit diesem ungehindert den Garten verlassen. Vorsichtig trugen sie ihn durch die Straße. Der Schein einer Laterne fiel auf sein wachsbleiches Antlitz. Eine schwarze Binde schlang sich um seine Stirne und bedeckte das linke Auge. Der Verwundete war — Anton Jäckel. Sie brachten ihn nach Gebert's Wohnung. Vorsichtig legten sie ihn auf das Bett; doch alle Vorsicht kam zu spät — er war kalt und starr. Die Kugel war ihm durchs Herz gedrungen.

Einige Wochen sind seit diesen Vorgängen zerflossen. In dem kleinen Häuschen am Ende des Ortes Schwarzbach herrscht große Betrübniß. Vor einiger Zeit sind zwei Arbeiter aus L. dort gewesen und haben die Nachricht von Anton's Tod überbracht. Sie erzählten dabei so viel Liebes und Gutes von dem Todten, daß der Schmerz der armen Eltern dadurch etwas gemildert wurde. Als ihnen aber erzählt wurde, in welcher Weise Anton seinen Tod gefunden, daß die Kugel eines Gendarmen ihn hingestreckt, da schrie die Mutter laut auf vor Weh und Schmerz und der Vater stieß ein Lachen aus so wild und grell, wie das Lachen eines Wahnsinnigen.

Seit diesem Tage lag die Frau krank darnieder und der Vater schlich wie ein Schatten im Hause umher. Fast mehr noch als über den Tod seines Sohnes grämte er sich darüber, daß sein zweiter Sohn einem Stande angehörte, unter dem sich der Mörder seines Anton befand.

Eines Tages trat ein Mann in Uniform in das enge Stübchen. Ein freudiger Schreck durchzuckte das franke Weib — ihr Heinrich kam, ihr Sohn. Er sah recht schmuck aus, recht gesund und kräftig.

Der Vater saß auf der Ofenbank, zu ihm trat er zuerst, bot ihm zwei Finger zum Gruße an und sagte: „Muß doch einmal schauen, was Ihr macht“. Dann trat er an das Bett der Mutter, die ihm ihre beiden hageren Arme entgegenstreckte. „Krank?“ fragte er, „na ja, das bringt halt das Alter mit sich. Wie geht's sonst immer?“ „Schlecht“, erwiderte die Kranke und sah dabei nach ihrem Gatten hin, der mit fast finsterner Miene seinen Sohn anstarrte. „Und Dir, wie geht's Dir?“ „Danke, danke!“

antwortete Heinrich, „kann zufrieden sein. Wie Ihr seht, hab' ich's zu etwas gebracht und ich hoffe noch weiter emporzukommen. Bin Postenführer; so weit bringt es nach einer so kurzen Dienstzeit selten einer. Und diese Auszeichnung — er deutete auf ein kleines Kreuzchen an seiner Brust — habe ich vor wenigen Tagen erhalten. Habt vielleicht von dem großen Aufstande in L. gehört. Hab' dort einen von dem rebellischen Arbeitergesindel niedergeknallt.“ —

Weiter kam er nicht. Sein Vater stand vor ihm mit keuchendem Athem, fast blau im Gesicht, alle Adern angeschwollen.

„Brudermörder!“ keuchte er, „Kain, Kain, auf der Stirne sollst Du Dein Brandmal tragen!“ Mit einem Ruck hatte er seinem Sohne das Kreuz von der Brust gerissen und ins Gesicht geschleudert. Dann fiel er vorn über auf den Boden hin; ein heiseres Köcheln noch, ein Zucken, das durch alle Glieder ging, und der unglückliche Vater war von aller Qual und allem Gram befreit. Die furchtbare Aufregung hatte ihn getödtet.

Heinrich wußte im ersten Augenblick nicht, was er thun sollte. Er hätte sich gern davon geschlichen, ein letzter Rest menschlichen Gefühls hielt ihn zurück. Er beugte sich zu seinem Vater nieder und erkannte sofort, daß hier nicht mehr zu helfen sei. Hierauf trat er an das Bett der Mutter; diese lag leichenblaß im Gesicht, mit weit geöffneten Augen da. „Mutter!“ rief Heinrich leise, „Mutter!“

Sie hörte ihn nicht. Er ergriff ihre Hand, sie fühlte sich eiskalt an. Nun wurde ihm bange, er eilte hinaus, um Leute zu holen. Ein Knabe begegnete ihm, dem gab er einige Geldstücke und trug ihm auf, sofort den Arzt zu holen. Der Arzt wohnte eine Stunde von Schwarzbach entfernt. Als er kam, fand er zwei Leichen vor.

Bis zum Begräbnisse seiner Eltern blieb Heinrich in Schwarzbach, dann kehrte er wieder auf seinen Posten zurück. Eine Zeit lang war ihm unheimlich zu Muthe. Er hatte seinen Bruder erschossen — ja, hatte er denn wissen können, daß es sein Bruder war? Und selbst, wenn er es gewußt hätte, wäre es nicht seine Pflicht gewesen, dennoch zu schießen? Er stand im Dienste der Staatsgewalt und mußte thun, was von ihm verlangt wurde. Er mußte seine „Pflicht“ thun, er durfte nichts kennen als diese.

Und Heinrich Jäckel kannte nichts als seine Pflicht, er blieb ein ergebener Diener der herrschenden Klasse. Er kam wirklich noch mehr empor, er wurde Wachtmeister, er bringt es vielleicht noch weiter. Ueber den Tod seines Bruders und seiner Eltern hat sich sein Gewissen beruhigt, und wenn in ihm doch noch hin und wieder eine quälende Erinnerung daran aufsteigt, sofort drängt er sie zurück, indem er sich selbst die Versicherung giebt: „Es war meine Pflicht“.

\*

\*

\*

Gewiß, meine lieben jungen Freunde, hättet Ihr lieber eine heitere Geschichte gehört, eine schönere als die, die ich Euch soeben erzählt habe. Doch es ist eine Geschichte aus dem Leben, und wenn Ihr einmal älter sein und das Leben besser kennen werdet, wird es Euch gar bald klar werden, daß sich auf Erden viel mehr Trauriges als Erheiterndes zuträgt.

Ihr fragt, woher das kommt?

Die erzählte Geschichte giebt Euch ein kleines Beispiel. Seht, es giebt auf Erden gute, treue, uneigennütige Menschen, die nicht immer auf ihren eigenen Vortheil bedacht sind. Es giebt aber auch Menschen, die nichts, gar nichts lieben als sich selbst, die kein Mitleid gegen ihre Nebenmenschen kennen, die nichts schonen, was sie in ihrem eigenen Wohlbefinden stören könnte.

Unsere kleine Geschichte erzählt Euch von zwei solchen Menschen.

Welch ein Gegensatz zwischen Heinrich und Anton!

Heinrich quälte in seiner Jugend schon seine Kameraden, als Knabe schon war er herzlos und selbstsüchtig. Und als er erwachsen war, da begab er sich in den Dienst der Mächtigen. Er dachte nicht an Eltern und Bruder, er dachte nicht daran, daß er selbst der Sohn eines armen Mannes sei, er dachte nur an sein „Fortkommen“. Und so eifrig war er im Dienste seiner Brodgeber, daß er seinen eigenen Bruder tödtete. Freilich wußte er nicht, wen seine Kugel treffe. Doch auch dann, wenn sie einen Anderen getroffen hätte, wäre es nicht auch sein Bruder gewesen? Sind nicht alle Menschen Brüder?

Oh gewiß! Aber ach! Die Menschen haben dies längst vergessen. Vornehmlich die Reichen und Mächtigen wollen nichts wissen von Brüderlichkeit. Sie sehen in dem Armen nicht ihren Bruder, sondern ihren Knecht. Sie sehen es nicht, wie viel Schweiß und Herzblut ihr Wohlbefinden Anderen kostet, sie werden auch niemals eine Aenderung der jetzigen Zustände wünschen. Und deshalb will ich Euch dieselbe Mahnung zurufen, die der Redner in der Versammlung in L— an seine Zuhörer am Schlusse seiner Rede ergehen ließ: „Ihr Armen haltet zusammen in Liebe und Eintracht!“



## Urashima.

Ein japanisches Märchen. Nacherzählt von Maë Dera.

Vor langer Zeit lebte an der japanischen Seeküste ein junger Fischer Namens Urashima, er war ein liebenswürdiger Jüngling und gar geschickt in seinem Handwerk.

Eines Tages saß er in seinem kleinen Boote, um zu fischen, doch anstatt eines Fisches zog er eine kleine Schildkröte an der Angelschnur in die Höhe. Nun muß ich Euch etwas mittheilen, was Ihr vielleicht noch nicht wißt — und zwar, daß es Schildkröten giebt, die tausend Jahre leben — wenigstens kommt das bei japanischen Schildkröten häufig vor. „Ach was!“ sagte sich Urashima, „ein Fisch thut's auch für mich, warum sollte ich diese arme Schildkröte tödten, das arme Thier kann sich so vielleicht noch 999 Jahre seines Daseins freuen! Nein, nein, ich werde nicht so grausam sein.“ Und mit diesen Worten warf er die Schildkröte wieder ins Wasser.

Die Sonne brannte sehr heiß hernieder, so daß Urashima müde wurde und einschlief. Kurz nachdem er eingeschlafen war, tauchte ein wunderschönes, junges Mädchen über den Wellen auf und stieg ins Boot. Als Urashima die Augen öffnete, sagte es zu ihm gar freundlich: „Ich bin die Tochter des Meergottes und lebe mit meinem Vater in dem Drachenspalast unten am Meeresgrund. Es war keine Schildkröte, die Du vorher gefangen hattest und der Du in so freundlicher Weise das Leben geschenkt hast; ich war es selbst. Mein Vater, der Meergott, hatte mich auf die Oberfläche geschickt, um Dich zu prüfen, ob Du gut oder böse seiest. Wir haben uns jetzt überzeugt, daß Du ein guter, braver Mensch bist, der die Grausamkeit haßt; und so bin ich nun da, um Dich zu uns zu holen. Du kannst mich heirathen, wenn Du willst, und wir können tausend Jahre glücklich mit einander leben da unter den blauen Wogen im Drachenspalaste meines Vaters.“

Urashima willigte freudig ein. Dann nahm die Seejungfrau ein Ruder und er das andere und rasch durchschnitten sie die im Sonnenschein blühende Fluth. Sie ruderten lange, lange, bis sie zu dem Drachenspalast kamen, wo der Seegott hauste und er als König über die Drachen, Schildkröten, Fische und das übrige Seevölk herrschte.

Mein lieber Himmel, was war das für ein herrlicher Palast! Die Wände waren aus Korallen gebildet, die Blätter der Bäume aus hellfunkelnden Smaragden und die Früchte daran aus Rubinen, Perlen

und Saphiren. Alles glänzte von Gold und Silber. Denkt Euch alles Werthvolle, Herrliche, das Ihr je gesehen habt, an einem Platz vereinigt, und dann werdet Ihr Euch ungefähr einen Begriff machen können, wie schön und großartig dieser Palast war. Und all diese Herrlichkeiten gehörten jetzt auch Urashima, war er ja der Mann der lieblichen Drachenprinzessin geworden!

So lebten sie nun schon drei volle Jahre glücklich und zufrieden miteinander. Jeden Tag ergingen sie sich unter den herrlichen von Edelsteinen blühenden Bäumen des Gartens und erfreuten sich an dem prächtigen Anblick all dieser Kostbarkeiten.

Eines Tages überkam Urashima die Sehnsucht nach seiner Heimath und der Wunsch Eltern und Geschwister wieder sehen zu wollen, wurde so lebhaft in ihm, daß er nicht weiter an sich halten konnte und seiner Frau davon Mittheilung machte. Ich bin sehr glücklich hier, aber dennoch sehne ich mich darnach, meine Heimath, Vater, Mutter und Geschwister wieder zu sehen. Laßt mich nur für ein Weilchen fortgehen, bald will ich wiederkommen. „Ach! geht nicht von hinnen,“ flehte die Prinzessin, „ich fürchte, es geschieht etwas Schreckliches. Aber wenn Ihr durchaus darauf besteht, so giebt es kein Mittel dagegen, und ich will Euch dazu verhelfen. Da nehmt diese Schachtel, gebt recht acht darauf, öffnet sie ja nicht, denn wenn Ihr es thut, so findet Ihr den Weg hierher nie und nimmer zurück.“

Urashima versprach alles zu befolgen, was die Prinzessin ihm auftrug, nahm Abschied, stieg ins Boot und landete glücklich in seiner Heimath.

Aber, was war geschehen, seit er fortgegangen war? Wo war seines Vaters Hütte hin verschwunden? Was war aus dem Dorfe geworden, wo er seine Jugend verlebt hatte? Die Berge standen noch wie ehemals, die Bäume waren gefällt, unter deren Schatten er oft gewesen war, das Bächlein, das ehemals an seines Vaters Gut vorbeigerauscht war, floß auch jetzt noch. Alles kam ihm fremd vor und auffallend, daß sich alles in so kurzem Zeitraum verändert haben sollte.

„Könnt Ihr mir nicht sagen,“ fragte er einen vorbeikommenden Mann, „was aus Urashima's Hütte geworden ist, die noch vor kurzem hier stand?“

„Urashima ist vor vierhundert Jahren ertrunken und seine Eltern und Geschwister und deren Kindeskinde längst, längst todt. Das ist eine alte, alte Geschichte. Wie könnt Ihr so närrisch sein, nach seiner Hütte zu fragen, schon mehr als hundert Jahre liegt sie in Schutt und Asche.“

Plötzlich fuhr es Urashima wie ein Blitz durch den Sinn und er dachte, daß der Drachenpalast unten am Meeresgrund mit seinen Korallenwänden, mit seinen Edelsteinfrüchten, mit seinen Gold- und Silberschätzen wohl das Feenland sein müsse und „daß dort unten ein Tag wohl so lange ist, wie ein Jahr auf der Erde“, so daß die vermeintlichen drei Jahre, die Urashima dort gelebt hatte, wohl viele Hunderte von Jahren gewesen sein mögen. Wohl war es nun, da alle seine Verwandten und Freunde todt waren, da selbst das Dorf nicht mehr bestand, darin er aufgewachsen war, nicht der Mühe werth zu verweilen, und Urashima hatte es nun sehr eilig wieder zu seiner Frau, der Drachenprinzessin am Meeresgrunde, zurückzukehren. Aber wo ging der Weg dahin? Er konnte ihn nicht wieder finden, und keiner konnte ihn Urashima zeigen.

„Vielleicht,“ dachte er, „kann ich den Weg finden, wenn ich die Schachtel öffne, die mir meine Frau gegeben hat.“ Er vergaß das strenge Verbot, die Schachtel zu öffnen. Als er sie geöffnet, kam nichts heraus als eine weiße Rauchsäule, die Alles einhüllte und einige Momente Alles seinen Blicken verbarg. Dann stieg sie langsam über die Meereswogen in die Lüfte. Da erinnerte sich Urashima an die Worte seiner Frau, daß er den Weg zu ihr nie und nimmer werde finden können, wenn er die Schachtel öffnen würde. Mit einem Male wurden Urashima's Haare weiß wie Schnee, sein Gesicht bedeckte sich mit Runzeln und sein Rücken war gekrümmt wie der eines Greises, sein Athem ging schwerer und schwerer und er fiel hin und war todt.

Armer Urashima! So hat er den Weg in den Drachenpalast mit den Korallenwänden und den Bäumen mit den Edelsteinfrüchten und den Smaragdblättern, mit den Gold- und Silberschätzen, wo seine liebe Frau wohnt, nie und nimmer wieder gefunden!!!



## Bilder aus der Hausindustrie in Thüringen.

Von Professor Dr. Emanuel Hans Sax.

Zusammengestellt von Emma Adler.

Das Meininger Oberland ist das Eldorado der Kinderwelt; hier wird das herrliche Spielzeug geschaffen, womit unsere Kleinen in Hütten und Palästen spielen, hier regen sich tausend fleißige Hände, um aus Holz und Glas, aus Papier und Porzellan, aus Marmor und unedlem Gestein die niedlichsten Säckelchen zu erzeugen, welche als Freudenbringer überall hindringen, wo es Kinder giebt. Das Meininger Oberland und seine wackeren Bewohner setzen recht eigentlich ihren Beruf darin, für unsere Jugend zu sorgen; schmücken sie uns den Weihnachtsbaum, so vergessen sie darum nicht die Prosa der bürgerlichen Existenz, indem sie uns Schiefertafel und Griffel liefern, als Mittelding zwischen Spiel und Ernst.

Die Schiefertafel und der Griffel sind sehr gesuchte Gegenstände, sie gehören zum Sortimente der Spielwaarenhändler, und es muß jeder Sendung Spielwaaren eine größere oder kleinere Anzahl davon beige packt werden.

Gehen wir das Grünthal in Sonneberg hinauf, die Rötten entlang, schiebt sich uns bald ein breiter Berg entgegen. Wir verlassen die Straße und folgen durch Tannen und Fichten sanft ansteigend dem Waldweg, mitten durch die frische, thauige Natur. Sodann senkt sich gemach unser Pfad, in leiser Krümmung durch die Thalschlucht führend, bis plötzlich bei einer scharfen Biegung das freundlichste Thal sich unseren Blicken zeigt. Wir sind in Steinach, dem Hauptsitze der Schachtelmacher und der Griffelmacher; eine Viertelstunde seitlich vom Ort ist der Zellberg mit den ältesten und noch immer ergiebigsten Schieferbrüchen.

Besuchen wir die Leute auf ihrem Bruch, sehen wir zu, wie sie sich dort eingerichtet! Ein kurzer Marsch durch Wiese und Gehölz bringt uns nach dem nächstgelegenen Bruch „am Steinbächlein“. Ein paar zerlumpte Hütten über Berg und Halde verstreut, dazwischen lungernde Kinder, die vom Schmutze starren, so präsentiert sich auf den ersten Blick die Kolonie. Wir treten in die nächste Hütte ein. Ein furchtbarer Staub benimmt uns den Athem. Vater und Sohn sägen den Griffelstein. Beide nicht menschenähnlich von Aussehen, die Hose aus zehnerlei Fäden harlekinmäßig zusammengeflickt, das Hemd zerrissen; Schweiß läuft ihnen über Stirn und Nacken, Griffelstaub legt sich darin und bildet dicke Krusten. Warum, ihr Leute, öffnet ihr nicht das Fenster? Weil der Stein keinen

Wind verträgt, darum muß die Hütte verschlossen sein, darum dürfen Thür und Fenster niemals offen stehen! Aber der Wind dringt dennoch durch, denn überall klaffen die Wände von fingerbreiten Fugen, oft giebt es faustdicke Löcher, die sind dann mit Kleiderseken dürftig verstopft. In der Ecke steht die massige Durchstoßmaschine — wird denn die Hütte die Erschütterung aushalten, wird sie nicht zusammenstürzen, wenn die Arbeit beginnt?

In der zweiten Hütte ein anderes Bild. Der Vater sitzt vor dem Spaltstock und spaltet die Griffelscheibchen, ein Junge rafft die Griffel vom Boden auf und trägt sie an die Maschine. Dort steht auf einem Holzblock — er reichte sonst nicht hinan — ein Knabe und tritt und drückt und stößt die Griffel durch. Nun sind die Scheibchen zerspellt, der Vater erhebt sich, klemmt einen tüchtigen Stein in den Schneidstock, ruft seine Frau herbei, und es beginnt das Sägen, wie drüben beim Nachbar; Gekreisch der Säge und Rasseln der Durchstoßmaschine geben eine gute Harmonie. So geht es fort, Hütte bei Hütte, überall dieselbe unerfreuliche Arbeit, derselbe todtbringende Qualm!

Diese Hütten! Die meisten 1 m 60 cm bis 1 m 80 cm hoch, 2—2½ m breit und 2½—3 m lang. Von elf Hütten, die ich ausmaß, bloß eine einzige über 2 m hoch! Darin arbeiten 3—5 Personen! Man kann sich nicht umwenden. 20 cbm werden in den Lehrbüchern der Hygiene gewöhnlich als Minimum des Luftraums für den Einzelnen angegeben — genügende Lüftung vorausgesetzt. Hier, bei den Griffelmachern ist es ein besonders günstiges Verhältniß, wenn der Gesamteinhalt der Hütte diese Ziffer erreicht. Da ist es denn die Durchdringlichkeit und Schadhaftheit der Hüttenwandung, was die Leute vor dem Ersticken wahr. Die Wände aus Fachwerk, mit Lehm und Griffelkoth ausgefüllt, mit Stroh und Binsen verdeckt; die Fenster mit zer Schlagenen Scheiben, welche mit Holzspähnen reparirt sind. Die Träger vom Holzwurm angefressen. Der Boden, selten mit Spuren von Dielung, zumeist die nackte Erde, voll Unebenheiten, hier ein Hügel von festgetretenem Griffelstaub, dort eine Vertiefung, mitunter absichtlich gehöhlt, um dem Jungen beim Sägen einen besseren Stand zu geben. Die ganze Hütte nicht selten windschief, wie durch ein Wunder zusammengehalten. Und was soll der Ofen im Winkel? Es wird doch nicht zur Winterszeit in der Hütte gearbeitet! Ja wohl, auch im Winter; „weil unsere Arbeit einen furchtbaren Mist giebt, wollt' uns im Dorf keiner mehr aufnehmen“.

Von den 132 Genossenschaftlern in Steinach sind nur 64 mit Hausbesitz angemessen, die anderen müssen zur Miethe wohnen. Man wohnt

aber nirgends enger als in Steinach. „Bildung und Gesittung leiden unter dem Drucke der Armuth unserer Leute in hohem Maße. Es ist dies besonders insofern der Fall, als die Zahl der vorhandenen Wohnungen in ungünstigem Verhältniß zur Zahl der anwachsenden Bevölkerung steht und die Mittel zu Neubauten oder auch nur zur Miethe eines gerade leerstehenden Zimmers für sich allein der Mehrzahl der Familien fehlen. Daher wohnen in vielen Zimmern 2, in manchen 3 und 4 (!) Parteien zusammen. Dies durch die Armuth bedingte Zusammenwohnen ist ein Herd von tausend Uebeln, der Krebschaden unseres Ortes überhaupt. Es zerstört den Familiensinn, es ruft hervor oder nährt Zwietracht, Ausbrüche der Rohheit, Unzucht und viel anderes Elend. Verderblich ist es vor allem für die heranwachsende Jugend.“

Die Arbeitstheilung in den Familien der Griffelmacher erfolgt derart, daß der Vater die eigentliche Brucharbeit verrichtet, woran er wöchentlich 2—3 Tage setzt; außerdem behaut er den Stein, sägt ihn und zerspaltet ihn in Griffel. Das Kunden, Sortiren, Papieren und Malen, sowie das Spitzen ist Sache von Frau und Kind. Auch beim Griffelmacher muß alles mithelfen, bis zum unmündigen Kind herab steckt alles in demselben Schmutz und Staub wie der Vater. Selten wird der Griffelarbeiter über 40 bis 50 Jahre alt und wäre nicht die abwechselnde gesunde Arbeit auf dem Bruch, er erlebte nicht das dreißigste. Wöchentlich fertigt die Griffelmacher-Familie 12—15 000 Stück Griffel an, von ihrem Erlöse hängt Einkommen und Wohlbefinden ab. Der Griffelpreis schwankt beständig; er sank bisweilen unter 35 Pfg. für das Tausend und erhob sich selten dauernd über 48 Pfg., fast immer herrschte Noth und Elend unter den Arbeitern.

Will man die Lage des Tafelmachers wissen, so muß man sich das Schlimme des Holzarbeiters und des Griffelmachers verbunden denken und einige eigenthümliche Leiden hinzufügen. Die Verarbeitung des Schiefers ist beim Tafelmacher ungleich gefährlicher als beim Griffler; er hat mindestens ebenso viel Staub einzuathmen und entbehrt der Abwechslung mit gesunder Arbeit. Beobachten wir ihn und seine Familie am Werk, das wird uns am raschesten die Sachlage klar machen. Wir besuchen einen der besseren Tafelmacher in Gräfenthal und finden ihn in einem hölzernen Anbau, der Schabhütte, wohin er sich gesetzt hat, um mehr in der Luft zu sein. Die Schabhütte ist ein unregelmäßiger Bretterverschlag von zwei Spannen Eingangsbreite und 1 m 80 cm Länge; nebenan Schweinekoben mit Stopfstrog und Mistgrube. In dieser Luft sitzt gelb und verfallen, zerlumpt und halb nackt, mit einer alten Soldatenmütze auf dem Kopf, unser Meister an der Schabebank. Mit stahlplattirtem Schabemeißel fährt er rasch über die Schieferplatten und

schabt und glättet sie, mit vorgebeugtem Oberkörper so recht den abspringenden Schieferstaub einathmend. Das ist seine Arbeit 4—5 Tage in der Woche, täglich 18 Stunden, die übrigen Tage braucht er zum Tafelrahmen. Die abgeschabte Tafel wird mittels eines allerprimitivsten Instrumentes zurecht geschnitten und dann der Frau überlassen. Die sitzt auf einem Stuhl und hat vor sich die Reibebank geneigt stehen, damit das schmutzige Wasser abfließt; unter beständiger Anfeuchtung wird hier die Tafel mittels Sandsteins glatt gerieben und blank gemacht. Neben der Reibebank ist ein Tisch, worauf das Mädchen die Rahmen in Häuschen zu je einem Schock aufsetzt; die werden dann auf den Kachelofen gestellt oder auf den Trockenrahmen, so daß sie bis zur Decke hinaufreichen; auf dem Kaminsims und in der Röhre trocknet das rohe Holz, bevor es durch Hobeln, Nuthen u. s. f. zu Tafelrahmen gestaltet wird. Das alles giebt einen unerträglichen Dunst, Fenster und Thüre bleiben aber ängstlich verschlossen, es muß ja im Zimmer heiß sein, sonst trocknet das Holz nicht rasch genug. An der Wand steht die Hobelbank; der Boden ist mit Hobelspähnen und Schabeschmutz über und über bedeckt. Drei bis vier hölzerne Stühle, eine Ofenbank, die um den Tisch herum läuft, und ein Paar Betten: das ist so ziemlich ihre Einrichtung. Wöchentlich werden etwa 6 Schock Tafeln fertig, wofür man 18 bis 20 Mark erhält. Für das Schock Schweizerstiefer Nr. 4 zahlt unser Meister 2 Mk. 40 Pf., so daß ihm von dem Erlöse vielleicht 3 Mk. 60 Pf. bis 5 Mk. 60 Pf. verbleiben, Holz und anderer Aufwand nicht gerechnet! „Sonneberg und Nürnberg liefern zu so billigen Preisen, daß Einkauf von Lehestener Tafeln nur zu Preisen möglich ist, bei welchen ein fleißiger Arbeiter nicht mehr als 1 Mk. täglich verdient und das Holz zu den Rahmen unentgeltlich bekommen muß.“ (Bericht der Direktion der Herzoglichen Schieferbrüche bei Lehesten.) Der Leser begreift, was mit dieser „unentgeltlichen“ Holzabgabe gemeint sein kann; thatsächlich hat keiner der Kaufleute, mit denen ich über die Gestehungskosten der Tafeln sprach, jemals das Holz mit in Anschlag gebracht, so sehr nimmt man an, daß es gestohlen wird. Nach einer anderen Angabe in den Akten muß ein Tafelmacher 18 Stunden arbeiten, „um sich 50 Pfennige innerhalb dieser Zeit zu verdienen“, und diese Angabe scheint nach unserer Erfahrung das Richtige zu treffen.

Die hausarbeitenden Tafelmacher sind arm und selten im Stande, das Rohmaterial aus eigenen Mitteln zu kaufen, sie bekommen vom Kaufmann den nöthigen Vorschuß für Holz und Schiefer. Bei der Ablieferung werden die Vorschüsse ratenweise abgezogen, „gekürzt“, die Leute können nicht alles abtragen und haben sich sämmtlich eine „hübsche Schuldenlast“ an den Hals geschafft, wie mir ein Großhändler versicherte.

Der Transport der Roh tafeln geschieht in der Regel durch die Frauen und Mädchen, die schleppen den Stein vom Bergwerk nach Haus.\*) Sie laden  $1\frac{1}{2}$ —2 Schock Tafelsteine in Körben von 50—60 Kilogramm und müssen damit öfters zweimal den Berg hinauf und zweimal hinunter feuchen. „Sie dampfen im Winter,“ sagte mir Physikus Dr. Kühner, „wie ein röhrendämpfiges Pferd, man hört sie schon von Weitem; sie sind in Schweiß gebadet und müssen sich in den Schnee setzen, um auszurufen; davon zahllose Entzündungen der Lunge, die chronisch werden und mit Phthisis enden.“ Die Frauen laden alle so, daß die Last mehr nach vorn zu liegen kommt, weil sie dadurch ein „schöneres Tragen“ haben; die Last, gleichmäßiger vertheilt im Korbe, möchte die Frau beim Bergsteigen nach rückwärts ziehen. Diese Art des Transportes ist eine unerschöpfliche Quelle von Brust- und Magenleiden, es wird den Leuten die Brust ganz eingedrückt. Einer eigenthümlichen Erkrankung unterliegen die Linierer. Das Linieren der Tafeln geschieht derart, daß man zunächst die Tafel schwärzt, sodann die Linien mit einem Eisenstifte zieht und rothe Farbe aufträgt. Sobald die Farbe trocken geworden, wäscht man die Tafel ab, das Eingetragene aber bleibt in den Ritzen sitzen. Die Farbe besteht aus Mennige und ist mit Terpentinöl verfest; durch die Mennige entsteht Bleivergiftung, die sich in abscheulichen Ausschlägen äußert. Zugleich wirkt der scharfe Geruch des Terpentins.

Die Tafelindustrie ist eine traurige Industrie, traurig wie der Boden, dem sie entwächst. „Alle Höhen, auf welchen im deutschen Reiche Schiefer gewonnen wird, sind rauh und unfruchtbar. Der Boden liefert seinen Bewohnern fast nur Gestein, durch dessen Bearbeitung letztere ihr Brot erlangen. In schwerem Kampf gegen die Unbilden des Klimas mit mühevoller Arbeit verbringen sie ihr Leben in Armuth.“ Düstern schauen die Dörfer aus, niedere Häuschen in blau-schwarzem Schuppengewand, schiefergepanzert vom First bis zur Sohle, um Wind und Wetter abzuwehren. Wo nur die Männer hinwegschwunden sind! Wir finden sie nicht im Dorf, sie sind zumeist auf den Schieferbrüchen als Lohnarbeiter thätig. Folgen wir ihnen für einen Augenblick dahin, wir werden dort manchem vormaligen Tafelmachermeister begegnen und so mancher wird noch in

\*) „Das Weib ist auf dem Wald wie das Kameel in der Wüste. Ueber die Berge Lasten tragen, daheim rastlos arbeiten und wühlen, das wechselnde Geschick und die Launen, oft die Faust des Mannes dulden und die Kinder aufopfernd großziehen, das ist des Weibes Loos; denn der Mann weiß nur im Kopf, daß die Frau ihm gleichwürdig ist, in der Praxis behandelt und belastet er sie als dienendes Wesen, daher hier die blühende weibliche Jugend, sobald sie zur Ehe geschritten, durch Mühen und Kinder bald altert.“ Brückner, Landeskunde des Herzogthums Sachsen-Meiningen.

Zukunft Schabemeißel mit der Spizhaue vertauschen und die Zahl der Schieferbrucharbeiter vermehren helfen.

Der geförderte Schiefer wird in die Spalthütten geschafft und dort von den Hüttenarbeitern gespalten und nach Schablonen zugeschnitten; das ist der ganze Vorgang.

Die Arbeiter in den Spalthütten leiden vom Schieferstaub und von dem entsetzlichen Zug, der in diesen frei liegenden und von zwei Seiten offenen Hallen herrscht; das ist um so gefährlicher, weil viele Arbeiter große Strecken Weges zurückgelegt haben und ganz erhitzt in die Spalthütten gelangen. Im Winter arbeiten sie in denselben offenen, unheizbaren Räumen auf Bergeshöhe, immer wieder den kalten Stein und das kalte Eisen anfassend. Die Arbeiter aus Buchbach, Kehlbach, Lobenstein, Reichmannsdorf u. s. w. haben bis zu 4 Stunden in ihr heimatliches Dorf und bleiben deshalb die Woche über auf dem Bruch. Sie kommen am Montag und kehren am Sonnabend zu ihrer Familie zurück. Es giebt auf den herzoglichen Schieferbrüchen bei Lehesten 2 Arbeiterzimmer, mit je vier langen Tischen und herumlaufenden Bänken; das sind zugleich die Speisefäle und Schlafräume. Auf mehrstufiger Treppe steigt man zu einer galleriemäßig angebrachten Pritsche von halber Manneshöhe, welche 20 gedrängte Lagerplätze enthält. Ein Strohsack, ein altes Wams oder eine zerrissene Hose als Kopfpfuhl und eine wollene Decke bilden die Ausrüstung. Im Winter, besonders bei schlechter Witterung, bleiben oft über 100 Leute auf dem Bruch und weil es nur 40 Schlafstellen giebt, so strecken die meisten ihre Glieder auf den Holzbänken und dem Fußboden. Zwischen den beiden Arbeiterzimmern befindet sich die Kantinenwirthschaft des Hausmeisters. Jeder Arbeiter bringt seinen Topf mit Kartoffeln oder trockenem Gemüse (Hülsenfrüchten) und zahlt für das Kochen einen Pfennig für den Topf; denen aus den nahen Ortschaften wird das Essen von ihren Frauen täglich auf den Bruch gebracht. In den Sälen gedrängt, halten sie ihr Mahl; bei mildem Wetter ruhen sie im Freien auf den Halben, ein schräges Brettchen oder einen Schieferstein unter das Haupt geschoben, und die Sonne mit ihrem Licht überstrahlt die müden Gestalten.

\* \* \*

Die Zündhölzchen-Industrie in Neustadt am Rennsteig ist bald nach Erfindung des Phosphorzündhölzchens (um das Jahr 1833) an die Stelle der älteren Zündschwamm-Industrie des Ortes getreten. Ein Arbeiter, Namens Schmidt, brachte die Erfindung aus einer Zündhölzchen-Fabrik in Berlin, wo er mehrere Jahre gearbeitet hatte, nach Neustadt und betrieb dort das Geschäft zuerst allein, bis er langsam Nachfolger fand,

und heute beschäftigt sich nur noch eine Familie mit der Erzeugung von Zündschwamm, die anderen sind alle zur Fabrikation der Phosphorhölzchen übergegangen. Dieses Gewerbe ist in der That fast allein herrschend im Ort, wenn man etwa von den üblichen Handelsgewerben absieht. Die Neustädter Industrie ist übrigens nicht leicht zu verkennen. Schon auf geraume Entfernung hin macht sie sich bemerkbar, man fühlt sofort, daß man in den Dunstkreis von Phosphor und Schwefel tritt; ein rauher Wind trägt einem den widrigen, knoblauchartigen Geruch weit entgegen aus dem Dorfe, das hoch und ungeschützt auf waldlosem Bergesrücken liegt. Durchschreitet man den Ort, so wächst der Geruch immer lästiger, und man denkt nicht ohne Bangen an die Atmosphäre im Innern der Häuser, die dürftig und kahl zu beiden Seiten der Straße stehen.

Die Erzeugung der Zündhölzer wird in Neustadt a. N. fast durchwegs als Hausgewerbe auf der niedrigsten Stufenleiter betrieben. Außerdem gab es in Neustadt und zwei anderen Orten des Herzogthums Sachsen-Meiningen 5 „Großbetriebe“ oder Fabriken mit zusammen 41 Arbeitern. Sämmtliche Arbeiter waren mit der Verarbeitung des gewöhnlichen gelben Phosphors beschäftigt, nur in einer Fabrik hatten 13 Arbeiter zeitweise auch mit rothem, amorphem Phosphor zu thun. Letzterer, der aus dem hellgelben, auch als weiß bezeichneten Phosphor durch längeres Erhitzen dargestellt wird, ist für den menschlichen Organismus durchaus unschädlich, im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Phosphor, der bekanntlich schon in den kleinsten Mengen als heftiges Gift wirkt; er ist auch weniger leicht entzündlich als der gelbe Phosphor, riecht nicht nach Knoblauch und leuchtet nicht im Dunkeln. Man verwendet den rothen Phosphor zur Erzeugung der sogenannten schwedischen oder Sicherheits-Zündhölzchen, welche sich nur an besonders zubereiteten Reibflächen entzünden; dieser Fabrikationszweig ist für die Gesundheit des Arbeiters ganz unbedenklich, hingegen bedroht die Herstellung der gewöhnlichen, an jeder rauhen Fläche entzündlichen Streichhölzchen, zu denen gelber Phosphor genommen wird, Gesundheit und Leben des Arbeiters mit den allergrößten Gefahren.

„Das große Gebiet der Gewerbekrankheiten,“ sagt Dr. Custer in seinem faßlichen Schriftchen über die Phosphorzündhölzchenfrage, „ist durch die Phosphorzündholz-Industrie in trauriger Weise erweitert worden. Es stellten sich bei einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Arbeitern, welche mit derselben beschäftigt waren, Zeichen von Erkrankungen ein, welche, zuerst räthselhaft, bald auf Vergiftung durch das verwendete Material hindeuteten, und wegen ihrer Besonderheit rasch große Aufmerksamkeit der Aerzte erregten. Namentlich waren es die Fälle von Knochenerkrankung des Gesichtes, Entzündung, Vereiterung, Jauchung und brandiges, nekrotisches Absterben des Ober- und

Unterkiefers, welche in Phosphorzündholz-Fabriken immer zahlreichere Opfer forderten. Man hat diese charakteristische Gewerbekrankheit der eigenartigen Ursache halber mit dem Namen Phosphornekrose — Kieferbrand — bezeichnet. Sie ist unter dieser Bezeichnung infolge des großen Interesses, welches Medizin, Gesundheitspflege und Humanität ihr als erschreckender, neuer Erscheinung im Industriefache entgegenbrachten, bekannt und geläufig geworden.“

Diese fürchterliche Krankheit, von deren Scheußlichkeit sich Niemand eine Vorstellung machen kann, wer sie nicht selbst gesehen, ist wohl die auffälligste, aber lange nicht die einzige Form, in welcher sich die Vergiftung des menschlichen Organismus durch die Einwirkungen des verdunstenden Phosphors geltend macht. Die Arbeiter in Zündholzfabriken leiden neben dieser äußeren oder chirurgischen Krankheit der Gesichtsknochen infolge der Giftdämpfe auch an schleichenden und akuten Lungen- und Magenübeln, an Athem- und Verdauungsbeschwerden. „Es tritt Abmagerung und eine Art von Fehrfieber ein, manchmal kommt es zu schmerzhafter Anschwellung der Gelenke, die Kräfte schwinden immer mehr und in kürzerer oder längerer Zeit erfolgt der Tod. Einzelne werden in direktem Zusammenhang mit der Knocheneiterung im Gesicht an Hirnleiden nach unsäglichen Schmerzen dahingerafft. Die Phosphorkrankheiten liefern Beiträge zu den allertraurigsten Bildern in der menschlichen Passionsgeschichte.“ (Dr. Custer.)

Die Phosphorkrankheiten entstehen durch das Einathmen der Phosphordämpfe, zum Theil auch durch die sonstige Einverleibung des Giftstoffs in den Körper des Arbeiters. Es ist also die Entwicklung der Dämpfe zu verringern und, weil dies nur selten möglich sein wird, der einmal entstandene Dunst stets fort und vollkommen ins Freie abzuführen, ohne daß er die Athmungsluft verderben kann; ferner muß für Reinhaltung des Körpers (und selbstverständlich der Speisen) von Phosphorstaub gesorgt werden. Diesen Bedingungen kann offenbar in der Hausindustrie niemals entsprochen werden. Hier besteht kein besonderer Arbeitsraum, es ist das Heim, der Wohnungsraum selbst, wo auch alle gewerbliche Thätigkeit sich abspielt. Betreten wir einmal die Werk- und Lebensstätte des hausindustriellen Zündhölzchenmachers! Indem wir die Thüre öffnen und auf den Flur treten, dringt uns schon ein unerfreulicher Qualm der verschiedensten Gerüche entgegen: Von scharfen Gasen, die der Schwefelpfanne entsteigen, von Phosphordunst, der alle Räume durchsetzt und — von Speisen, die für den Mittagstisch bereitet werden auf demselben Herde, der gewöhnlich auch als Schwefelofen und Phosphorofen dient. Mitunter trifft man in der Küche alle drei Pfannen zugleich in Thätigkeit und einträchtig steigen die Dämpfe empor, nur langsam sich zum Schlot hinaus verziehend! In anderen Fällen wird der Kochherd nur für den Schwefel mitbenutzt, die

Zündmasse hingegen in der Arbeitsstube bereitet, die wir jetzt betreten. Eine unathembare, widerliche Stieluft umgiebt uns, in der wir kaum einen Schritt vorwärts thun können, ohne die ernstlichsten Uebelkeiten zu verspüren. Die Fenster sind wohl verschlossen, müssen es vielleicht auch sein, um die Wärme zu halten, welche zum Trocknen der Phosphorhölzchen nöthig ist, die auf Rahmen den oberen Theil der Stube füllen. Am Arbeitstisch wird fleißig getunkt; die Masse darf hierbei nicht erkalten, weil sie — der Billigkeit wegen — nicht mit Gummi, sondern mit thierischem Leim versehen ist, und so dampfte sie immer fort, verderbenschwangere Dünste entsendend. An einem anderen Tische und auf dem Boden der Stube sind Kinder mit Ausnehmen und Einfassen der Zündhölzchen in Patronen beschäftigt, während ein älteres Mitglied der Arbeitsgemeinschaft das Packen und Zukleben der Schachteln besorgt. Es sind auch fremde Kinder darunter von 8 und 9 Jahren, sie sind alle aus dem Ort und arbeiten im Geding; für 12 Schachteln zu 50 Patronen bekommen sie 10 Pfennige, in der Zeit von 2 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Abends können sie es auf 2 $\frac{1}{2}$  Groschen bringen. Das Schicksal dieser Kleinen, aber auch der eigenen Kinder, ist besonders hart. Schon mit 6 Jahren und noch früher werden sie zur Arbeit herangebracht, von der sie fortan nicht mehr loskommen sollen. Daneben geht der Schulbesuch, der im ersten Jahr eine Stunde, in den folgenden drei Jahren vier Stunden und in den letzten vier Jahren sechs Stunden täglich beansprucht; daß den abgerackerten Kleinen nicht allzuviel beizubringen ist, läßt sich leicht denken. „Es sind welche dabei,“ sagte mir der Oberlehrer, „wenn sie eine halbe Stunde in der Schule sind, schlafen sie vor Müdigkeit ein, denn sie müssen schon vor Beginn des Unterrichtes zu Hause arbeiten. Länger als die erste halbe Stunde kann man die Kleinen nicht aufmerksam erhalten, dann gerathen sie in einen schläfrigen Dusel, den sie nicht bezwingen können.“

Es sind auch Fälle besonders roher Behandlung von Kindern zu verzeichnen. So wurden im Winter vor meinem Besuche 9 oder 10 Kinder im Alter zwischen neun und vierzehn Jahren bei einem „Fabrikanten“ von Sonnabend Mittag 12 Uhr bis Sonntag früh um 2 Uhr an der Arbeit zurückgehalten; dann wurde die Thüre „abgeschnappt“ (zugeriegelt) und den Kindern 2 Stunden Ruhe vergönnt. Um 4 Uhr früh mußten sie wieder antreten und fortarbeiten bis 8 Uhr, wie die Einen aussagten, bis zum Kirchenbesuch (10 Uhr), wie die Anderen bezeugten, während einige noch während des Gottesdienstes zurückgehalten wurden. Schultheiß und Lehrer, die mir diese Mittheilung machten, fügten hinzu, ähnliches sei schon wiederholt vorgekommen. „Kinder sollten doch nicht länger als bis 8 Uhr Abends (!) verwendet werden, da setzen aber die Fabrikanten Deckel und Bretter in die Fenster

ein, daß man nicht hineinschauen kann.“ Für erwachsene Personen rechnet man in Neustadt die übliche Arbeitszeit von 5 Uhr früh bis 8 Uhr Abends.

Bei einer solchen Betriebsweise kann natürlich selbst von den allerprimitivsten Schutzmaßregeln keine Rede sein. Alles im Hause, Personen und Gegenstände, ist phosphorbeschmutzt; besonders der Fußboden, in den zahlreichen Ritzen der Dielen, birgt ein sich ewig erneuerndes Gemenge von abgefallenen Zündkuppen, verschleuderten Zündhölzchen, Phosphorstaub und anderem Schmutz. Kinder in so zartem Alter, daß sie unmöglich zur Arbeit gebraucht werden können, sind doch allen Schädigungen derselben ausgesetzt, indem sie auf dem vergifteten Boden herumkriechen und mit den Eltern die gleiche Pestluft athmen. Es ist ein wahres Pandaemonium, in das man hier schauernd einen Einblick thut.

\* \* \*

Die Spielwaaren-Industrie ist eine arbeitsgetheilte, und zwar in dreifacher Beziehung. Zunächst zerfallen die Spielwaarengewerbe in die beiden Hauptgruppen der Vorarbeiter und Fertigmacher; sodann verzweigt sich jede dieser Gruppen in eine größere oder kleinere Menge streng gesonderter Abtheilungen und Unterabtheilungen; bis endlich in der häuslichen Werkstätte die familiäre Arbeitsgliederung den Beschluß macht. Der Kaufmann giebt den Anstoß zum Produktionsprozeß, indem er den Bestellzettel dem Fabrikanten überweist; weiter hat er mit der Produktion nichts zu thun. Der Fabrikant beruft seine Hilfstuppen aus den umliegenden Orten, die theilarbeitenden Drücker, Schnitzer, Drechsler, Stimmacher, Balgmacher u. s. f.; diese kommen herbeigeströmt, vernehmen die *ordre de bataille* und kehren mit ihren Aufträgen wieder heim. Rohstoffe und Werkzeuge müssen sie sich selber beschaffen, nur die Drücker erhalten die benöthigten Schwefelformen. Sobald die Vorarbeiter ihr Werk verrichtet und abgeliefert, beginnt die Arbeit des Täuslingsmachers, Pelzthiermachers oder wie sich sonst der Fabrikant benennt. Er stellt die einzelnen Glieder zusammen, macht daraus ein Ganzes, welches er zurichtet und ausstattet. Damit ist die Produktion beendet, die Waare wird in „Schanzen“ (flache Körbe) gethan und vom Liefermädchen ins Magazin getragen. Dort übernimmt der Lagerist die Waare, setzt sein Vermerk auf den Bestellzettel, worauf im Comptoir die Zahlung erfolgt. Schließlich befriedigt der Fabrikant seine Theilarbeiter aus dem Waaren-erlöse. So vollzieht sich der Produktionsprozeß in der Spielwaaren-Industrie. Das auf solche Weise gefertigte Spielzeug ist von der erstaunlichsten Mannigfaltigkeit, es giebt Musterzimmer in Sonneberg mit 12—18 000 Mustern, mancher Reisende führt in seinen Musterbriefen

3—4000 Abbildungen und Photographien. Die Spielzeugmacher müssen große Beweglichkeit und Vielseitigkeit besitzen, um dem wechselnden Geschmack der verschiedensten Nationen zu genügen und durch überraschende Neuheiten die Kauflust des Publikums anzuregen. In der That sind sie von einem unerschöpflichen Erfindungsgeist, der um so bemerkenswerther ist, als er herzlich wenig Nahrung oder Schutz empfängt. Jeder Arbeiter sieht fast immer nur seine eigenen Erzeugnisse oder höchstens die seiner Stubennachbarn; er hat keine Geschmacksideale, nach welchen er sich bilden könnte, und es fehlt ihm zugleich die umsichtige Waarenkenntniß, um sich aus deren Mannigfaltigkeit einen anderen als seinen abgeleiteten Artikel, der ihm zusagen könnte, auszuwählen. Im abseits gelegenen Städtchen des Thüringer Waldes muß der Arbeiter alles aus sich heraus schaffen, sieht nichts und hört nichts und wird durch Lebensnothdurst und die beschränkten Verhältnisse überall eingeengt; wenn da sein Geist noch schaffensstüchtig bleibt und sein plastisches Geschick nicht zur mechanischen Fertigkeit herabsinkt, so wird man das erstaunlich finden müssen.

Unter „Arbeiter“ wird hier außer dem eigentlichen Lohnarbeiter auch die Masse der Kleinmeister verstanden, welche ohne oder mit nur wenigen Gehilfen arbeiten, denn ihre Lage ist fast in nichts verschieden. Sie haben wohl mitunter ihr kleines Besizthum, ein Häuschen oder ein Endchen Kartoffelacker auf steiler Berglehne, aber fast immer ist ihr Eigenthum mit schweren Hypotheken belastet. Um die Zinsen und Abgaben herauszuschlagen, vermiethen sie die besseren Wohnräume und drängen sich mit ihrer Familie in einen Winkel zusammen. So traf ich einen Hausbesitzer, der außer der Arbeitsstube, in welcher vier Gehilfen sitzen, nur noch eine Schlafkammer bewohnt, die zugleich als Magazin dient und worin der Meister mit Frau und vier Kindern in zwei Betten schläft! Es ist in der That kein Grund vorhanden, Kleinmeister und Lohnarbeiter gesondert zu behandeln.

Das Arbeiterviertel in Sonneberg bildet den ältesten Stadttheil; als die Stadt von den Hussiten zerstört wurden, sollen die flüchtenden Einwohner zuerst im „Grünthal“, einer langgezogenen Bergschlucht, unter dem Schutze der Burg sich angesiedelt haben. Von steiler Bergwand eingeschlossen, bietet das Grünthal auf seiner Sohle kaum Platz genug für zwei dünne Häuserreihen, so daß die Häuser mit ihrem Erdgeschoße nicht selten in den Berg hineingebaut sind; tiefer unten weitet sich die Schlucht und mündet breit aus in die Ebene. Dort liegt zum Klumpen geballt die Masse der Stadt, erst jetzt aus langer Erstarrung erwachend und sich langsam nach Süden schiebend. Die Schlucht wird vom Röttenbach durchflossen, der zugleich als Kanal durch die Stadt geführt ist; da es keine Rinnsteine giebt, fließt alles Wasser, welches aus den Häusern geschüttet

wird oder vom Himmel fällt, quer in die Röten oder sammelt sich auf dem Wege dahin zu Pfützen und Lachen, in welchen die Arbeiterkinder fleißig herumwaten — die gepflasterte Straße beginnt weiter unten. Die Wohnungen bestehen gewöhnlich aus Stube und Kammer, die Räume sind niedrig und von Haus- und Handwerksgeräthe vollgepfropft. Schmucklos ist das Innere, ärmlich der Hausrath. In der Stube wird Sommer wie Winter ununterbrochen geheizt, damit die Waare schneller trocknet, die rings um den Herd auf Stangen und Brettern steht. Am Ofen ist eine Vorrichtung angebracht, um heißes Wasser zu halten; der aufsteigende Wasserdunst schlägt sich in der kälteren Schlafkammer nieder und vermehrt dort die natürliche Feuchtigkeit. Die Arbeitsstube, zugleich Küche und Wohnstube, wo sich die Kinder drängen und der Meister sein Werk verrichtet, ist gewöhnlich licht, ihre Fenster gehen auf die Gasse; dagegen ist die Kammer selten luftbar und noch seltener gelüftet. Sie enthält gerade Raum genug für 2 oder 3 Betten, die so nahe beisammen stehen, daß zwischen ihnen kein Durchgang frei bleibt; man steigt dann oder wälzt sich von einem Bett in das andere. Nachts dient jedes Bett zwei Personen zur Lagerstätte, oft schlafen drei, nicht selten vier Personen beisammen in einem Bett, zwei mit dem Kopfe nach aufwärts und zwei nach abwärts. Man schaudert zurück vor dem Elend, das Einem hier begegnet.

Wie es in solchen Wohnungen um die Reinlichkeit bestellt ist, läßt sich leicht denken. Unter der Woche wird nicht gekehrt, es sammeln sich an den Werkeltagen die Abfälle bei der Arbeit zu stattlichen Haufen an, welche erst am Sonnabend Nachmittag hinausgeräumt werden, wenn die Waare in Schanzen gethan ist, um aufs Comptoir getragen zu werden. Dann wird alles Hausgeräth gescheuert und der Fußboden aufgewaschen, aber selten erstreckt sich die Reinigung bis auf die Schlafkammer, welche vielmehr in ihrem gewohnheitsmäßigen Schmutze bleibt. „Wenn ich mit dem Exekutor komme“, sagte mir der Bezirksvorstand, „dann finde ich öfters die Mutter den Kindern die Wäsche machen, während die Kleinen sich nackend auf dem Boden wälzen, sie haben eben nur ein Hemd, das gerade für den Sonntag rein gewaschen wird; die Alten sind schon besser dran, die haben zwei Hemden, eins auf dem Leib und eins auf dem Saum.“

Wie die Wohnung, so die Nahrung. Sie besteht meist aus Kartoffeln, die in allen Gestalten auf den Tisch kommen. Man nimmt sie am Morgen zum Cichorienaufguß oder der „Kaffeebrühe“ und genießt als zweites Frühstück Brot mit Kaffee. Zu Mittag giebt es allerlei Kartoffelspeisen, dazu wird ein Häring geholt oder etwas Fett vom Metzger; die Aermsten müssen statt des Häring mit der Salzlake fürlieb nehmen, worin er eingepökelt liegt, und nennen das „Häringbrühe“. Fleisch wird selten

geessen; im Grünthal, wo die Bevölkerung am dichtesten ist, da giebt es wenig Metzger und die machen keinen Umsatz, während „unten“ die Fleischer dicht beisammen wohnen und viel schlachten. Zur Vesper wird wiederum Kaffeebrühe genommen, oder sie holen vom Metzger ganze Häfen „Wurstsuppe“, wie sie das Wasser nennen, worin die Würste gekocht werden; das erhalten sie umsonst oder für geringes Geld und darein schneiden sie Kartoffelstücke. „Kartoffeln in der Früh, zu Mittag in der Brüh, des Abends mit sammt dem Kleid — Kartoffeln in Ewigkeit“, so lautet der Vers, in welchem sie ihre Tafelgenüsse zusammenfassen.

Das Spielwaarengeschäft geht nicht ununterbrochen fort; von Ende November bis Anfang März herrscht fast vollständige Arbeitslosigkeit, die erst gegen Ostern langsam zu weichen beginnt. Diese Wintermonate sind schrecklich im Oberland, bald nach Weihnachten sind die Ersparnisse aufgezehrt, man muß sich, so gut oder so schlecht es geht, mit den Kartoffeln durchwintern, die man zurückgelegt hat, oder man fällt Krämern und Wucherern in die Hände. Die kurze Spanne Zeit von 3—4 Monaten, wo das Geschäft „strenge“ geht, muß vom Arbeiter mit krampfhafter Hast ausgenutzt werden, wenn der Unterhalt für das ganze Jahr beschafft sein soll, und in der That übersteigen die Anstrengungen dieser Leute alle Vorstellungen. Oder wer sollte es für menschenmöglich halten, daß man nicht Wochen, sondern Monate lang tagtäglich 18—20 Stunden arbeitet, mit Anspannung aller Kräfte arbeitet, in solcher Wohnung und bei solcher Kost! Wobei es häufig geschieht, daß am Freitag „durch“ gearbeitet wird, d. h. die ganze Nacht hindurch, damit am Liefertag die Bestellung fertig sei. In einem elenden Mansarden-Stübchen traf ich ein Mütterchen, das sich und ihre kranke Tochter und ein Waisenkind von ihrem Sohne mit ihren zittrigen Händen ernähren muß; die alte Frau erhebt sich täglich früh um 3 Uhr und arbeitet bis 1 Uhr Nachts; ihre gichtisch gekrümmten Finger zuckten mechanisch in den gewohnten Arbeitsgriffen, während sie zu mir sprach.

Was Wunder, daß die Arbeiter trotz des guten Verdienstes in der hohen Saison weit mehr leiden als zur Zeit, wo sie beschäftigungslos und hungernd herumlaufen! Besonders nach der Leipziger Herbstmesse, wenn die pressanten Aufträge kommen oder aus Amerika die telegraphischen Nachbestellungen sich jagen, da werden oft mehrere Nächte durchgearbeitet, man kommt gar nicht aus den Kleidern und gönnt dem fieberhaft erregten Körper kaum einige Minuten Ruhe. In so dringenden Fällen, wenn der Kaufmann Boten über Boten schickt und der gehetzte Arbeiter schon die Schiffsglocke zu hören glaubt vom letzten Schiff, das nach Amerika fährt: da wird Alles an die Arbeit gesetzt, was nur eine Hand zu rühren vermag, da muß das älteste Mütterchen so gut zugreifen, wie das kleinste

Kind, während man sonst in Sonneberg die Kleinen gerne verschont. Was für Dunst und Staub und Hitze in Stuben, wo zur Sommerszeit den ganzen Tag gefeuert wird, wo mehrere Menschen angestrengt arbeiten und Nachts einige Solaröl-Lampen ihren widrigen Geruch verbreiten!

Die Folgen einer solch wahnsinnigen Lebensführung können nicht ausbleiben. Trotz der frischen Waldluft, welche der Wind von allen Höhen herab in ihre Gassen weht, sind die Leute matt und siech, schauen trüb und übernünftig aus — die Haltung gebückt, der Brustkorb flach, die Statur klein: das ist die Rasse der Spielwaarenmacher auf dem Thüringer Wald! In den Bauernortschaften kräftige, wohlgebildete Kinder, hier abgemagerte Gesichter, trockene Haut, das Zeichen schlechter Ernährung. Die Kinder liegen nur wenige Wochen an der Brust, sehr frühzeitig werden sie mit Ziegenmilch und „Hörndlesbrot“ (geweichte Semmel) aufgefüttert. Schreit das Kind, so wird ihm der „Zulp“ aus geriebenem Brot und Zucker in den Mund gesteckt oder ein Fläschchen mit Kautschuk; daran saugt das Kind stundenlang, im Wachen und im Schlafen.

Fast die Hälfte aller im Alter von über 15 Jahren Sterbenden geht an Lungenkrankheiten zu Grunde. Das Hauptkontingent zu dieser entsetzlichen Menge Lungenkranker liefern die Bossierer und Drücker. Bei Bereitung der Papiermasse aus Lumpen, Papierschnitzeln, Schlemmkreide u. s. w. versetzt mit Leimwasser oder einen Abguß von Lederabfällen, füllt sich sofort die Stube mit Staub und unerträglichem Gestank. Letzterer wird noch heftiger, wenn die aus den Formen genommenen Figuren am Ofen trocknen. Beim Abraspeln der Verbindungsnähte und beim Abputzen entwickelt sich viel Staub, welcher mineralische Theilchen enthält und eingeathmet katarthalische Zustände der Lunge herbeiführt und als Folge davon die Lungenschwindsucht. „Wir werden keine alten Leute“, meinte trüb ein Bossierer in Judenbach, „höchstens Dreißiger, dann ist's aus. Wenn man da einen Tag gearbeitet hat, sind die Haare freidweiß — das legt sich auf die Brust . . .“

Das ist die Lage der Dinge in der Spielwaaren-Industrie! So haben wir den Arbeiter gefunden in Stadt und Land, in Sonneberg wie in Neustadt, in Neustadt wie in Waltershausen und den vereinzelt, abseits gelegenen Fabriken des Thüringer Waldes! Indem wir Sonneberg zum Mittelpunkt unserer Darstellung machten, haben wir nur den günstigsten Schauplatz erwählt, wo sich die Verhältnisse am bedeutendsten und wohlständigsten gestaltet haben, und wo die Regierung von Alters her ein wachsameres Auge auf die Industrie gerichtet hielt!



### Der Krystallfarg.

Aus Professor Pitré's Sammlung alt-italienischer Volksfagen.  
Uebersetzt von Emma Adler.

Es war einmal ein Wittwer. Er hatte eine Tochter, die elf Jahre alt war und die Schule besuchte. Da sie so verlassen war, empfahl sie der Vater besonders der Aufsicht der Lehrerin, und diese schien sich auch für das mutterlose Kind zu interessieren. Eines Tages sagte sie dem kleinen Mädchen: „Frage Deinen Vater, ob er mich zur Frau nehmen möchte.“ Sie sagte das dem Kinde so oft wieder, daß dieses es endlich dem Vater mittheilte. Der Vater aber wollte davon nichts wissen, er fürchtete, eine böse Stiefmutter für sein Kind zu bekommen. Aber es sollte doch dazu kommen und bald darauf hatte auch das Kind viel Grund, sich zu beklagen. Denn das war wirklich eine Stiefmutter, wie die, von denen in den Geschichtenbüchern gar manche garstige Erzählung steht.

Täglich schickte sie das arme Kind auf einen Berg, um die Blumenvase mit Basilikum zu füllen. Der Weg dahin war sehr gefährlich, denn man mußte über einen Fluß setzen. Eines Tages kam ein großer Adler daher geflogen und fragte: „Was suchst Du hier?“ Das Mädchen weinte vor Schrecken, als es des Adlers ansichtig wurde. „Setze Dich auf meinen Rücken, ich werde Dich forttragen, es wird Dir bei mir besser gehen als bei Deiner neuen Mutter!“ Das Kind that, wie der Adler es wollte; sie flogen durch die Lüfte und kamen in eine weite Ebene. Da stand ein Palast ganz aus Krystall und an dessen Pforte klopfte der Adler mit seinem Schnabel an, indem er sagte: „Deffnet, öffnet! Ich bringe Euch ein schönes Mädchen.“ Als das Thor geöffnet wurde, staunten die Feen, die den Palast bewohnten, über die große Schönheit des Kindes und küßten und herzten es. Die Pforte hatte sich indessen wieder geschlossen.

Der Adler flog wieder fort und sah eines Tages die Stiefmutter an derselben Stelle, wo er das Kind getroffen hatte, Basilikum pflücken. „Wo ist denn Eure Tochter?“

„Ach was, sie ist wohl von diesem Felsen abgestürzt und ist in den Fluß gefallen, seit zehn Tagen habe ich keine Nachricht von ihr.“ „Wie thöricht Ihr seid!“ sagte der Adler, „ich habe gesehen, wie Ihr das arme Kind gequält und geplagt habt, und deshalb habe ich es davon getragen. Es geht ihm jetzt sehr gut.“ Der Adler erhob sich bei diesen Worten in die Lüfte und flog davon. Die Stiefmutter war außer sich vor Wuth und Neid und ging gleich zu einer berühmten Zauberin in die Stadt. Sie erzählte ihr alles und bat sie, ein Mittel zu finden, um ihre Stieftochter für immer unschädlich zu machen, damit sie nicht eines schönen

Tages wiederkomme, da dann ihr Mann alles erfahren könnte und sie gewiß bestrafen würde. „Seid ganz beruhigt“, sagte die Zauberin, „es wird Euch nichts geschehen, laßt mich nur machen.“

Die Zauberin ließ ein schönes Körbchen verfertigen und füllte es mit ausgesuchten Früchten und herrlichen Süßigkeiten, worunter einige vergiftet waren, und schrieb einen Brief dazu, der so abgefaßt war, als käme er vom Vater des kleinen Mädchens und worin stand, daß er sich über das Schickal seines Töchterchens beruhigt habe und ihm dieses Geschenk sende.

Doch kehren wir zurück zu Ermellina, so hieß das geraubte Kind. Die Feen mußten auf vier Tage ihren Krystallpalast verlassen und trugen dem Mädchen auf, alles in Ordnung zu halten und ja Keinem das Thor zu öffnen; sie fürchteten, die Stiefmutter könnte ihren Zufluchtsort ausfindig machen und das Kind entführen. Ermellina versprach, alles genau zu befolgen.

Es dauerte nicht lange, da klopfte Jemand an die Thüre, und das Kind sagte zu sich selbst: Klopft nur, klopft nur weiter, ich öffne Niemandem. Aber das Klopfen wurde immer lauter, die Neugierde ließ Ermellina nicht ruhen, und sie bemühte sich, durch das Fenster zu sehen, wer wohl am Thor stehe. Da sah sie ein Dienstmädchen aus dem Elternhause — denn die Zauberin hatte diese Gestalt angenommen.

„Ach, geliebte Ermellina!“ sagte die Heuchlerin, „Euer Vater vergoß Thränen um Euch und seufzte den ganzen Tag, denn er glaubte, Ihr seied gestorben. Aber endlich kam der Adler und sagte ihm, daß Ihr hier bei guten Feen seid und daß es Euch sehr gut gehe. Nun ist er wieder beruhigt und dachte hin und her, wie er Euch Grüße senden und womit er Euch erfreuen könnte, da Ihr ja jetzt im Ueberflusse lebt und nichts braucht. Er dachte aber, daß Euch die Süßigkeiten, die dieser Korb enthält, vielleicht doch eine kleine Freude machen würde.“

Das Kind wollte aber die Thüre nicht öffnen und sagte: „Danke, danke, ich benötige wirklich nichts. Kommt aber die Stufen herauf und reicht mir den Brief.“ Als die vermeintliche Magd nahe der Eingangsthür war, bekam das Kind doch Lust nach den Süßigkeiten und öffnete. Die Zauberin hob den Korbdeckel ab und reichte ihm ein vergiftetes Backwerk hin, mit der Aufforderung, es zu verkosten. Als das Kind ein Stück gegessen hatte, entwischte die Zauberin, und Ermellina hatte kaum die Thüre geschlossen, da fiel sie um und blieb wie leblos liegen.

Als die Feen heimkamen, klopfen sie wiederholt an die Thüre, aber vergebens! Endlich blieb ihnen nichts übrig, als die Thüre einzuschlagen. Da sahen sie Ermellina wie todt daliegen und nun weinten sie und das Jammern wollte gar nicht enden. Endlich baten sie die Oberfee um Beistand, damit diese Ermellina wieder zum Leben erwecke. Aber anfangs war die Oberfee

über Ermellina's Unfolgsamkeit so zornig, daß sie nichts davon hören wollte. Da aber die Feen zu bitten nicht nachließen, flößte sie dem scheinbar todten Kinde ein Gegengift ein, und bald schlug Ermellina erstaunt die Augen auf. Das Kind versprach, von nun an immer folgsam zu sein.

Bald nachher mußten die Feen wieder fort. Die Oberfee sagte beim Abschied zu Ermellina: „Deffne nun nicht wieder, denn ein zweites Mal könnte ich Dir nicht helfen!“ Ermellina versprach alles und nahm sich fest vor, niemand zu öffnen.

Der Adler wollte aber die Stiefmutter für ihre böse That bestrafen, und sagte ihr, als er sie am Felsen traf, daß Ermellina lebe. Die Stiefmutter leugnete alles, wofür sie der Adler zur Rechenschaft zog. Aber kaum war er fortgefliegen, als sie sich beeilte, die Heze aufzusuchen und ihr mitzutheilen, daß die Stieftochter noch am Leben sei. „Entweder Ihr tödtet sie oder ich räche mich an Euch!“ sagte das böse Weib. Auch diesmal versprach die Zauberin, alles zu thun, was von ihr verlangt werde. Sie kaufte ein wunderschönes Kleid, so schön wie Ermellina noch nie eines getragen hatte, nahm dann die Gestalt der Hauschneiderin an und machte sich auf den Weg zu Ermellina. Sie pochte am Thore. „Deffnet! Deffnet! Eure Schneiderin ist da. Kommt heraus, damit ich Euch das Kleid anprobire.“ „Nein, nein, schon einmal bin ich betrogen worden, ich darf nicht aus dem Hause gehen.“ „Aber seht mich doch an, Ihr werdet doch nicht glauben, daß Eure Schneiderin Euch betrügen wird? Ich habe Euch immer Eure Kleider gemacht, Ihr werdet mir doch glauben, daß ich nichts Böses im Sinn habe.“ Nach vielem Hin- und Herreden ließ sich Ermellina endlich überreden, öffnete das Thor und ging die Stufen hinab. Da legte ihr die Zauberin das schöne Kleid an, warf ihr plötzlich eine Schlinge um den Hals, zog diese fest zusammen und rannte dann fort. Ermellina fiel todt die Treppe hinab.

Als die Feen heimkamen, fanden sie das Kind in dem prächtigen Kleide todt daliegen. Nun weinten und jammerten sie, aber Alles war vergebens; die Oberfee hatte keine Macht mehr, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Sie trugen also Ermellina in den prächtigen Hauptsaal und bestellten einen Krystallsarg, über und über mit Edelsteinen besetzt. Ein herrlicher Teppich aus Sammt und Seide, reich mit Gold verziert, wurde gestickt; darauf sollte Ermellina ruhen. Dann wurde Ermellina in den Krystallsarg gelegt. Die Oberfee schlug mit ihrem Zauberstab dreimal auf den Boden und sofort stand ein prächtiges Pferd vor dem Schloßthor. Dann wurde der Sarg aufs Pferd gebunden, und die Fee sagte: „Laufe nun so lange, bis du jemandem begegnest, der dir zuruft: „Bleib aus Mitleid stehen, ich habe deinetwegen mein Pferd verloren!“

Das Pferd war eine Weile über Stock und Stein gerannt, da begegnete es dem Königssohn. Als dieser des Pferdes und des herrlichen Sarges ansichtig wurde, gab er seinem Roß die Sporen und sprengte nach; rascher und immer rascher lief das Zauberpferd, sodaß der Königssohn nur kurze Zeit folgen konnte, denn sein Pferd sank erschöpft nieder und war bald verendet.

Nachdem er nun eine Weile dem Pferde mit der kostbaren Last zu Fuß nachgerannt war, blieb er athemlos stehen und rief: „Bleib aus Mitleid stehen, ich habe deinetwegen mein Pferd verloren!“ Daraufhin blieb das Pferd gleich stehen. Als der Prinz des schönen Mädchens im Sarge ansichtig wurde, kränkte er sich nicht mehr um sein todttes Pferd und ritt mit dem Sarge in die Residenzstadt. Seine Mutter wartete auf die Rückkehr ihres Sohnes von der Jagd und war ganz betroffen, als sie des Sarges ansichtig wurde.

„Mutter, ich habe eine Frau mitgebracht!“

„Was, diese Puppe? Diese Todte?“ rief die Mutter. Da sie aber nichts thun konnte, ihren Sohn von diesem wahnsinnigen Gedanken abzubringen, zog sie sich betrübt in ihre Wohnung zurück. Von nun an ging der Sohn nicht mehr auf die Jagd, nahm an keiner Festlichkeit theil und nur selten verließ er seine Wohnräume. Da brach aber Krieg aus und er mußte fortziehen. Er rief nun seine Mutter und beschwor sie, in seiner Abwesenheit über seine Frau zu wachen und den Sarg von zwei Dienerinnen beaufsichtigen zu lassen. Als ihn seine Mutter beruhigt hatte, verließ er unter Seufzen und Weinen das Schloß.

So oft der Königssohn seiner Mutter schrieb, bat er sie, sich seiner lieben Frau anzunehmen; aber die Mutter hatte die ganze Zeit über die Wohnung des Sohnes gar nicht betreten und die Dienerinnen dachten nicht daran, den Staub vom Sarg zu entfernen. Da kam die Nachricht, daß das Heer den Sieg erfochten habe und der Königssohn in wenigen Tagen heimkehren werde. Die Mutter war sehr erschrocken und rief die Dienerinnen herbei. „Wir sind verloren, mein Sohn kommt und wir haben nicht gethan, was er uns aufgetragen!“ Die Dienerinnen hatten Mühe, die alte Königin zu beruhigen, und versprachen, alles in Ordnung zu bringen. Sie liefen in das Zimmer, wo Ermellina lag, und fanden den Sarg ganz verstaubt und voll Fliegenschmutz. Sie wuschen Ermellina und zogen ihr das enge Kleid aus. Da ging zugleich die Halschnur auf und Ermellina schlug die Augen auf. Zu Tode erschreckt, liefen die Kammermädchen davon. Nur eine war muthiger, dachte sich, es sei ja bloß ein Frauenzimmer wie sie selbst, da werde sie schon mit ihr fertig werden — und blieb.

Ermellina fragte ängstlich, wo sie sei, was mit ihr geschehen wäre. Die Dienerin erzählte ihr alles, was sie selbst darüber wußte, und verlangte dann ihrerseits Auskunft von Ermellina. Dann wurde die Königin

gerufen, man kleidete das Mädchen fürstlich an, und alle sahen nun beruhigt der Ankunft des Königssohnes entgegen.

Als ihm Ermellina schön und freundlich entgegenkam, vergaß er alles Leid und sagte bloß zu seiner Mutter: „Nun wollen wir Hochzeit halten. Ich liebte das Mädchen schon, als sie noch leblos im Sarge lag; wie glücklich werde ich nun mit ihr sein!“

Die Mutter war mit allem einverstanden, und da auch Ermellina froh einwilligte, wurden sie bald ein glückliches Paar.



## Die zwölf Monate.

Slovakische Sage.

Nacherzählt von Emma Adler.

Es war einmal eine Bäuerin; sie war Wittve und hatte zwei Töchter. Die ältere war ihre Stieftochter und hieß Maria, die jüngere, ihr eigenes Kind, hieß Anna. Die Bäuerin vergötterte ihr eigenes Kind und verabscheute das Stiefkind, bloß weil Maria so schön war wie ihre Tochter häßlich. Die gute Maria wußte nicht einmal, daß sie schön war, auch konnte sie gar nicht begreifen, warum ihre Stiefmutter immer in Zorn gerieth, wenn sie ihrer ansichtig wurde. Das arme Kind war es, das alles im Hause that; es scheuerte, kochte, nähte, spann, webte, wusch, schnitt das Gras und besorgte die Kühe. Anna lebte wie eine Prinzessin, das heißt, sie that nichts.

Maria arbeitete bereitwilligst und empfing die Vorwürfe und die Schläge mit der Sanftmuth eines Lammes. Nichts entwaffnete aber die Rabenmutter, denn jeder Tag verschönerte das Stiefkind und gestaltete ihr eigenes häßlicher. Nun sind sie erwachsen, dachte die Bäuerin, die Freier werden bald kommen, sie werden meine Tochter verschmähen, wenn sie diese gräßliche Maria sehen werden, die absichtlich immer schöner wird, um mich zu erbofen. Um jeden Preis muß ich mich ihrer entledigen!

Eines Tages, es war Mitte Januar, bekam Anna Lust, Veilchen zu haben. „Maria, geh' in den Wald, hole mir einen Veilchenstrauß, ich will ihn an meinen Gürtel stecken und daran riechen.“

„Guter Gott! Schwester, welcher Einfall! Giebt es Veilchen unter dem Schnee?“

„Schweig, häßliche, dumme Gans,“ erwiderte die Jüngere, „thue, was ich Dir sage! Wenn Du nicht in den Wald gehst und mir keine Beilchen bringst, so werde ich Dich zu Brei schlagen.“

Die Mutter faßte Maria bei der Hand, schob sie zur Thüre hinaus und verriegelte diese doppelt.

Das arme Mädchen ging weinend in den Wald. Alles war mit Schnee bedeckt, man sah keinen Pfad. Maria verlor den Weg, Hunger befiel sie, die Kälte machte sie zittern und sie wünschte, von dem elenden Leben befreit zu sein.

Plötzlich bemerkte sie in der Ferne einen Schein. Sie kletterte in die Höhe und kam auf die Spitze des Felsens. Dort brannte ein großes Feuer, rings um dasselbe waren zwölf große Steine und auf jedem saß eine schweigende, in einen Mantel gehüllte Gestalt, welche den Kopf bis zu den Augen mit einer Kapuze bedeckt hatte. Drei Mäntel waren weiß wie Schnee, drei grün wie Gras, drei gelb wie reifes Korn und drei blauroth wie reife Trauben. Diese zwölf Gestalten, die das Feuer schweigend betrachteten, waren die zwölf Monate des Jahres.

Maria erkannte den Januar an seinem langen weißen Bart; er war der einzige von den Zwölfen, der einen Stock in der Hand hielt. Das arme Mädchen näherte sich und sagte schüchtern: „Meine Herren, erlaubet, daß ich mich an Eurem Feuer wärme; die Kälte macht mich starr.“

Januar nickte zustimmend.

„Warum kommst Du her, mein Kind? Was suchest Du?“

„Ich suche Beilchen,“ erwiderte Maria.

„Jetzt ist nicht die Jahreszeit, es giebt in den Eismonaten keine Beilchen,“ sagte Januar mit seiner groben Stimme.

„Ich weiß es,“ sagte darauf Maria, „aber meine Schwester hat mir gedroht, mich zu Brei zu zermalmen, wenn ich ihr keine Beilchen bringe. Meine guten Herren, sagt mir, wo ich welche finden könnte.“

Der alte Januar erhob sich und wendete sich an einen jungen Mann in grüner Kapuze und reichte ihm seinen Stock:

„Bruder März, das geht Dich an!“

März erhob sich, schürte das Feuer mit dem Stock, die Flammen flackerten hell auf, der Schnee schmolz, die Sträucher schlugen aus, der Rasen wurde grün, Feldblumen sprossen auf und die Beilchen duckten sich bescheiden wie immer. Es war mit einem Schlag Frühling geworden.

„Schnell, eile Dich, mein Kind, und pflücke die Beilchen!“

„Maria band einen großen Buschen, dankte den zwölf Monaten und lief munter ihrer Behausung zu. Wie war da Anna und die Stiefmutter überrascht! Der Duft der Beilchen erfüllte das ganze Haus.“

„Wo hast Du diese schönen Dinger gefunden?“ fragte Anna.

„Dort oben auf dem Berg,“ antwortete ihre Schwester, „dort sind ihrer so viele, daß man einen blauen Teppich zu sehen meint.“

Anna steckte die Beilchen an ihren Gürtel und sagte nicht einmal „Danke“.

Am anderen Tag, als Anna faul beim Ofen saß und ihrer gewöhnlichen Beschäftigung nachging — die Hände im Schooß, den Blick gedankenlos in der Luft — fiel es ihr ein, Lust auf Erdbeeren zu bekommen.

„Geh' in den Wald und hole mir Erdbeeren,“ sagte sie zu Maria.

„Mein Gott! Schwester, was für ein Gedanke! Giebt es denn jetzt Erdbeeren unter dem Schnee?“

„Schweig, häßlicher Dummkopf! Thue, was ich Dir sage. Wenn Du nicht in den Wald gehst und mir nicht einen Korb voll Erdbeeren bringst, haue ich Dich windelweich.“

Die Mutter stieß Maria zur Thüre hinaus und verschloß sie mit doppeltem Riegel. Die arme Kleine schlug den Weg zum Walde ein und suchte mit gespannter Aufmerksamkeit das Licht, welches sie gestern gesehen hatte. Sie war sehr glücklich, als sie es erblickte, und näherte sich dem Feuer, zitternd und erstarrt vor Kälte.

Die zwölf Monate saßen regungslos und schweigsam auf ihren Plätzen.

„Meine guten Herren, erlaubt, daß ich mich an Euerem Feuer wärme, die Kälte macht mich starr.“

„Warum kommst Du wieder?“ fragte Januar, „was suchest Du?“

„Ich suche Erdbeeren!“

„Dazu ist's jetzt nicht die Jahreszeit,“ antwortete Januar mit seiner tiefen Stimme, „es giebt keine Erdbeeren unter dem Schnee.“

„Ich weiß es,“ sagte Maria traurig, „aber meine Mutter und Schwester werden mich windelweich schlagen, wenn ich keine heimbringe. Meine guten Herren, sagt mir, wo ich welche finden könnte.“

Der alte Januar erhob sich, wandte sich zu einem jungen, blonden Mann, reichte ihm seinen Stock und sagte: „Bruder Juni, das geht Dich an!“

Juni erhob sich und schürte das Feuer mit dem Stocke. Die Flamme flackerte heftiger, der Schnee zerschmolz, die Erde begann zu grünen, die Bäume bedeckten sich mit Laub, die Vögel begannen zu singen, die Blumen erblühten, es war Sommer. Tausende von weißen Sternchen bedeckten die Wiesen und verwandelten sich in Erdbeeren, die in ihren Kelchen wie Rubinen inmitten von Smaragden glänzten.

„Schnell, mein Kind, pflücke die Erdbeeren,“ sagte Juni.

Maria pflückte den Korb voll, dankte den zwölf Monaten und lief freudig ihrer Behausung zu. Wer aber erstaunte, war Anna und die Rabenmutter. Der Duft der Früchte erfüllte das Haus.

„Wo hast Du die schönen Erdbeeren gefunden?“ fragte Anna im wegwerfendem Tone.

„Dort oben auf dem Berge,“ antwortete die Schwester, „es giebt dort so viele, daß alles blutroth scheint.“

Anna und die Stiefmutter aßen die Früchte, ohne auch nur dem armen Kinde „Danke“ zu sagen.

Am folgenden Tag wollte die böse Schwester rothe Aepfel haben. Dieselben Drohungen folgten dem ausgesprochenem Wunsche. Maria lief auf den Berg und war nicht wenig froh, als sie die zwölf guten Monate versammelt fand, die sich lautlos und unbeweglich am Feuer wärmten.

„Bist Du wieder da, mein Kind?“ fragte der alte Januar und machte ihr Platz am Feuer.

Maria klagte weinend die Drohungen von Mutter und Schwester, falls sie ihnen keine Aepfel brächte.

„Bruder September,“ sagte der Alte zu einem Graubart mit violetter Kapuze, „das geht Dich an!“

September erhob sich, schürte das Feuer, daß die Flammen lustig flackerten. Die Bäume schlugen aus, die Blätter verwelkten und fielen beim Windhauch ab. Es war Herbst, alle Blumen bis auf einige verspätete Nelken, Gänseblümchen und Sternblumen waren schon verwelkt. Maria sah nur Eins, das war ein Aepfelbaum voll reifer Früchte.

„Schnell, Kind, schüttle den Baum,“ rief September.

Sie schüttelte, da fiel ein Aepfel, dann schüttelte sie wieder, und ein zweiter Aepfel fiel.

„Schnell nach Hause!“ schrie September in befehlendem Tone.

Das gute Kind dankte freundlich und lief nach Hause. Wieder war Anna und die Stiefmutter sprachlos vor Staunen. Frisch gepflückte Aepfel im Januar! „Wo hast Du die Aepfel gefunden?“ fragte Anna.

„Dort oben auf dem Berg, dort steht ein Aepfelbaum, der ist so roth wie ein Kirschbaum im Juni.“

„Warum bringst Du nur zwei Aepfel? Hast Du die anderen auf dem Heimweg gegessen?“

„Ich? Nein, ich habe keinen berührt. Man hat mir den Baum nur zweimal zu schütteln erlaubt, und es ist jedes Mal blos ein Aepfel abgefallen.“

„Der Teufel soll dich holen“, schrie die böse Schwester. Sie schlug heftig auf die Schwester ein, daß diese weinend forttrante.

Das böse Mädchen kostete einen der Aepfel. Nie hatte es einen so guten gegessen. Die Mutter war gleicher Meinung. „Wie schade, daß man nicht mehr dergleichen hat!“

„Mutter, gib mir meinen Pelz, ich gehe in den Wald, ich werde den Baum schon finden und daran rütteln, ob man es mir erlaubt oder nicht. Ich werde so schütteln, daß alle Aepfel abfallen und unser sein werden.“

Die Mutter machte ihrer Tochter zwar Vorstellungen, aber ein verzogenes Kind hört auf niemanden. Anna nahm den Pelz um, zog die Kapuze über den Kopf und lief in den Wald. Alles war mit Schnee bedeckt, man sah nicht einen Pfad. Anna verlor den Weg, aber ihre Lusternheit und ihre Eitelkeit drängten sie vorwärts. Sie sah in der Ferne den Feuerschein, sie lief, kletterte in die Höhe und fand die zwölf Monate auf ihren Steinen sitzend, alle regungslos und stumm. Ohne um Erlaubniß zu fragen, näherte sie sich dem Feuer.

„Was willst Du hier? Was suchst Du? Wohin gehst Du?“ fragte Januar mit seiner rauhen Stimme.

„Was geht das Dich an, alter Narr?“ antwortete Anna, „Du brauchst nicht zu wissen, woher ich komme, noch, wohin ich gehe.“ Mit diesen Worten ging sie tiefer in den Wald.

Januar runzelte die Stirne, erhebt seinen Stock und mit einem Male verdüstert sich der Himmel, Schnee fällt in dicken Flocken und der Wind beginnt heftig zu wehen. Anna sieht nicht zwei Schritte vor sich, sie verirrt sich und sucht vergebens den Rückweg. Immer dichter fällt der Schnee, immer eifiger bläst der Wind. Sie ruft ihre Mutter, sie schimpft ihre Schwester, sie verwünscht alle und alles. Der Schnee wird immer höher, der Wind immer kälter. Anna erfriert, ihre Glieder werden starr und kraftlos. Immer mehr Schnee fällt hernieder und immer lauter heult der Wind.

Daheim rennt die Mutter vom Fenster zur Thür, von der Thür zum Fenster. Stunde um Stunde vergeht, Anna kehrt nicht wieder.

„Ich muß mein Kind holen, sie wird sich bei den Aepfeln verspätet haben.“

Die Mutter nimmt Pelz und Kapuze und rennt den Berg hinan. Weit und breit Schnee, nichts als Schnee. Weder Weg noch Steg ist sichtbar. Wieder fällt der Schnee, wieder pfeift der Sturm. Sie rennt wie in Fieberangst und schreit gedankenlos, während sich die Schneemassen immer höher häufen und der Wind so laut wird, daß ihre Stimme ungehört verhallt.

Zu Hause wartete Maria den ganzen Abend und die Nacht, ohne daß die Beiden heimkehrten. Früh nahm sie den Spinnrocken und spann einen großen Knäuel, und noch immer kam keine zurück.

„Was ihnen nur zugestoßen sein mag?“ sagte zu sich selbst das gute Kind.

Die Sonne schien durch einen eisigen Nebel hindurch; der Schnee bedeckte haushoch die Erde. Im Frühling erst fand man die zwei Leichen im Walde. Maria war jetzt alleinige Besitzerin des Hauses. Sie hatte eine Kuh, einen Garten und ein Feld. Bald fand sie einen braven Mann und lebte glücklich und zufrieden. Oft, wenn der Schnee ihre Fenster vor dem Winde schützte, dachte Maria an den braven Januar, der ihr aus aller Noth geholfen hatte.

So lebte sie immer gut und glücklich und hatte, wie das Sprichwort sagt, den Winter vor der Thür, den Sommer in der Vorrathskammer, den Herbst im Keller und den Frühling im Herzen.



### Ein Vater an seinen Scheidenden Sohn.

Von Eduard Mieger.

Mein Sohn, Du mußt jetzt in die Welt hinaus,  
Denn ernst gestaltet sich für Dich das Leben.  
Der schöne frühe Kindertraum ist aus;  
Drum höre mich, laß eine Lehre geben  
Vom Vater Dir; dann magst Du weiter ziehen.  
Zu tapf'rem Kampf bei wildem Schlachtgesang  
Sei durch mein Wort Dir Muth und Kraft verliehen,  
Auf daß Du standhaft bleibst in Sturm und Drang.

Ach, krank ist sie und jammervoll — die Welt.  
Betracht' ihr Treiben, dieses wilde Hasten  
Nach eitler Macht, nach Flittergold und Geld,  
Und dann auch Die, so unter schweren Lasten  
Um kärglich Brod sich mühsam, rastlos plagen,  
Und wie der Freude wonnevoller Strahl  
Bleibt ferne ihren schmerzreichen Tagen.  
Schau Du der Reichen Glück, der Armen Qual!

Zwei Welten thun sich auf: Des Mammons Macht  
 Mit buntem, lautem Durcheinanderklingen  
 Und der Entfaltung gleichnerischer Pracht.  
 Hier rühret die Arbeit nicht die kräft'gen Schwingen,  
 Hier ist verpönt das ernste, fleiß'ge Schaffen,  
 Hier läßt des Ueberflusses Müßiggang  
 Die besten Kräfte alle bald erschlaffen.  
 Hier ist kein Drang zur Arbeit und kein Zwang.

Der Armuth Elend heißt die andre Welt,  
 Sie gleicht der Nacht mit rabenschwarzen Flügeln,  
 Die nie ein einz'ger Sternenblick erhellt.  
 Und jessellos, mit frei geword'nen Zügeln  
 Herrscht König Mammon stark, drückt er die Knechte  
 Und mästet sich von schändem Volksbetrug,  
 Und raubt der Arbeit hohe, heil'ge Rechte  
 Und spannt die freie vor den Sklavenpflug.

Und nun, mein Sohn, so will es das Geschick,  
 Mußt Du hinaus, obwohl noch jung an Jahren.  
 Drum gehe hin und prüf' mit offenem Blick,  
 Laß Deine Augen Klarheit stets bewahren.  
 Geh' hin und prüfe dieser Welten Ringen,  
 Nicht stets bedacht nur auf das eig'ne Heil.  
 In alle Tiefen muß Dein Auge dringen,  
 Doch schau' genau und ohne Vorurtheil.

Und hast Du dann geprüft mit freiem Sinn  
 Und Dich befreit vom Zweifel banger Stunden,  
 Dann halte wacker mit und schlag' Dich hin,  
 Auf welcher Seite Du das Recht gefunden.  
 Nie darfst Du ab vom Weg der Wahrheit weichen  
 Und achten mußt Du stets Gerechtigkeit.  
 Lieb' heiß die Menschheit — unter diesem Zeichen  
 Bewähre Dich als Kämpfer Deiner Zeit.

Streb' Du nach Titeln und nach Orden nicht,  
 Denn solche Dinge mußt Du leicht vermissen.  
 Viel besser ist's, nach der Erkenntniß Licht  
 Vom Hohen, Schönen und der Menschheit Wissen  
 Zu streben, jenes Feuer zu entfachen,  
 Das tief im Busen jedes Menschen brennt  
 Und Dich verachten läßt der Knechtschaft Wachen,  
 Das man Begeiß'rung für die Freiheit nennt.

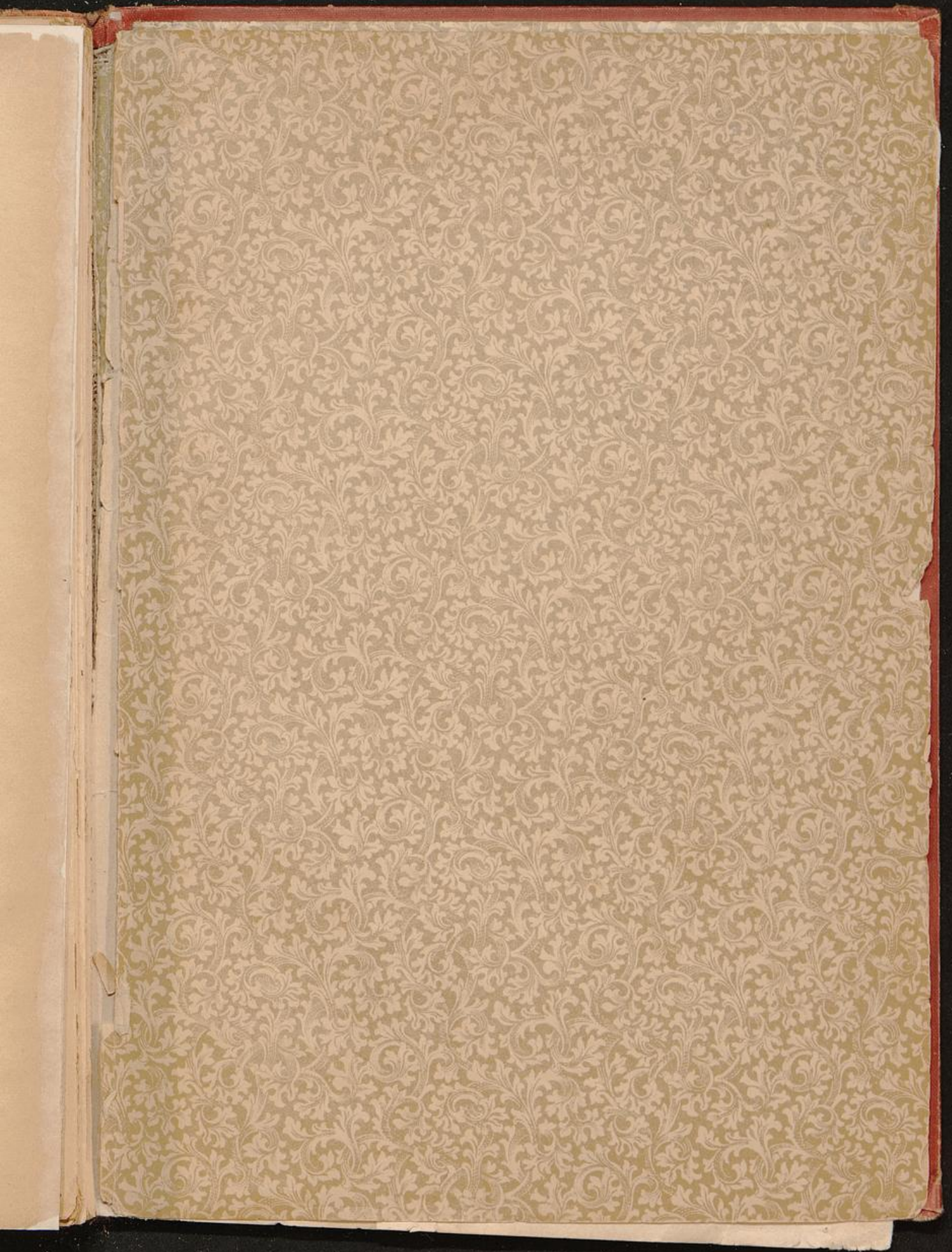
Betrete nie der Lüge glatten Pfad,  
 Geh' Du nur stolz den Dornenweg des Wahren.  
 Dein Hassen treffe jede schlechte That,  
 Und sei zu finden stets bei jenen Scharen,  
 Die aller Heuchelei den Krieg erklären,  
 Die streiten um der Völker höchstes Gut  
 Und die, um finst'ren Rückschritt abzuwehren,  
 Zum Opfer bringen ihres Herzens Blut.

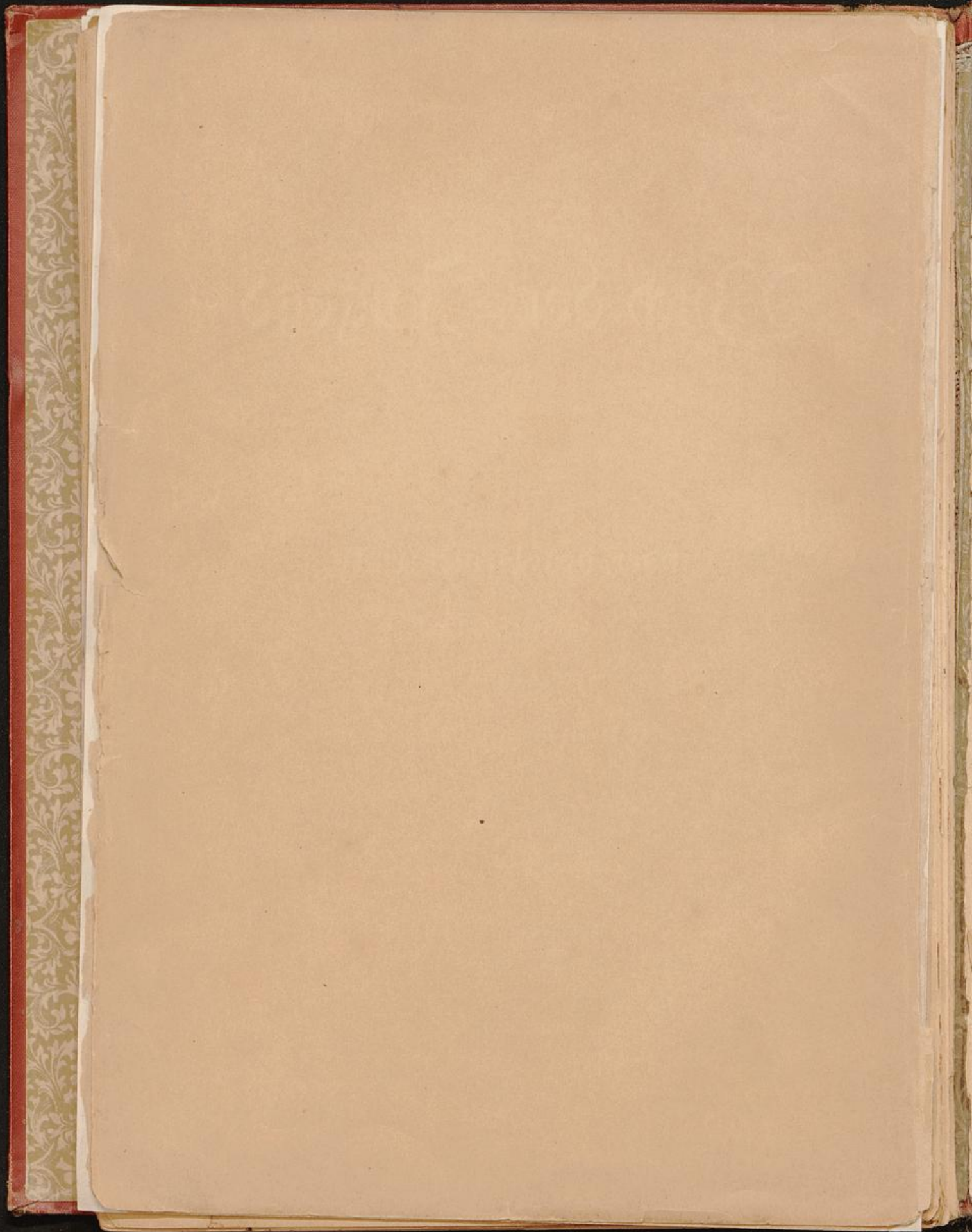
Sei edel Du und wahr und tugendhaft,  
 Verachte alle niedrigen Begierden,  
 Und streb' empor mit Feuerjugendkraft  
 Zu eines freien Mannes schönsten Zierden.  
 Dein Handeln richte sich nach Deinem Sprechen —  
 Nie sei es anders, als die Sprache war.  
 Und halte Wort! Du darfst es niemals brechen,  
 Und brächte es für Dich wohl auch Gefahr!

So mußt Du sein, mein Sohn! Sei Du bewußt  
 Der guten That; in schweren finstern Tagen  
 Senkt sich der Himmel dann in Deine Brust  
 Und läßt Dich nicht auf Erden hier verzagen.  
 Wenn auf der Fluth des Lebens Wogen thürmen  
 Und hart umpeitschen Deinen schwanken Kahn —  
 Du segelst sicher dann bei Wetterstürmen —  
 Du schreitest festen Fußes Deine Dornenbahn.

Reich' mir die Hand, daß ich sie drücken kann,  
 Vielleicht zum letzten Mal! Folg' meiner Lehre!  
 O werde Du, mein Sohn, ein ganzer Mann  
 Und mach' dem Namen Deines Vaters Ehre!  
 Wer an sich selbst die Niedrigkeit bezwungen  
 Und kühn zu dem Erhabenen gestrebt,  
 Wer um die höchsten Güter hat gerungen,  
 Der hat auf Erden nicht umsonst gelebt!

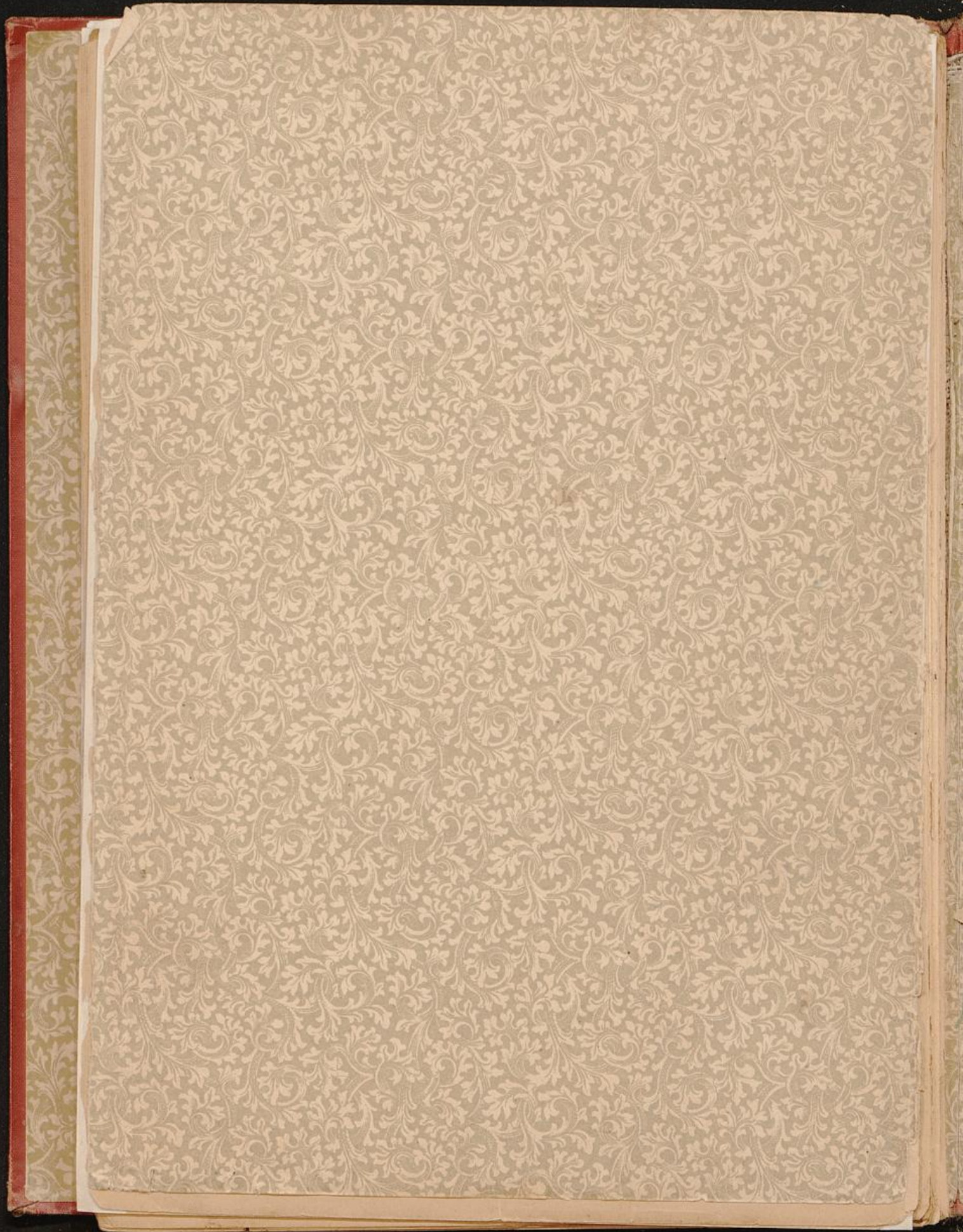


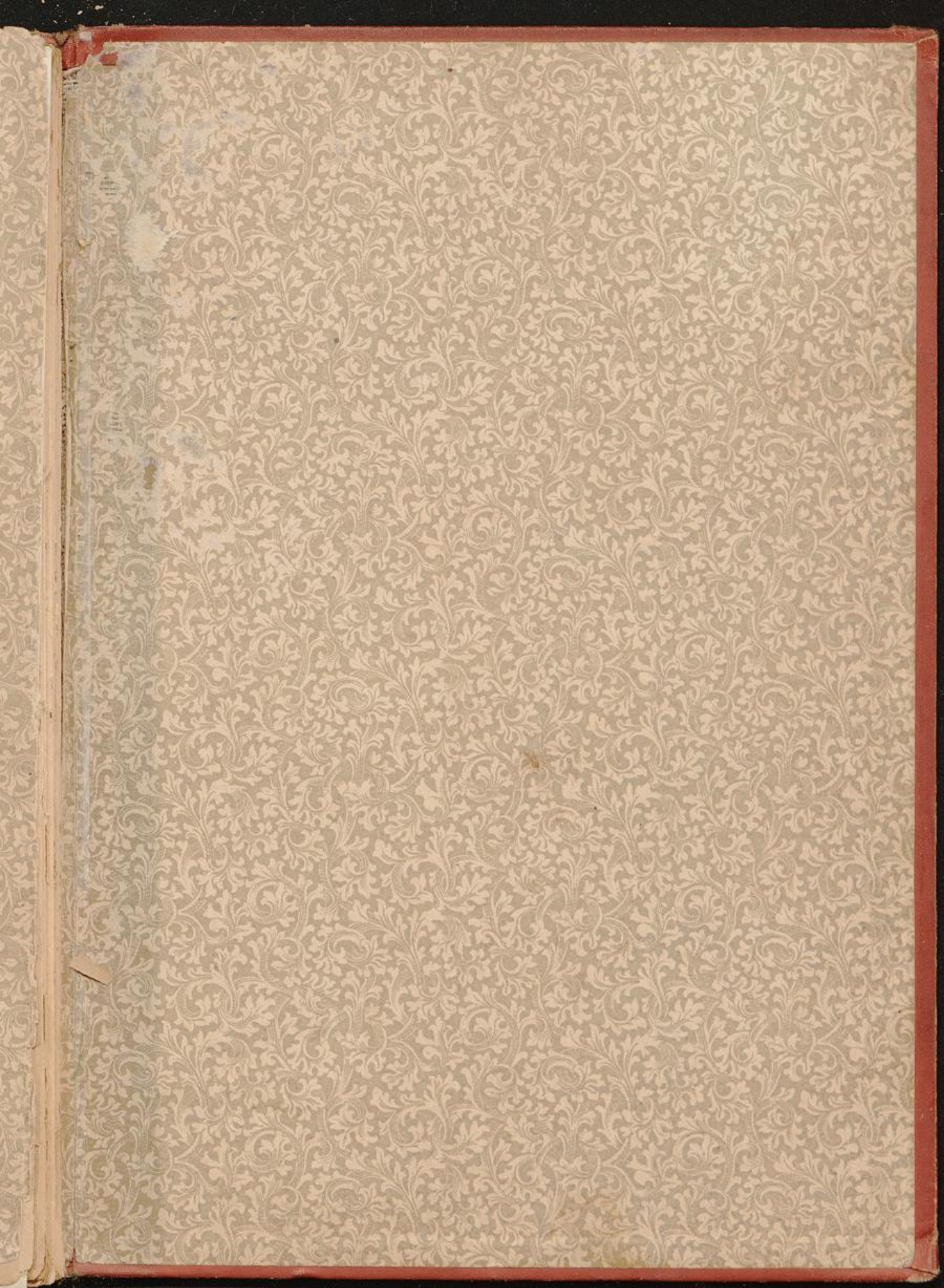


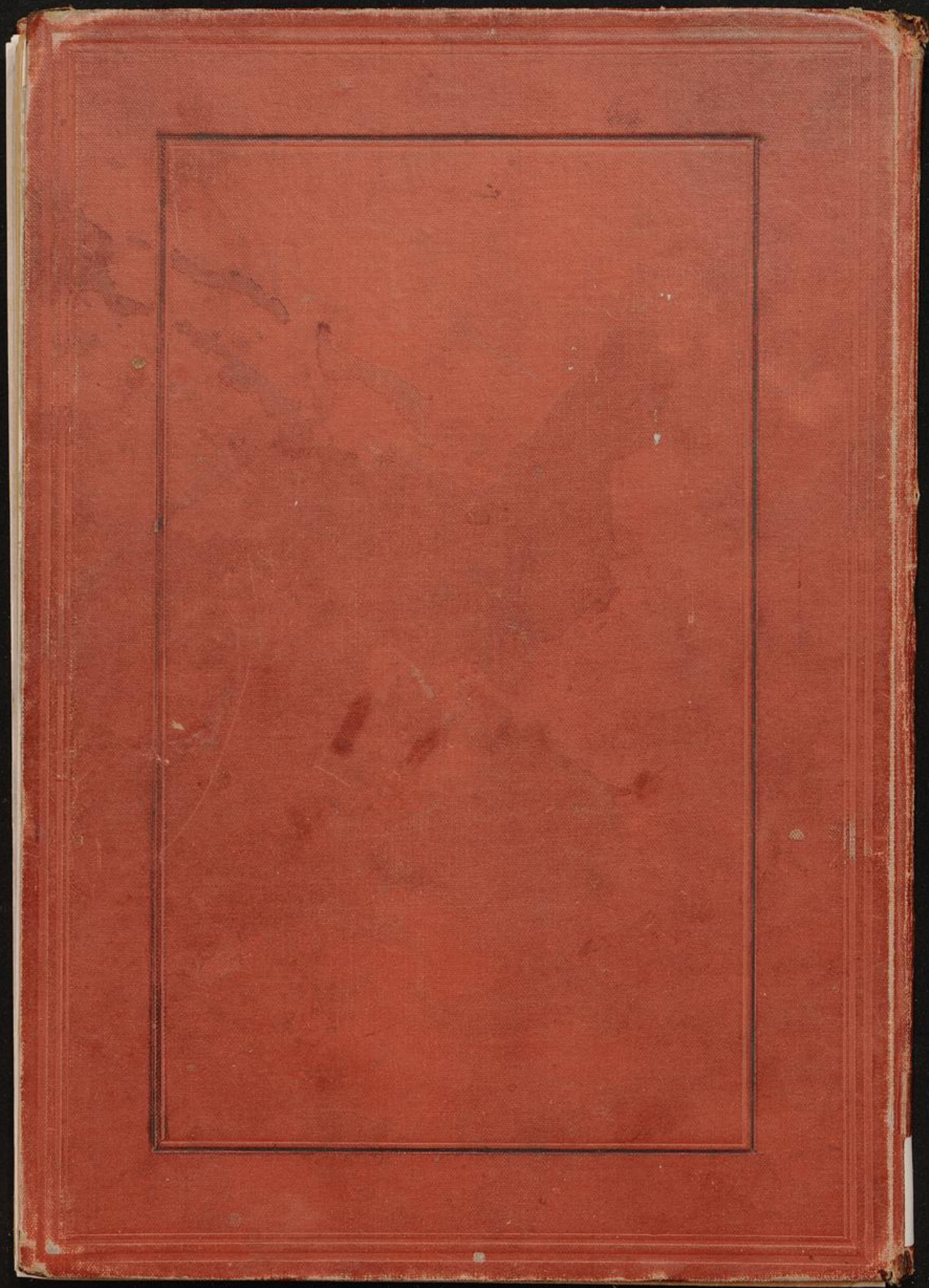


282

~~1847~~







V  
nicht  
verleihbar

Leben der Jugend



p a e  
999.7  
016